

Eugen Langen

geboren 1833, gestorben 1895.

VIII

Vater Johann Jakob Langen war im Spätherbst 1832 mit Kind und Kegel durch die Tore Kölns zum neuen Heim in der Severinstraße gezogen. Wenige Tausend Taler nannte er sein eigen, mehr nicht. Aber gestraften Willens stand der nunmehr achtunddreißigjährige Kaufmann am Steuer eines neuen Schiffes, festentschlossen, dasselbe kraftvoll hinauszuführen zu weiter gesteckten Zielen. Der Mutter unerschütterlicher Glaube an Gottes Hilfe und des Mannes Tüchtigkeit ließ auch sie aufgehen in froher Hoffnung auf ein neues werdendes Leben. Das war das natürliche Horoskop Eugen Langens. Wie es sich erfüllte, ist hier zu lesen.

Jugend und Lehrzeit

Hoffnungsvolle Knospen hängen, ehe sie erblühen, still am Baum des Lebens. Mit kräftigen Sinnen begabte Kinder träumen gern im vegetativen Genuß ihres jungen Daseins dahin, bis der Drang der Umwelt sie zu frischer Betätigung ihres Eigenwillens aufzurufen beginnt. Bis weit in die Schulzeit hinein dürfte diese Kennzeichnung auch für Eugen Langens Kindheit zutreffen. So konnte der Vater im Sommer 1843 die gute körperliche Entwicklung seines Sohnes mit den Worten begründen:

„...da er bei seinem Phlegma den Geist nicht zu sehr anstrengt, dem es übrigens an Stärke nicht fehlt...“

Deutlich bringen dies auch die Zeugnisse der Höheren Bürgerschule zum Ausdruck. Sie sind für die Zeit vom Sommer 1846 bis Herbst 1850 sämtlich erhalten und durchweg recht mittelmäßig. Der Mutter werden sie einige Sorgen gemacht haben; wohl weniger dem klarsehenderen Vater. Im Schulzeugnis des Quartaners Eugen Langen heißt es zum Beispiel:

„Betragen: Nicht ganz ohne Tadel.“

Fleiß und Fortschritte: Langen befriedigte nicht immer durch seine Aufmerksamkeit und mußte oft dazu angehalten werden; nur in Naturgeschichte war er ein aufmerksamer Schüler. Seine häusliche Tätigkeit war unregelmäßig und namentlich versäumte er im Deutschen und Lateinischen viele Arbeiten, was seine Fortschritte hemmte. Seine Leistungen sind in der Geometrie, woran er viel Freude hatte und die er mit Vorliebe trieb, gut, im Deutschen, Französischen, Rechnen befriedigend, in der Geographie, Algebra und Naturgeschichte ziemlich befriedigend, im Lateinischen und Geschichte mittelmäßig, in der Religionslehre und Schönschreiben ungenügend und im Zeichnen gering.

Schulbesuch: L. versäumte 30 Stunden den Unterricht mit Entschuldigung und kam sehr oft zu spät in die Schule. **Besondere Bemerkungen:** L. muß, ehe er versetzt wird, im Lateinischen und der Geschichte sich prüfen lassen.“

Im Zeugnis vom September 1848 stehen wieder Klagen der Lehrer:

„Mathematik, im Rechnen und in der Geometrie bei selten angestrengter Aufmerksamkeit im ganzen befriedigend, ersterer aber bisweilen mittelmäßig. Hätte er mit Eifer und Ausdauer gearbeitet, und den früher betretenen guten Weg verfolgt, so würden seine Leistungen jetzt nicht nur befriedigend, sondern in jeder Beziehung recht gut sein.“

Im Zeugnis vom April 1849 heißt es:

„...Langen fehlte 20 Stunden mit und 8 Stunden ohne Entschuldigung, für welche Nachlässigkeit er zur Strafe gezogen werden mußte...“

Schließlich war auch das Abgangszeugnis vom August 1850 alles andere als glänzend. Der zunehmende Fleiß wurde anerkannt. Gut waren die Leistungen aber nur in der Mathematik, sehr gut im Turnen. Eine Prüfung in der lateinischen Sprache hatte er abgelehnt, weshalb ihm das Zeugnis der Entlassungsreife nicht zuerkannt werden konnte. Alle Zeugnisse weisen darauf hin, daß der Schüler mit Lust und Liebe eigentlich nur bei der körperlichen Betätigung war. Die geistige Regsamkeit schlummerte, von wenigen Ausnahmen in den Realfächern abgesehen, trotz zweifellos bester Begabung. Der natürliche Sinn für die Wirklichkeit dieses Lebens war noch in keiner Weise beschwingt von dem hohen Flug der Gedanken, der dann später geradezu kennzeichnend für die Persönlichkeit Eugen Langens wurde. —

Die seelische Einstellung des werdenden Jünglings entfernte sich nur langsam vom Bilde der Kindheitsjahre. Mit siebzehn Jahren ging es hinaus in die Fremde. Der klug vorausschauende Vater hatte für seinen fünften Sohn den Ingenieurberuf gewählt. Die Technik gewann in diesen Zeiten der beginnenden Industrialisierung der Gütererzeugung und des Güterverkehrs zusehends an Bedeutung. Die Entscheidung zugunsten der Karlsruher Schule fiel in Anbetracht ihrer vorzüglichen Führung durch den großen Ingenieur und Lehrer Redtenbacher nicht schwer. Eine solide Unterkunft im Hause einer Pastorenfamilie war bald für den Sohn gesichert. Nur zögernd ging dieser an den Genuß der immerhin erheblich gestiegenen persönlichen Freiheit. Die Fäden, die ihn mit dem Elternhaus und vor allem mit seinen dort lebenden Geschwistern verbanden, waren stark und gut verankert. Das erkennt man leicht aus den Briefen aus dieser Zeit. So wirkte sich das erhöhte Maß der Selbstverantwortung nur in erfreulichem Sinne aus. Der solange vermißte Drang zur Arbeit stellte sich mit Macht ein. Zugleich stieg das Interesse des Sohnes an den Unternehmen des Vaters zusehens. Am 7. Oktober 1850, also kurz nach seiner Übersiedlung schreibt er an seine Mutter wie folgt:

„Vergangenen Freitag erhielt ich Claras und Alberts Briefe und ich empfang dieselben gerade zur rechten Zeit; nämlich um 12 Uhr als ich ziemlich abgespannt und mürrisch aus dem College kam. Ich habe meine Stunden ganz und gar besetzt, da ich von 8 Uhr morgens — 12½ Uhr Kolege von 2—5 Kolege habe; zum studieren bleiben mir dann noch 3—4 Stunden, in denen ich bis jetzt noch fertig geworden bin, aber ich fürchte wenn das Zeichnen angeht, womit wir noch so ziemlich verschont geblieben sind, mir keine Zeit zum Repetieren bleibt... Ich habe eigentlich gegen die Regel angestoßen indem ich Dir schreibe aber ich fühle, daß sich das Correspondieren wenn man einmal nicht mehr zu Hause ist, wider Willen sehr schnell lernt. — Wie geht es in Antwerpen, an der Hütte und auf der Johannisstraße? Grüße Louise und Otto, Emil und Julchen nebst Sprösslingen und Schleicher-Emma bei nächster Gelegenheit von mir, und Alle die sich für mich interessieren, vor allem meinen lieben Männen, sage ihm daß mein nächster Brief für ihn sei. Ist Jakob frei geworden oder steht als winziger Artillerist hinter der Kanone? — Adieu liebe Mutter, ich muß schließen denn es ist schon 10½ Uhr, die hiesige Polizeistunde gekommen. Es grüßt Dich
Dein Eugen.“

nochmals

Ein verdeckter Zug von Heimweh ist aus diesen Zeilen wohl zu erkennen. Doch bald wird sich auch diese kleine Schwäche verloren haben. Die edle Musika war ja zum Ausgleich überschwelliger Gefühle zur Hand. Im Gesangsverein „Cäcilia“ sang er zweimal in der Woche im Chor mit, und für seine „Bude“ hatte er sich ein Klavier erstanden, das allerdings bald zur Auffüllung seiner erschöpften Kasse verkauft wurde. Hierzu nachstehender Brief an seinen Vater vom 17. Dezember 1851:

„...Ebenso sehr es mich freute, daß Ihr auf der Hütte den Bau von Dampfmaschinen übernommen habt, ebenso sehr entfremdete mich die Nachricht von der Entlassung des Herrn Sch..... Du schreibst mir ich möchte mich hier wegen eines passenden Mannes umsehen, und ich zweifle nicht, daß ich in nächster Zeit durch Herrn Professor Redtenbacher einen solchen finden werde...“

Vor einigen Tagen bot sich mir die Gelegenheit, die ich nicht vorübergehen ließ, mein Klavier zu 53 Fl. also 2 Fl. weniger als der Einkaufspreis zu verkaufen. Ich bin sehr froh, es glücklich losgeworden zu sein, indem ich, da fast sämtliche

• Jüngster Bruder Albert.

Saiten geröstet waren, wodurch beinahe jedesmal wenn es gespielt wurde eine solche sprang, nach einem oder zwei Jahren kaum noch die Hälfte dafür bekommen hätte. Dadurch bin ich nicht genötigt mir ein anderes auf Miethe zu nehmen, indem mein Stubennachbar der sehr geläufig Klavier spielt, sich ein Vergnügen daraus macht, mich zu meinem Gesang zu begleiten. — Da ich außer einer neuen Sonntagshose die ich mir gern nach meinem Geschmack aussuchen möchte nichts bedarf, so bitte ich indem ich selbst gern einige Weihnachtsgeschenke machen möchte, als solches einiges Geld für mich zu bestimmen...[•]

Man sieht, der junge Student gewinnt an Selbständigkeit. Er legt Wert auf sein Äußeres. In diesen Tagen läßt er sich auch, dem Beispiel seiner Studienkameraden folgend, in recht geschmackvoller Form lithographieren und schickt das Bild in mehreren Abdrücken an Eltern, Geschwister und Freunde in die Heimat. Aber der Ernst der Arbeit scheint unter allem dem nicht gelitten zu haben. Fleißig besucht er die Hochschule, wo er gute Beziehungen zu seinen Lehrern mit Geschick und Erfolg pflegt. Mit welcher Gründlichkeit er dabei zu Wege ging, beweisen die sauber geführten Kolleghefte, die uns erhalten sind und die dem Fachmann noch heute ein geschlossenes Bild vom Stand der damaligen Technik und ihres Wissensgutes geben. Mit Rücksicht auf seine Studien blieb er der silbernen Hochzeit seiner Eltern im Sommer 1851 fern, auch benutzte er die Weihnachtstage 1851 zu besonderen physikalischen Experimenten mit einem seiner Lehrer. Zu Ostern 1852 kam er nicht nach Hause, reiste vielmehr mit einem Freunde ins Rheingau, von wo er mit leerer Kasse nach Karlsruhe heimkehrte. Man sieht, der vor kurzem noch so zurückhaltende Jüngling geht fest und klar seinen eigenen Weg. Durch angestrengte Arbeit erwarb er sich die Kenntnisse, auf denen er sein späteres Lebenswerk aufbauen konnte. Noch mehr: durch seine gewinnende unwiderstehliche Herzlichkeit begann er unter seinen Studiengenossen Männer an sich zu fesseln, die ihm in Freundschaft bis ans Lebensende verbunden blieben.

Das große Erlebnis

Nichts vermag einen begabten und temperamentvollen Jüngling mehr zu beschwingen, als die reine Liebe zu einer ihm gleichwertigen, hochgesinnten Mädchenseele. Eugen Langen hatte das große Glück einem solchen anbetungswürdigen Wesen in der Vollkraft seiner Jugend zu begegnen. Im Frühjahr 1852 weilte der junge Student auf einem Ausflug in Baden-Baden. Im „Hotel zum Bären“ wollte er gerade sein Mittagessen einnehmen, da erschienen im Saal drei bildschöne, schlanke Mädchen, betreut von ihrer lebhaften, kleinen Mutter. Die Bekanntschaft mit den auffallenden Gästen — es waren die Damen Thurneysen aus Basel — war bald gemacht und in kurzem spannen sich zarte Fäden zwischen der mittleren der drei Schönen, der achtzehnjährigen Henriette, und dem verliebten Studenten an. Dieser muß sofort über das Erlebnis nach Hause berichtet haben, denn schon im Mai treten die beiden Familien in stillschweigender Anerkennung der kommenden Bindung miteinander in nähere Fühlung. Eugen darf zu Besuch nach Basel fahren, nachdem Vater Thurneysen seinen Besuch in Köln in nahe Aussicht gestellt hat. Am 31. Mai schreibt Eugen schon auf einem Briefbogen seiner Angebeteten folgenden Gruß an seine Eltern:

„... Die Familie Thurneysen läßt Euch, und besonders läßt H(enriette) Jakob für seinen Gruß herzlich danken. Vielleicht werdet Ihr Euch wundern, daß ich hier die Zeit finde Euch zu schreiben, aber da ich nicht weiß, ob ein Brief aus Karlsruhe geschrieben noch zeitig genug seinen Bestimmungsort erreichen würde, so kann ich Euch schon dieses kleine Opfer bringen; eigentlich ist es gar kein Opfer, denn ich verdanke es ja nur Euch, daß ich hier diese frohen Stunden verbringen kann. — ... Frau Thurneysen sowie Frä. Elise und Henriette werden bis Mitte nächsten Monats nach Baden-Baden gehen; erstere gedenkt dort Dampfbäder zu nehmen, Frä. Elise* denkt durch die Trennung ihre allzu stürmischen Herzensleiden etwas zu mildern und Henriette will ihnen vielleicht nur Gesellschaft leisten...
Jetzt Adieu liebe Eltern, erwidert Herrn Th(urneysen) die Freundschaft, die er mir bewiesen mit gleicher Herzlichkeit.
— Empfängt noch die Grüße der ganzen Familie

durch Euren getreuen Eugen.“

* Elise Thurneysen hatte sich kurz zuvor verlobt.

Über den Besuch in Baden-Baden erhalten dann die Eltern am 24. Juni folgenden Bericht:

„... Es regnet hier seit 14 Tagen, was besonders für die Badegäste in Baden-Baden sehr unangenehm ist; um ihnen die Zeit ein bißchen zu vertreiben, ging ich vorigen Sonntag dorthin. Wie Ihr Euch erinnern werdet, ist Baden nur eine Eisenbahnstunde von hier entfernt und da ist es wohl erlaubt von Zeit zu Zeit einen kleinen Abstecher zu machen. An dem nächsten schönen Tag gedenken Th(urneysens) sich unter meinem, sowie unter Herrn F....s Schutz die hiesige Stadt, die beiden Mädchen noch neu ist, anzusehen; ich glaube überhaupt, daß diese lieben Leute meine einzige Abwechslung für diesen Sommer sein werden. Nicht nur Henriette, nein die ganze Familie behandeln mich jungen Fant mit so viel Vertrauen und so viel biederer Freundschaft, als ob ich schon ein reiferer Mann wäre. — Es will mir oft selbst auch nicht recht einleuchten, und ich wundere mich oft selbst darüber, wie vernünftig und ruhig denkend ich in den letzten Jahren geworden bin; aber ich fühle es auch, daß alles was ich denke, was ich zu erfassen zu zerlegen suche, nur ein kleiner Teil, gleichsam nur von der unendlichen Masse Gestohlenen ist, die uns verschlingen würde, wollten wir versuchen ihr die Spitze zu bieten, mehr zu nehmen als unser schwacher Geist erfassen kann...“

Man sieht wie es gärt in dem Herzen des noch recht jungen Liebhabers, denn er ist erst neunzehn, sie achtzehn Jahre alt. Die fromme Mutter daheim ahnt, daß der Sohn in Glaubenssachen seinen eigenen Weg gehen wird. Sie ängstigt sich um sein Seelenheil, denn nach ihrer Überzeugung schützt nur der strenge Kirchenglauben vor ewiger Verdammnis. Aber der Sohn geht — wie es bei jungen, der Liebe verfallenen Menschen so leicht geschieht — hellsehend dem seiner Natur entsprechenden Weg. Dem Drängen der Mutter stellt er ein überzeugtes „Nein“ entgegen, in einer so schönen und liebevollen Form, daß man die Wiedergabe des delikaten Briefs (vom 21. November 1852) wagen darf:

„... Ich hätte Dich eigentlich, liebe Mutter, gar nichts wissen lassen sollen von dem was ich über diese Sachen denke um Dich nicht unglücklich zu machen durch den Gedanken, daß ich, der ich Dir doch so nahe stehe, nicht zu den gläubigen auserlesenen Christen gehöre, Dich unglücklich zu machen, nach Deiner Überzeugung, durch den Glauben, daß Dein Kind für das Leben nach diesem irdischen verloren sei, aber Du hast mich dazu gezwungen, und ich kann und will Dir nicht durch heuchlerische Lüge ausweichen. Bete zu Deinem Gott, und wenn er dann der „allmächtige Gott“ ist, dann wird er auch gewiß Dein Kind, das ja so gerne das Wahre und Rechte aus Überzeugung glauben möchte, überzeugen.“

Sieh, liebe Mutter, ich liebe Dich so innig wie kein zweites Wesen auf der Welt und werde mich in meinen Handlungen immer gern Deinem Willen fügen, aber verlange nicht von mir wider meine Überzeugung zu denken, zu glauben, denn das steht ja nicht in meiner Kraft und wäre ja auch widersinnig, unmöglich. — Wer weiß, vielleicht bringen spätere Jahre andere Überzeugungen und ich werde dann glücklich sein in dem Gedanken, daß ich mit Dir glauben kann und muß...“

Vater Thurneysen war inzwischen von seinem Besuch in Köln recht befriedigt nach Hause zurückgekehrt. Die Freundschaft der beiden Familien war damit begründet, und im September 1852 finden wir bereits die Brüder Eugen und Albert zu Besuch in Basel, von wo sie einen gemeinsamen Ausflug ins Berner Oberland machten. Mit dem neuen Semester setzte dann wieder das fleißige Studium in Karlsruhe ein, dem er mit verständlichen Unterbrechungen durch Reisen nach Basel bis zum Herbst 1853 treu blieb. Nach Abschluß dreijährigen Studiums begann die praktische Lehrzeit zunächst auf der Friedrich-Wilhelmshütte. Henriette kam im Frühjahr 1854 für einige Wochen zu Besuch nach der Severinstrasse. Hier schloß sie enge Freundschaft mit ihrer zukünftigen Schwägerin Clara, an die sie nach ihrer Rückkehr nach Basel herzliche Dankesworte richtete:

„... Soeben erhalte ich einen Brief von meinem lieben Eugen und bin ganz entzückt darüber; ich hatte diesen Trost recht nötig, denn der liebe Mensch fehlt mir überall und ich sehe wohl ein, daß er zu meinem Glücke durchaus notwendig ist. Es ist doch eigen, daß erst, wenn wir von unseren Lieben entfernt sind, wir die ganze Liebe fühlen, die wir für sie hegen. — Wie habe ich mich doch auf meine Heimat und die Meinigen gefreut, und jetzt, da ich mit der gleichen Liebe von ihnen empfangen werde und sie wieder besitze, schne ich mich nach meiner zweiten Heimat und fühle erst, was für starke Bande es sind, die mich dorthin fesseln. — Meine Hoffnung Eugen auf Pfingsten wieder zu sehen, ist durch die Fatalität am Hochofen ganz trübe geworden und doch möchte ich Dich meine Gute bitten, meine Parthie zu ergreifen und Dein bestes zu tun, damit ich ihn baldmöglichst wiedersehe, ich sehne mich darnach und freue mich sehr, meine

Geschwister ihn als Bruder begrüßen zu sehen ... Grüße mir auch alle meine Lieben aufs herzlichste und Deine Eltern schicke ich einen kernhaften Kuß; ich denke mein letzter Brief wird wohl sich in ihren Händen befinden, sowie der Ring an Eugens Finger...

In Köln war also in diesen Tagen die offizielle Verlobung erfolgt, wobei man über den Zeitpunkt der Hochzeit noch keine bestimmten Abmachungen getroffen haben dürfte, denn der einundzwanzigjährige Bräutigam praktizierte damals ohne Aussicht auf einen bestimmten Wirkungskreis an den verschiedensten Plätzen. Im Sommer 1855 beantwortete er von Lüttich aus, wo er auf einem Konstruktionsbüro arbeitet, eine Anfrage seines Vaters, der den Übergang zur hüttenmännischen Laufbahn angeregt hatte, wie folgt:

„Vajers Brief war mir umso angenehmer, als er nach vierwöchentlicher Unterbrechung die ersten Nachrichten von seiner Hand enthielt, und gerne hätte ich ihm umgehend geantwortet, wenn nicht seine Vorschläge einer reifen Überlegung und Prüfung bedurft und ich nicht wegen dringender Arbeit von morgens 7 Uhr bis abends 7 Uhr ins Zeichenzimmer gebannt gewesen wäre. — Diese letztere ist nun vollendet, und habe ich aus Vaters Schreiben ersehen, daß Ihr mit den Vorarbeiten für eine anonyme Gesellschaft beschäftigt und in Anbetracht der Folgen, die eine derartige Umgestaltung unseres Geschäfts auf meine zukünftige Stellung haben wird, bin ich entschlossen, meine fernere Tätigkeit der Eisenerzeugung und speziell dem Walzwerksbetriebe zuzuwenden. — Das Pensum, was mir dadurch gesetzt wird, ist zwar etwas groß, um es in der Zeit, die für meine freie Ausbildung bestimmt war, gründlich zu absolvieren; jedoch hoffe ich, es wird mit einiger Ausdauer gelingen. — ... Eisenerzeugung und Maschinenfabrik sind zwei so verwandte Branchen, daß zur Leitung der einen das Studium der andern erforderlich und besonders für den Walzwerksbetrieb bilden nächst der Kenntnis des Rohmaterials die Regeln der Mechanik die Hauptbasis... Nachdem ich den Walzwerksbetrieb vermöge einer praktischen Tätigkeit verbunden mit Privatstudium über den theoretischen Teil kennen gelernt, wäre es mir von größerem Nutzen, wenn ich vor Antritt meines Militärsjahres eine vielleicht 2monatliche Reise ins Ausland machen könnte, um die Eigentümlichkeiten der belgischen und englischen Methode kennen zu lernen. — Nachdem sich jedoch die Gesellschaft gebildet, liegt es sowohl in unserem als im Interesse der Aktionäre, schleunigst mit der Ausführung der projektierten Anlagen zu beginnen und bedaure ich nur, es bis dahin nicht weit genug bringen zu können, um dieselben zu übernehmen...“

Zum Schluß dieses Schreibens befürwortet er für den Herbst einen gemeinsamen Aufenthalt mit den Eltern und Henriette in Badenweiler. Statt dessen kam es mit Rücksicht auf die schlechte Gesundheit der Mutter nur zu einem gemeinsamen Aufenthalt in Bad Soden am Taunus. Hier wurde dann die Heirat der jungen Leute zum Frühjahr 1856 beschlossen, denn Eugen schreibt im Oktober 1855 von der Finkenhütte bei Siegen, wo er in schwerer Arbeit am Puddelofen stand:

„Meine lieben Eltern!

Recht sehr haben mich Eure lieben Briefe sowie Gustavs Zeilen erfreut; wenn man wie ich, lange von all den Lieben getrennt sein muß, lernt man es doppelt würdigen, daß selbst dann unserer mit gleicher Liebe gedacht wird. — Auch ich empfinde es, wie im Laufe dieses Jahres über das Glück meines Lebens entschieden sein wird, aber gerade deshalb gehe ich ihm getrost und freudig entgegen und sehne mich nach der Ruhe und dem Glück, das ich bis heran nur geahnt und nur in einem zufriedenen Familienleben finden werde. Die vielfachen Pflichten, die meiner warten, machen ja teilweise das gesuchte Glück aus, zudem habe ich die frohe Zuversicht, daß solange wir in Eurer Nähe, es Henriette und mir nie am besten Rate mangeln wird...

Ein solch ausgesprochener Sinn für Familie und Häuslichkeit dürften bei einem zweiundzwanzigjährigen jungen Mann heute nur selten anzutreffen sein. Bis zur Hochzeit in Basel gab es zuvor harte Arbeit in Thüringen, Berlin und vor allem in der kalten Jahreszeit an den Puddelöfen der Königshütte in Oberschlesien. Dann aber kam das schöne Hochzeitsfest in Basel, dem allerdings die Mutter wegen ihrer schwachen Gesundheit fernbleiben mußte. Ihr galt daher der erste Gruß der Jungvermählten von der Hochzeitsreise aus dem schönen Paris:

„Seit dem frohen Tage unserer Vereinigung und unserer Abreise von Basel flohen meiner lieben Henriette und mir die Stunden glücklichen Zusammenseins so schnell, daß mir die letzte Vergangenheit wie ein Traum erscheint und gewiß wirst Du uns verzeihen, wenn ich Dir erst heute unsern herzlichsten Dank für Deine innigen Worte und Wünsche ausspreche. — Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie freudig Deine Verse unser Glück besiegelten, ist's doch nicht anders

möglich als daß das, was von Herzen kommt, auch zum Herzen dringt. — ... Seitdem wir hier in Paris, sind wir von morgens bis abends auf den Beinen, und dennoch wissen wir nicht, wie wir fertig werden sollen, all das schöne und großartige zu genießen, was Auge und Ohr in der Weltstadt geboten wird. — Mit Henriette bin ich über den Tag der Abreise von hier noch nicht einig, und wenn wir uns auch beide auf unsere Behausung freuen, darf ich es ihr nicht verargen, wenn sie nur ungern Paris so bald verläßt, als ich wünsche..."

Das große Erlebnis der Studienzeit war eingelaufen in den Hafen einer glücklichen und, wie wir sehen werden, kinderreichen Ehe. —

Junger Hausstand – und – schwerer Anfang

Die bezaubernd schöne Henriette hielt mit ihrer prachtvollen Erscheinung ihren geliebten Eugen gefesselt. Auch Eltern und Geschwister erlagen sehr bald dem unwiderstehlichen Zauber dieser klugen und liebenswerten Persönlichkeit. Die Mutter hatte das alte Gustorfsche Häuschen, nahe der Zuckerfabrik gelegen, für ihre Kinder hergerichtet. Dort lebte das junge Paar zunächst ohne eigne Einnahmen des Hausherrn von dem kleinen Guthaben, das sich aus den üblichen Neujahrsgeschenken des Vaters angesammelt hatte. Groß waren die Beträge nicht, die benötigt wurden. Im Jahre 1857 gab man zum Beispiel nur 1263 Taler aus, von denen 100 Taler aus Zinseingängen bestritten werden konnten. Dabei waren drei Monate dieses Jahres noch durch Sonderausgaben des Dienstjahres belastet, denn der junge Hausherr wurde wenige Tage nach dem Einzug ins eigene Heim zum Kasernendienst bei den Deutzer Pionieren befohlen, von wo er Ende März 1857 mit der Qualifikation zum Reserveoffizier entlassen wurde. Inzwischen hatte bereits der erste Sprößling das Licht der Welt erblickt, als erster einer Serie von sechs Jungen. Er erhielt den Vornamen seines Vaters, erreichte aber leider nur ein Alter von sechs Monaten. —

Mittlerweile war für die berufliche Betätigung des jungen Ehemanns eine unerfreuliche Entscheidung gefallen. Im Herbst 1856, also während des Dienstjahres, war die Friedrich-Wilhelmshütte in den Siegrheinischen Bergwerks- und Hütten-Aktienverein umgewandelt worden. Vater Langen hatte zweifellos gehofft, dabei außer seinem Sohn Emil, der zum Generaldirektor der Hütte gewählt worden war, auch seinen Sohn Eugen unterbringen zu können, den er ja im Jahre 1855 im Hinblick auf die kommende Neugründung zum Berufswechsel veranlaßt hatte. Wo der wahre Grund für diesen Fehlschlag lag, ist heute nicht mehr festzustellen. Jedenfalls hing des fünften Sohnes Zukunft jetzt in der Luft. Der Vater suchte in seinem hohen Gerechtigkeitsgefühl nach einem Ausweg: Er nahm seinen Sohn Eugen zum 1. Januar 1858 als fünften Teilhaber bei der Zuckerfabrik auf. Das war für diesen lebhaften Geist eher eine Bremse als ein Sprungbrett. Allein die wachsende Familie wollte unterhalten sein. Damit nun aber der Arbeitsdrang des Sohnes unter den engen Verhältnissen bei der Zuckerfirma nicht erlahmte, nahm Vater Langen, wo immer nur möglich, den Rat seines Sohnes auch für die Arbeiten auf der Hütte in Anspruch und belohnte ihn für seine Mühen aus eigener Kasse oder aus der der Hütte. Das war auch deshalb unerlässlich, da die Jahre 1859 und 1862 im Zuckergeschäft Verluste brachten. —

Der Etagenrost

Vater Langen mußte schon 1859 erfahren, daß die Friedrich-Wilhelmshütte als Entlastungsventil für die geistige Regsamkeit seines fünfundzwanzigjährigen Sohnes nicht mehr ausreichte. Die Schaffensfreude des jungen Mannes fand kein Genügen mehr an den kleinen, technischen Hilfen, die er in der Zuckerfabrik als fünfter Teilhaber und bei der Hütte als unverantwortlicher Berater geben konnte. Seine Gedanken schweif-

ten über diese engen Gebiete hinaus. Er wollte ihnen schon deshalb nachgehen, weil sie sichere Aussicht für eine durchgreifende Verbesserung des Vorhandenen boten. Wenn dabei ein schön' Stück Geld für die heranwachsende Familie abfiel, um so besser!

Die Wärmewirtschaft von Kesselanlagen wurde in den Jahren zunehmender Industrialisierung immer bedeutsamer. Bei der Hütte, wie in der Zuckerfabrik, sah Langen immer wieder schwere Rauchwolken aus den Kaminen ziehen, wenn die Heizer bei geöffneter Ofentüre die frischen Kohlen auf den Rost warfen. Das mußte doch vermieden werden können! An beiden Stellen, in Köln und auf der Hütte, machte er im Frühjahr 1859 Versuche mit einer neuen Rostart, die nachweislich Kohlenersparnisse von 20 Prozent und darüber brachten. Der Gedanke der neuen Konstruktion, die im Lauf der Jahrzehnte häufig zu Nachbildungen und weiteren Verbesserungen angeregt hat, ist auch für den Laien verständlich: Wenn man die Kohlen in der Feuerung nicht auf die brennende Schicht, sondern unter sie bringen konnte, mußten die entstehenden Gase rauchlos verbrennen, weil sie sich an der darüberliegenden glühenden Schicht entzündeten mußten. Die frischen Kohlen wurden daher bei dem neuen Rost von außen auf treppenförmig angeordnete Platten – die Etagen – geworfen und vom Heizer mit Schürschiebern unter das darüber brennende Feuer geschoben. Durch dieses Schüren sanken die brennenden Kohlen über die verschiedenen Etagen allmählich herunter auf einen Planrost gewöhnlicher Art, auf dem sie ausbrennen konnten.

Gedanke und Ausführung waren nach dem damaligen Stand der Technik von verblüffender Ursprünglichkeit. Bei der Verwertung ging der sechszwanzigjährige Erfinder mit einer beachtlichen Zielsicherheit vor. Zunächst erkämpfte er sich durch persönliche Vorstellungen in Berlin ein Patent, also das alleinige Ausführungs- und Vertriebsrecht. Nachdem dieser damals ungewöhnliche Erfolg erzielt war, folgten die Staaten des Zollvereins und auch Österreich mit der gleichen Bestätigung. Schließlich wurden auch in den wichtigsten Ländern des Auslandes wie Frankreich, England, Belgien, Spanien, Italien und sogar in den Vereinigten Staaten Patente beantragt und erzielt. Dabei erwarb der helihörige, junge Ingenieur eine umfassende Kenntnis des gesamten Patentwesens, die ihm, wie wir sehen werden, später gut zunutze kam. Im Freundeskreis wurde er schon damals mit Vorschußlorbeeren bedacht: man nannte ihn den „Patent-Langen“!

Die geschäftliche Verwertung der Erfindung war trotz ihrer wirtschaftlichen Bedeutung nicht leicht. Eingebaute Kesselfeuerungen änderte niemand, nur weil ihm ein interessierter Geschäftsmann eine zwanzigprozentige Kohlenersparnis verspricht. Der Nachweis mußte mit Lehrheizern geführt, die Kesselbesitzer an dem Erfolge interessiert werden. Es ist bewundernswert, wie der junge Ingenieur auch diese Seite der Aufgabe erfaßt. Seine Maßnahmen richtet er ganz nach der Einstellung des Kunden. Er verlangt nur dann die Abnahme der Roste, wenn sich der Kesselbesitzer bei der Übergabe von den erzielten Ersparnissen überzeugt hat. Von ausländischen Fabrikanten, denen er den Bau der Feuerungen in Lizenz überläßt, verlangt er die Hälfte des hierbei erzielten Gewinnes, wobei er zur Vermeidung späterer Meinungsverschiedenheiten im vorhinein normierte Selbstkosten vereinbart.

Das Geschäft ließ sich in den Ländern des Zollvereins und in Österreich gleich so günstig an, daß er es der Friedrich-Wilhelmshütte ohne persönliche Kleinarbeit überlassen konnte. Diese hat dann in drei Jahren 1500 Roste im Wert von 175 000 Taler geliefert. Schwieriger war das Geschäft im Ausland, das er selbst bearbeiten mußte und das ihn in den Jahren 1860–1863 zu häufigen Reisen veranlaßte. England und Spanien hat er wiederholt, aber ohne durchschlagenden Erfolg besucht. In der Schweiz, die damals noch keinen Patentschutz kannte, hat er von Basel aus geworben und auch zwanzig bis dreißig Roste abgesetzt. In Frankreich und Belgien, wo er die Kundschaft mehrmals persönlich bearbeitete, war der Erfolg nur mittelmäßig. Eine Ausnahme machte der große Ingenieur Hirn in Logelbach im Elsaß, bei dem nach langem Kampf gegen träge und übelwollende Heizer nach und nach alle Kessel der berühmten Spinnerei mit Etagenrosten ausgestattet wurden.

Die fleißige Korrespondenz dieser Jahre füllt dicke Kopierbücher an. Einige Proben hieraus mögen kenn-

zeichnen, wie der junge Geschäftsmann die Sache anfaßte. Seinem Schwager Thurneysen in Basel, dem er für das Geschäft in der Schweiz Halbpant vorgeschlagen hatte, schrieb er im Herbst 1859:

„...Für Deine Mühe und Propositionen zur Verbreitung meiner Erfindung sage ich Dir besten Dank und es soll mich freuen, wenn wir Beide ein schönes Nadelgeld daran verdienen könnten. Du hast nur eine etwas zu große Idee von dem Beutel Anderer. Ich fürchte, daß man sich durch zu große Forderung mehr schadet als nützt und bin der Meinung, daß man sich durch nicht zu hohen Preis, an dem man jedoch nichts dängen läßt, die Verbreitung in den übrigen Städten der Schweiz erleichtert. — Einliegend meine Propositionen: Bei den Preisen, die ich stelle, werden für jeden von uns etwa Frs. 6000.— zu verdienen sein, und ich glaube, es ist gut, sich damit zu begnügen. — ... Nun lebe wohl, lieber Schwager, träume diese Nacht von den Franken, die Du noch nicht hast und von den „Kämis“, die noch rauchen...“

Dem Brief liegt ein gut ausgearbeitetes Rundschreiben bei, mit dem sich sein Schwager bei den dortigen Kesselbesitzern einführen sollte. Zwei Probestücke der Roste sollten ohne Verbindlichkeit eingebaut werden, wenn sich die übrigen Kesselbesitzer des Bezirks im Fall nachgewiesenen Erfolges zum Einbau von Rosten unter normierten Bezugsbedingungen verpflichten würden. Für eine solche Gemeinschaftsarbeit waren die Baseler Kesselbesitzer verständlicherweise nicht zu gewinnen. Dagegen kann er am 8. März 1862 befriedigt an einen süddeutschen Geschäftsfreund aus der Zuckerindustrie schreiben:

„...Bei den mannigfachen Anfechtungen, die meiner Konstruktion noch täglich zuteil werden, meistens aus Unkenntnis, vielfach aus trauriger Eifersucht, freute es mich jedesmal doppelt, wenn derselben Anerkennung zuteil wird und ich sage Ihnen nochmals Dank für die Gründlichkeit und Geduld, mit der Sie meine Sache von erster Stunde an behandelt. — Im allgemeinen habe ich allen Grund zufrieden zu sein, da wohl selten eine neue Sache so schnell Verbreitung gefunden hat, wie die Etagenroste, davon heute circa 1300 in Deutschland und Oesterreich im Betriebe sind. — Es ist dies eine große Zahl und sie bedeutet doch viel weniger, denn leider bin ich zu der Annahme genötigt, daß kaum die Hälfte derselben den Besitzern wirklich die Vorteile gewährt, welche sie daraus ziehen könnten. Bei fetten oder gasreichen Kohlen ist der Erfolg stets ein gesicherter, nur muß die Bedienung dem Sinne der Konstruktion entsprechen und dies ist leider aus so vielen Ihnen bekannten Gründen so schwer zu erreichen.“

In Frankreich hatte die Neuheit besonders große Widerstände zu überwinden. Langen hatte mit einem jungen Techniker die Anlage in Logelbach in Ordnung gebracht. Jetzt hatte dieser in Lille einen neuen Rost zu übergeben und erhielt hierzu im April 1862 folgende Anweisung:

„...Sollte wider Erwarten der Versuch ungünstig ausfallen, so bedarf es nur telegr. Depesche um mich zu einer Tour dorthin zu veranlassen...“

Aber am Schluß des Schreibens heißt es dann:

„...Meine Frau dankt für Ihren freundlichen Gruß und läßt denselben bestens erwidern; sie glaubt, daß jetzt, wo Sie draußen seien, ich zu Hause bleiben könne; Sie sehen, daß Sie keine schlechte Meinung von Ihnen hat. —...“

Man sieht, Langen gibt gern zu dem, was er geschäftlich behandelt, eine warme persönliche Note. So wollte er seine eigene natürliche Frische und aufrichtige Menschlichkeit auch auf seine Mitarbeiter übertragen. Die Quelle, aus der er sich in diesen Jahren immer wieder neue Kraft holt, ist hierbei leicht zu erkennen. Man lese nur beispielsweise den Brief an seine Geschäftsfreunde in Manchester vom Herbst 1861:

„Nach einigen Tagen der Ruhe und des glücklichen Familienlebens will ich nicht unterlassen, Ihnen zunächst meinen Dank zu sagen für jede Freundlichkeit, welche Sie mir während meines letzten Aufenthalts dort erzeugt haben; und Ihrer Teilnahme gewiß, erlaube ich mir hinzuzufügen, daß ich meine kleine Familie ebensowohl und munter wieder gefunden, als ich dieselbe verlassen. —...“

Diesem Brief liegt dann ein mehrseitiger Entwurf eines Vertretungsvertrages bei, der dann von seinen Freunden im wesentlichen anerkannt wurde, aber zu keinen großen Umsätzen führte. Erhaltene Abrechnungen der Friedrich-Wilhelmshütte geben einigen Aufschluß über das, was Eugen Langen bei dem Rostgeschäft über alles gesehen verdient hat. Bis Ende 1869 dürften es dreißig- bis fünfunddreißigtausend Taler gewesen sein¹³.

Zurück zum Zucker!

Anlaß und Bedeutung dieser entscheidenden Wendung im Leben Eugen Langens wird erst dann zu behandeln sein, wenn wir den Stand innerhalb der weiteren Familie kennen. Im August 1859 war Johanna Gustorff, Johann Jakob Langens zweite Frau, ihrem langjährigen Herzleiden erlegen. Ihr Sohn Eugen berichtet über ihre letzten Tage an seinen Schwiegervater in Basel u. a. wie folgt:

„...Vor wenigen Wochen hatte sich der Zustand der Mutter zu unserer Freude wesentlich gebessert und der damals angetretene Aufenthalt in Brühl schien ihre Brust zu kräftigen und neu zu beleben; am 13ten d. M. stellte sich jedoch der frühere Brustkampf wieder ein, wahrscheinlich infolge einer Erkältung, sie war genötigt nach hier zurückzukehren und kämpfte bis zum Ende mit einer Atemnot, welche der geduldig Leidenden nur ab und zu für wenige Minuten in kurzem Schlummer die Ruhe gestattete. — Der ohnedies geschwächte Körper konnte nicht länger widerstehen; sie fühlte sehr wohl die Abnahme ihrer Kräfte und bereits am vorigen Montag versammelte sie ihre Lieben um sich und nahm bei völligem Bewußtsein und mit der Ruhe eines in Gott gestärkten Gemüts von uns allen Abschied. — An den nun folgenden Tagen schlummerte sie fast anhaltend, die Brust schien freier, aber man sah, wie die Kräfte mehr und mehr schwanden, bis sie heute früh mit dem Ausdruck des Friedens auf ihre Zügen die müden Augen schloß. — In der Pflege haben wir uns alle geteilt, und dadurch, daß wir in der letzten Zeit auf der Severinstraße wohnten, hat auch Henriette manche Stunde vor dem Krankenlager gesessen, sie tat es gerne und Mutter liebte ganz besonders von ihr gepflegt zu sein. — Der kleine Gottlieb erhielt ihren Segen, möge er ihn auf seinem ganzen Leben begleiten; das liebe Kind gedeiht herrlich und ist unsere größte Freude und bester Trost. Wenn Gott uns Gesundheit und Leben schenkt, sollt Ihr Euren Enkel im nächsten Frühjahr sehen...“

Tochter Clara nahm damals mit ihrer jungen Familie Wohnung im Erdgeschoß der Severinstraße und betreute den väterlichen Haushalt. Der älteste Sohn Otto wohnte derzeit mit seiner achtköpfigen Familie in der Johannisstraße, der zweite, Gustav, mit Frau und fünf Kindern in der benachbarten Josephstraße. Eugens Familie war bis 1862 auch auf fünf Köpfe gestiegen. Seine Wohnung hatte er mehrfach gewechselt. Jetzt hatte er sich auf zwei Jahre in der Mechthildisstraße 20 eingemietet. Er war, wie wir aus seinen Mitteilungen bei seinem fünfundzwanzigjährigen Firmenjubiläum wissen, damals fest entschlossen, sich als Zivilingenieur eine eigene Zukunft zu schaffen. Da kam Ende 1862 der unerwartete Entschluß seines ältesten Bruders, sich von dem Kölner Zuckergeschäft der Familie zu trennen, und sich in der Baumwollindustrie in M.-Gladbach eine neue Arbeitsstätte zu schaffen. — Damit erhielt sein Bruder Eugen als jüngster Teilhaber bei J. J. Langen & Söhne die erwünschte Bewegungsfreiheit in diesem Hause. Zur besseren Überwachung der Fabrik zog er im Frühjahr 1863 in die mehrstöckige Wohnung Johannisstraße 74, die bis dahin von seinem Bruder benutzt worden war und die er dann trotz stark gestiegenen Familienstandes über zwanzig Jahre behielt.

Eugen Langen übernahm die führende Mitwirkung in der elterlichen Zuckerfirma im Zeitpunkt mehrjähriger geschäftlicher Ebbe. Der inländische Rübenzucker hatte den importierten Kolonialzucker auch bei den Kölner Raffinerien immer mehr verdrängt. Schon seit 1859 verarbeitete die Raffinerie am alten Ufer in der Hauptsache nur noch Rübenrohrzucker, der aus Mitteldeutschland bezogen wurde. Dabei fand sie aber zunächst nicht ihr Auskommen, denn die Jahre 1859 bis 1862 waren über alles gesehen Verlustjahre. Mit der frischen Tatkraft junger Männlichkeit gab sich Eugen Langen an die Arbeit. Sie richtete sich vorab auf die Verbesserung und Verbilligung des Betriebes, griff aber bald hinüber auf das gesamte geschäftliche Gebahren, besonders auch auf den Zuckereinkauf, der ja bei der Abhängigkeit der Firma vom inländischen Rohzuckermarkt besonders wichtig war. Recht bald zeigten sich die Erfolge: Die Firma kam ab 1863 wieder gut ins Verdienen²⁴.

Die größte technische Tat dieser Jahre war zweifellos Eugen Langens neues System der Wiederbelebung der Knochenkohle. Dieser wertvolle, für die Reinigung der Zuckersäfte notwendige Hilfsstoff mußte nach Benutzung stets durch Ausglühen von den aufgenommenen organischen Substanzen befreit werden, nachdem ihm zunächst die noch anhaftenden Zuckerbeimischungen durch Waschen

entzogen worden waren. Langen konstruierte neben einer besonders wirksamen Waschmaschine einen stetig arbeitenden, mechanisch bedienten Glühofen. Bis dahin wurden die Knochenkohlen mit der Schaufel auf feuerbeheizte Platten geworfen und auf diesen von Hand gewendet, bis sie ihre Reaktionsfähigkeit wiedergewonnen hatten. Diese Arbeit war wegen der unerträglichen Hitze im Wiederbelebungsraum recht mühsam, aber auch schädlich für die Kohle, die infolge des häufigen Wendens zerbröckelte und zum Teil (wegen des Luftzutritts) auch verbrannte. Der neue Wiederbelebungssofen vermied diese Nachteile und brachte große Ersparnisse an Arbeit und Feuerungsmaterial. Die durchaus ursprüngliche Konstruktion ist schon 1863 entstanden. Langen meldete sie gleich — unter Verwertung der beim Etagenrost gemachten Erfahrungen — zum Patent an und vergab bis in die siebziger Jahre hinein gegen Entgelt Ausführungsrechte an in- und ausländische Maschinenfabriken. Die Friedrich-Wilhelmshütte war auch diesmal wieder unter den Ausführungsberechtigten. Eugen Langens Einnahmen aus diesen Lizenzen können nicht erschütternd gewesen sein. Für eine Ofeneinheit verlangte er von deutschen Maschinenfabriken eine Abgabe von hundert Taler, von einer französischen Maschinenfabrik eine Abgabe von vierhundert Franc. Von entscheidender Bedeutung waren aber die Erfolge, die er mit der Neuheit in der Zuckerfabrik des Herrn Emil Pfeifer in Ossendorf bei Köln erzielte. Hier gewann er das Vertrauen eines finanzstarken Freundes, ein Vertrauen, das alsbald zu umfangreichen Gemeinschaftsgeschäften führen sollte.

Der Gasmotor

Gerade ein Jahr war es her, daß Eugen Langen in die Johannisstraße gezogen und die Leitung der Zuckerfabrik übernommen hatte, da nimmt er persönliche Fühlung mit dem um ein Jahr älteren Kaufmann Nikolaus August Otto, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, einen guten Gasmotor zu bauen. Langen sieht sich Anfang Februar 1864 dessen Versuche an und entschließt sich schnell zur gewünschten Mitarbeit. Am 31. März wird eine Kommanditgesellschaft mit einer Einlage von 10 000 Taler (von seiten Langens) gegründet. Diese übernimmt — mit Ausnahme eines französischen Patents — die Ottoschen Besitztitel, seine Versuchsmaschinen und seine Einrichtungen. Auch werden mit den Mitteln der Gesellschaft Ottos Vorkauslagen in Höhe von 3000 Taler gedeckt. Langen stellte seinen Rat und seine Mitarbeit zur Verfügung, war aber nur Kommanditist, Otto haftender Teilhaber. Da Langen die benötigten 10 000 Taler nicht flüssig hatte, borgte er sie zur Hälfte bei J. J. Langen & Söhne, zur Hälfte bei der Firma Pfeiffer & Schmidt, deren Teilhaber Peter Schmidt, ein alter Freund der Familie war.

Was hat nun Langen, der mitten in der Arbeit und dem Aufbau des Zuckergeschäftes stand, bewogen, hier zuzugreifen? Es mutet fast wie ein Abenteuer an, daß der eben dreißigjährige Ingenieur seinen persönlichen Kredit bis zum äußersten anspannt, um sich in den Dienst dieser durchaus nicht gesicherten Sache zu stellen. Im Grunde war es ein unbändiger Lebens- und Betätigungswille, der ihn in das Wagnis trieb. Dabei leitete ihn aber doch ein feiner Spürsinn für das wirtschaftlich Bedeutsame und technisch Mögliche. Leuchtgas war neuerdings in vielen Städten vorhanden. Der Franzose Lenoir hatte gezeigt, daß man mit ihm kleine Motoren antreiben konnte. Otto dachte, es weit besser machen zu können als dieser. Langen hoffte das auch. Keiner der beiden wird aber wohl geahnt haben, daß sie im Begriffe standen, eine Energiequelle zu erschließen, die wenige Jahrzehnte später die Welt zu revolutionieren begann. Kaum war der Vertrag gemacht, da wendet sich Langen an seinen begabten Hochschulfreund Professor Reuleaux. Er erläutert ihm persönlich alle Einzelheiten und erwartet von ihm alsbaldige Anlieferung der nötigen Bauzeichnungen für den Motor. Das war von der sicherlich hohen Begabung des treuen Freundes doch etwas zuviel verlangt. Dieser antwortet Mitte Juli 1864:

„...Du gehst übrigens richtig ins Zeug, indem Du eine vollständige Konstruktion der ganzen Maschine verlangst, während ich bloß die des Schaltwerks versprach. Leider habe ich gar keine Zeit für das erstere und muß also bei dem Schalt-

werk allein bleiben, welches Mitte nächster Woche fertig sein wird... Ich gestehe, daß mir die Sache täglich besser gefällt, und es mir wahrscheinlich wird, daß ein tüchtiger Erfolg doch herauszubekommen sein wird. — Eins möchte ich Dich bitten zu versuchen, an dem wohl noch vorhandenen, leeren Cylinder, nämlich

- 1) den Flieger verschieden schwer zu machen, bei verschiedenen Versuchen zu sehen, bei welchem Gewicht er am meisten Explosion gestattet...
- 2) den Cylinder horizontal gelegt zu probieren, damit man sieht, wie weit der Erfolg geht. Vielleicht liefert beides sehr brauchbare Resultate, die Du mir vielleicht noch mitteilen kannst."

Der zweite Vorschlag zeigt, daß auch der Theoretiker die eigentliche Wirkungsweise der Maschine nicht erkannt hatte. In horizontaler Lage konnte sie bestimmt nicht laufen. Der durch die Explosion hinaufgeworfene Kolben trieb beim Niederfallen die Maschine durch sein Gewicht. Man glaubte irrthümlicherweise, daß die nach der Verbrennung eintretende Luftleere den Kolben zurückhole und nannte sie deshalb die "atmosphärische", trotzdem sie mit der Außenluft und ihrem Druck sehr wenig zu tun hatte. In der Servasgasse, einer Querstraße der Johannisstraße, richtete man sich eine kleine Werkstatt ein und bastelte dort an den verschiedenen Maschinenteilen, vor allem am Schaltwerk, das die Verbindung zwischen dem niederfallenden Kolben und der Maschinenwelle herstellen sollte. Reuleaux' Entwurf war unbrauchbar gewesen. Langen fand dann selbst die Lösung — den Freilauf, wie er heute bei jedem Fahrrad vorhanden ist. Jetzt hoffte man auf guten Erfolg. Schon im Herbst 1864 spannt Langen seine alten Vertreter in Manchester für den Vertrieb der Motoren ein — völlig verfrüht, denn nach einundeinhalb Jahren mühevoller Arbeit war das Schaltwerk noch immer nicht betriebssicher. Langen schrieb damals an seinen Patentanwalt in London:

"...Der Mechanismus „Schaltwerk“ ist, wie Sie ganz richtig erkennen, der schwierigste Punkt; bis jetzt scheint uns die Frage noch am besten gelöst, durch die sich fest klemmenden Holzröllchen. Dieselben geben zwar etwas Geräusch, welches jedoch dadurch, daß wir die Rollen beim Flug des Kolbens gegen Gummi schlagen lassen, sehr vermindert ist und gar nicht stört..."

Die dauernden Ausgaben drückten Langen schon damals. Deshalb wirbt er in demselben Brief für den Verkauf des englischen Patentes:

"...dann geht es uns aber auch darum, eigenes Kapital zu bekommen, da wir bereits seit einigen Jahren nur Geld ausgeben, aber nichts eingenommen haben..."

Über den Stand der Arbeiten erfahren wir dann Näheres aus einem Brief Langens an einen Pariser Geschäftsfreund von Ende Februar 1866:

"...Es sind hier 2 unserer Maschinen von 1½ und 2 PS seit mehreren Monaten in Betrieb. Wir sind gegenwärtig damit beschäftigt, der Maschine eine gefällige Form zu geben und werden die uns bereits vorliegenden Aufträge erst in 2 Monaten effektuieren können..."

Nach dreijährigem Probieren und Studieren wagte man jetzt einen großen Wurf. Man schickte die Maschine 1867 auf die Weltausstellung nach Paris. Dank Reuleaux' tatkräftigem Auftreten in der Jury erhielten die Erfinder die Goldene Medaille als Aussteller der besten und sparsamsten Gasmaschine. Das war zum mindesten ein großer Achtungserfolg! Eugen Langen hielt den Zeitpunkt für gekommen, die Unterbeteiligung seines Vaters und seines väterlichen Freundes Peter Schmidt in Braunschweig abzulösen. Hierzu das nachstehende Schreiben vom 17. August 1867:

„Sehr geehrter Herr Schmidt!

Sie haben Ursache mir zu zürnen, darüber, daß ich mir nicht die Zeit genommen, Ihnen zu schreiben und zu berichten über die Angelegenheit, welcher bisher unser gemeinsames Interesse gehörte. Die Gasmaschine hat aber bis heute alle die pomphaften Versprechungen, welche ich im Übermut manchmal daran knüpfte, nicht erfüllt und wenn auch mein Glaube an die Sache nicht im mindesten erschüttert, so schäme ich mich doch, hätte ich Ihnen schreiben sollen, ohne ein klingendes Resultat melden zu können. — Durch Ihre jüngste Korrespondenz mit meinem Vater bin ich aber genötigt,

mein Schweigen zu brechen und das erste Gefühl, dem ich nun Worte geben möchte, ist das des Dankes. Diesen Dank wollen Sie dadurch von sich schieben, daß Sie die Sache vorsichtig beleuchtend mir anempfehlen, meine Kräfte nicht ferner für dieselbe zu opfern. Ich darf Ihnen unter vier Augen doch wohl sagen, daß ich Ihrem Ernst so ganz nicht glaube und daß Sie sich lieber jetzt zurückziehen, als mich der Verlegenheit auszusetzen, bei weiterer Entwicklung ein direktes Geschenk von Ihnen zu acceptieren. — Dieses ist, gerade herausgesprochen, meine Auffassung, Sie mögen nun sagen, was Sie wollen, und in diesem Gefühle nehme ich herzlich dankend Ihren Austritt aus unserer Gemeinschaft an unter der Bedingung, daß ich dafür, daß ich in Ihre Rechte eintrete, auch die aus der bisherigen Geschäftsführung herrührenden Verpflichtungen übernehme. — N. A. Otto & Cie. haben wie Ihnen bekannt bis heute nur mit Verlust abgeschlossen können; so werden laut früherem Verhältnis dieselben ihr Konto tangieren, gestatten Sie mir an Ihre Stelle zu treten und Ihnen nochmal meinen herzlich gefühlten Dank dafür auszusprechen, daß Sie soweit geholfen haben. Vater hat mir in gleicher Liebe auch seinen Anteil abgetreten, was ich ebenso dankbar und unter denselben Bedingungen angenommen habe. —

Da ich überzeugt bin, daß Sie auch ferner Ihre Sympathien der Gasmaschine schenken werden, so werde ich nicht unterlassen, Ihnen von Zeit zu Zeit zu erzählen, wie es ihr ergeht und ich hoffe, daß es mir bald gelingt, Ihnen die Freude zu machen, über einen Fortschritt auf dem Gebiete der Technik auch in weiten Kreisen anerkennende Urteile zu hören, zu dessen Entstehen Sie in uneigennütziger Weise mitgewirkt haben..."

In ähnlich zuversichtlicher Stimmung schreibt Eugen Langen unter dem 27. August 1867 an seinen Freund, Albert Schmidt in Lüttich:

"...Die Sache entwickelt sich im allgemeinen recht befriedigend. Es sind uns 22 Maschinen bestellt, welche alle als Fühlhörner in die Welt gehen und nicht zwei Stück auf denselben Platz..."

Bisher hatte man die Hauptteile der kleinen Maschindchen draußen herstellen lassen. Das war mit zunehmenden Lieferverpflichtungen jetzt nicht mehr angängig. Zur Eigenfabrikation brauchte man gute Werkzeugmaschinen, größere Fabrikräume und bessere Einrichtungen. Die Guß- und Schmiedestücke mußte man einkaufen. Die Löhne für die Herstellung und Montage mußte man vorlegen. So gingen die Finanzen schneller zu Ende als man erwartet hatte. Das Fehlende suchte man durch den Verkauf der ausländischen Patente hereinzubekommen. So schreibt Langen an einen holländischen Geschäftsfreund Anfang November 1867:

"...In Frankreich ist eine Aktien-Kommandit-Gesellschaft in der Bildung begriffen, welche das dortige Patent für eine recht anständige Summe zu kaufen gedenkt. — Sonst haben wir im Ausland noch keine Schritte getan, weil wir Hände und Kopf voll haben mit Organisation des eigenen Fabrikationsgeschäftes. Wir wollen nämlich für Rheinland, Westfalen und Süddeutschland die Maschinen selbst fabrizieren, wogegen wir Mittel- und Norddeutschland der Buckauer Maschinenfabrik, Magdeburg und der Wilhelmshütte in Sprottau abgetreten haben."

Die anfangs recht aussichtsvollen Verhandlungen in Paris kamen nicht von der Stelle. Sie zogen sich bis ins Jahr 1868 ergebnislos hin, wobei Langen überdies durch betrügerische Machenschaften eines Verwandten empfindlichen Schaden erlitt. Sein Freund Andreae in Magdeburg-Buckau verlor die Liebe zur Sache. Er hielt die Maschine — vielleicht mit gewissem Recht — für unreif und verzichtete. Langen war recht niedergedrückt und klagte sein Leid seinem alten Freund Reuleaux. Dieser machte ihm darauf am 2. Februar 1868 Mut mit folgendem anfeuerndem Schreiben:

"...Was ich wünsche und bitte ist, daß Du aushalten möchtest, wenn die Finanzfrage sich halten läßt — was ich allerdings nicht beurteilen kann. — Die Sache ist doch soweit, daß die Maschine sich durchgerungen hat, ein großer Erfolg ist da, willst Du das Errungene jetzt verlassen, so fällt der Gewinn ebenso wohl weg, als der — Ruhm, um es mit einem kurzen Wort zu bezeichnen. Für das Ideale haben in der Entwicklungsgeschichte aller Fächer immer Opfer gebracht werden müssen. Nur sie allein heben auf den Standpunkt, auf den Mit- und Nachwelt die stellt, welche ihr Leistungen geschenkt haben. Lese ich, schreibe ich, erkläre ich die Geschichte der Dampfmaschine und anderer Maschinen, so fällt mir 100mal Dein Maschindchen ein und ich empfinde für Dich das Hochgefühl mit, unter die Reihe derer aufgenommen zu werden, die durch ihren Fleiß und ihre opfervolle Anstrengung doch schließlich etwas Tüchtiges hervorbrachten, was Allen nützt und wofür Alle danken. Denke Dich einmal in eine Zeit hinein, die 50 Jahre nach uns liegt, und die Gasmaschine dann in vollem Flor, so, wie heute die Dampfmaschine! Denk' Dir das! Schwankst Du noch?!"

Langen hielt durch! Seine auch im Geschäftlichen findige und zähe Natur fand die Lösung, trotzdem er gerade in diesen Tagen durch den überraschenden Verlust seines siebenjährigen Söhnchens Eugen schwer getroffen wurde. Ende Februar nimmt er die Verhandlungen mit seinem alten Freunde Roosen in Manchester auf, und gewinnt ihn als dritten Teilhaber mit einer Kapitaleinlage von 22 500 Taler. Damit war der Tiefpunkt nun endlich überwunden. Man konnte mit Aussicht auf Überschüsse ins Geschäft gehen, wobei man sich allerdings auf Maschineneinheiten von unter zwei Pferdestärken beschränken mußte. — Aus der Schlußbilanz der Firma N.A. Otto & Co. vom 31. Dezember 1869 ist zu entnehmen, daß Eugen Langen bis dahin 52 500 Taler in das Unternehmen gesteckt hatte, wovon rund 6500 Taler an Otto zur Deckung seiner recht bescheidenen Lebenshaltung gegangen waren. Vor Gründung der neuen Gesellschaft, Langen, Otto & Roosen, wie sie jetzt hieß, übernahm Langen die Schuld Ottos als eine persönliche ihm gegenüber und ließ sich auch bis zur Abdeckung seiner Forderung den Besitz der Patente überschreiben, deren lizenzpflichtige Nutzung der Gesellschaft verblieb. Ein unerhörtes Wagnis war glückhaft überwunden¹⁸. Aus dem uferlosen Probieren hatte man sich durchgekämpft zu einem lebensfähigen Fabrikationsunternehmen. Aus ihm ging wenige Jahre darauf eine der größten technischen Errungenschaften aller Zeiten, der Viertaktmotor hervor.

Häusliches

Mutig hatte Frau Henriette in diesen entscheidenden Tagen ihrem Manne zur Seite gestanden. Tausend Taler hatte sie aus Eignem dem jungen Motorenunternehmen zur Verfügung gestellt. Dabei hatte sie allerdings verlangt, daß ihr die Zinsen in blanken preussischen Talern ausgezahlt werden müßten, was der Mann dann auch alljährlich zu Neujahr getan haben soll. Er hat diese kleinen Unannehmlichkeiten sicher mit Humor getragen. — Seiner geliebten Henriette war der Übergang aus der Schweizer Heimat in den strengen Kreis der Kölner Familie anfänglich gar nicht leicht gefallen. Das Heimweh nach dem schönen Basel und dem fröhlichen Sommeraufenthalt im lieblichen Wiesental, wo sie — wie sie ihren Kindern gern erzählte — die Forellen im Bach stets mit der Hand gefangen, war nicht leicht zu überwinden gewesen. Kam dann ihre kluge Mutter zu Besuch in den jungen Kölner Hausstand, so war sie auf Nachrichten aus der Heimat arg versessen. Ging der Mutter beim Erzählen wohl einmal der Stoff aus, so verlangte die ungeduldige Tochter erfundene Geschichten. So stark war die Anhänglichkeit der mit kräftigen Sinnen ausgestatteten Schönheit an ihre alte Heimat. — Wenige Tage nach ihrem Einzug in ihre neue Häuslichkeit, mußte sie sich damit abfinden, daß ihr junger Ehemann des Morgens in aller Früh im Königsrock zum Dienste mußte, so daß er erst am Spätnachmittag wieder zum Minnendienst frei war. Dann ging sie ihm wohl über die feste neue Rheinbrücke nach Deutz entgegen, hing sich bei der Rückkehr in den Arm des neugebackenen Pioniers und machte mit ihm gemeinsam Front, wenn ein direkter Vorgesetzter des Weges kam, was übrigens dem verständnisvollen Kompanieführer dazu veranlaßt haben soll, den Einjährigen Langen mit Rücksicht auf seine schöne junge Frau vom Frontmachen ausdrücklich zu entbinden. Frau Henriette hatte ihrem Mann bis 1869 acht lebende Kinder geschenkt, sechs Buben und zwei Mädchen. Zwei von den Buben hatten die Eltern wieder hergeben müssen, beide Eugen mit Namen. Der Verlust des zweiten Eugen ist den Eltern besonders nahegegangen. Der Vater schrieb in diesen Tagen an seinen Freund Roosen-Runge wie folgt:

„... Der allmächtige Gott hat von meinem bis dahin frohen Familienkreise Schweres gefordert; er hat ein liebliches Glied desselben zu sich genommen. Unser drittes Söhnchen ‚Eugen‘ verschied am vorigen Freitag an den Folgen der brandigen Halsbräune auch Diphteritis genannt. — Montags abends reiste ich noch sorglos nach Paris und Donnerstag rief mich schon eine Depesche nach Hause, früh morgens um 5 kehrte ich zurück und fand schon ein Trauerhaus, denn die Ärzte, welche alles, schon das letzte Mittel der Operation versucht, gaben mein liebes herziges Kind schon verloren. — Nur

wenige Stunden war es mir noch vergönnt, mich der Zeichen der Liebe meines immer so zärtlichen und sanften Knaben zu erfreuen. Sie mögen sich denken, wie ergriffen ich meine arme Frau fand und wie öde es uns heute noch ums Herz ist; gebe uns der liebe Gott doch auch die Gnade in den harten Mitteln, die er wählt, seinen Willen und Endzweck zu erkennen...“ —

Hierzu noch einige Zeilen aus einem Brief Langens an seinen Freund Reuleaux:

„... Meine Frau kann sich noch gar nicht zurechtfinden und ich kann einstweilen noch nicht an eine Reise nach Berlin denken; auch will sie vor den Sommerferien die Kinder nicht allein zu Hause lassen...“

Auch in Zeiten tiefer Trauer war die durchgreifende Hand der Mutter ja unter den verbliebenen sieben Kindern auf länger nicht zu entbehren. Ihre munteren Rangen hatten viel von dem starken Lebenswillen der Eltern geerbt und waren sicher nicht immer leicht zu meistern. Gerade hier bewährte sich der aufs Praktische gerichtete Sinn der Hausfrau aufs beste. Eigenes Zugreifen lag ihr mehr, als die Inanspruchnahme fremder Hilfe, getreu ihrem Motto: „Gib dem Bübli ‘nen Batzen und tu’s selber!“ Und doch soll ihr gelegentlich, wenn der Mann längere Zeit geschäftlich abwesend war, die Beschränkung auf den engen Kreis häuslicher Pflichten etwas hart angekommen sein. So will die Kölner Verwandtschaft einmal von ihr den Stoßseufzer gehört haben: „Ja, mein Eugen macht immer die schönen Reisen, und ich darf dann derweil die stinkigen Bubenhosen flicken!“ Wenn dann aber der Vielgeplagte wieder daheim war und mit seinem unwiderstehlich gewinnenden Wesen um Liebe warb, war alles schnell vergessen. Doch behielt sie auch in diesen Stunden einen guten Blick für die kleinen menschlichen Schwächen ihres geliebten Eugen. Soll sie ihm doch, als er einmal im Überschwang seiner Lebhaftigkeit die Farben allzu kräftig aufsetzte, im unverfälschten Schweizer Deutsch die nicht mißzuverstehende Warnung zugerufen haben: „Eugen, du lu-egst!“

Das Erbe des Vaters

Kleine liebevolle Nackenschläge der Gattin haben den hohen Flug der Gedanken ihres Herrn und Meisters nie zu hemmen vermocht. Die Aufgaben, die sich seinem konstruktiven Genie immer wieder boten, waren für ihn so reizvoll, daß er täglich und stündlich seine ganze Persönlichkeit in ihren Dienst stellte. Von Eugen Langens Brüdern hatte dies der zweitälteste, Gustav, frühzeitig erkannt. Dessen großer Seelsorger, Kohlbrügge, hatte einmal den jungen Studenten der Technik beim Spiel im Garten des Gereonsdriesch beobachtet. „Von solchem Holze möchte er gleich zwölf Söhne haben und würde für deren Fortkommen nicht die geringste Sorgen haben“, so soll er sich damals geäußert haben. Diese Beurteilung seines Bruders hat Gustav Langen — wie aus der Niederschrift seiner Erinnerungen hervorgeht — nicht vergessen. Nach des Vaters Ableben hat er ihm die Führung am Kölner Platz gerne überlassen und sich auch in Fragen von grundsätzlicher geschäftlicher Bedeutung der überragenden Begabung des jüngeren Bruders anvertraut. — Auch die Verteilung des materiellen Erbes¹⁹ machte keine nennenswerten Schwierigkeiten. Der jüngste Sohn Albert trat an Stelle des Vaters als vierter Teilhaber bei J. J. Langen & Söhne ein. Da jedes der acht Kinder rund 60 000 Taler erbt, und die Einlage des Vaters bei J. J. Langen & Söhne etwa 240 000 Taler betragen hatte, wurden die Finanzen dieses Hauses nicht geschwächt, wenn es gelang, die übrigen Vermögensstücke zugunsten derjenigen Kinder flüssig zu machen, die nicht Teilhaber des Hauses waren. Das wurde auch dadurch erleichtert, daß diese Geschwister ihre Forderung an die Erbmasse bei der Firma stehen ließen. Damit man aber auch für kommende größere Ansprüche gesichert war, ging Eugen Langen sofort an die Verwertung der wenig aussichtsvollen Beteiligung beim Sieg-Rheinischen Bergwerks- und Hüttenverein in Troisdorf. Wenige Tage nach Ableben des Vaters wurde er zum Verwaltungsrat der Hütte kooptiert, so daß er über die schwebenden Verhandlungen betreffs Kapitalzusammenlegung unter Ausgabe von Vorzugsaktien unterrichtet blieb. Inzwischen führte er unter Vermittlung von Emil Pfeifer, der auf seinen Vorschlag gleichfalls dem Verwaltungsrat zugewählt worden war, Verhandlungen über Verkauf des

ganzen Familienbesitzes an Leopold Hoesch in Düren. Das Geschäft kam in den ersten Monaten des Jahres 1870 zustande mit einem Erlös von mutmaßlich 25 000–30 000 Taler. Der rechtzeitige Verkauf dieser Beteiligung war deshalb bedeutsam, weil man sonst für den Bezug der Vorzugsaktien neue Mittel gebraucht hätte, die man vorteilhafter für eigene Geschäfte verwenden konnte.

Unmittelbar darauf folgte der nächste Schritt zur Stärkung der Langenschen Hausmacht. Eugen Langen sah voraus, daß auch im Westen die Zukunft der Zuckerindustrie auf der Rübenkultur und Rübenverarbeitung, nicht auf dem Kolonialzucker beruhen würde, zählte man doch im Zollverein schon damals an dreihundert Rübenfabriken, davon im Westen allerdings noch recht wenige. Emil Pfeifer hatte schon in allernächster Nähe Kölns, in Ossendorf im Jahre 1850 eine Rübenzuckerfabrik errichtet und seitdem mit wechselndem Erfolge betrieben. Dort hatte Eugen Langen mit seinen Wiederbelebungsöfen für Knochenkohle in den Jahren 1868 und 1869 besten Erfolg gehabt. Seitdem hatte er auch die persönlichen Beziehungen zu seinem finanzstarken väterlichen Freund sorgfältig gepflegt, wobei er sich doch wohl dessen bewußt war, daß bei kommendem allgemeinem wirtschaftlichem Aufschwung die Langensche Hausmacht nur unter Zuhilfenahme fremder Finanzen durchgreifend gestärkt werden konnte. Im Frühjahr 1870 kam nun der Plan zur Reife, der sicher zuvor im Kreise der Beteiligten gründlich erwogen worden war: Emil Pfeifer war durch die Verschwägerung seines Sohnes mit der im Kreise Bergheim begüterten Familie Matzerath über die dortigen landwirtschaftlichen Verhältnisse gut unterrichtet. Man hielt sie für die Einführung des Rübenbaues geeignet und beschloß, eine Zuckerfabrik in Elsdorf – der ersten Station an der Bahn Düren–Neuß – zu errichten. Ende März begann man mit dem Ankauf der Grundstücke. Ende April wurde dann der Gesellschaftsvertrag der neuen Firma „Pfeifer & Langen“ gezeichnet. Es war eine offene Handelsgesellschaft mit drei Teilhabern: Emil Pfeifer als Geldgeber – zunächst mit 200 000 Taler –, Eugen Langen als Leiter der Fabrik und des Zuckergeschäfts, Valentin Pfeifer als Leiter des landwirtschaftlichen Teiles. Die beiden letzteren leisteten keine Einlage, mußten aber ihre Gewinne solange stehen lassen, bis ihre Gut haben je ein Drittel der Einlage des Seniorchefs erreicht haben würden. Die Verkuppelung der Belange der neuen Firma mit denen von J. J. Langen & Söhne wurde dadurch sichergestellt, daß der Verkauf des Zuckers bei dem alten Familienhause erfolgte, das auch die Führung der Bücher von Pfeifer & Langen übernahm. Wichtiger aber waren in dieser Beziehung die Abmachungen, die Eugen Langen mit seinen Brüdern traf: Das, was er als Teilhaber von Pfeifer & Langen verdienen würde, sollte nicht ihm, sondern der Firma Langen & Söhne zufallen. Er arbeitete im neuen Wirkungskreis also gewissermaßen treuhänderisch für das alte Familienunternehmen. Doch hatte er sich ausbedungen, daß er über die Beteiligung selbst allein verfügungsberechtigt bleiben sollte. Was ihm bei diesen eigenartigen Abmachungen vorschwebte, werden wir später erkennen. Sie waren das Sprungbrett für sein späteres Ausscheiden aus einer Gemeinschaft, die seinem Betätigungsdrang zu enge Grenzen setzte.

Kriegsjahre

Frau Henriette sah für den Spätherbst 1870 ihrer neunten Niederkunft entgegen. Für den neuen Zuwachs wurde die Johannisstraße allmählich doch zu eng. Der Ausbau des oberen Stockwerks mußte sofort in Angriff genommen werden, wenn man ihn noch rechtzeitig bezugsfertig haben wollte. Inzwischen nahm Frau Henriette mit ihren vier jüngsten Wohnung bei ihrer Mutter in Basel. Gerade hatte sie sich dort – nach Überwindung eines vorübergehenden Schwächezustandes – gut eingelebt, da traf die Nachricht vom Kriegsausbruch ein. Am 17. Juli schreibt sie an ihren Mann:

„Wir leben hier in großer Unruhe, die politischen Nachrichten sind so ungenügend und die Ungewissheit so peinigend, man weiß gar nicht, was Wahrheit, was Übertreibung ist. Jedenfalls hat Frankreich den Krieg erklärt. Infolgedessen habe ich Dir schon telegraphiert, Du möchtest mir die Buben selbst bringen oder doch wenigstens durch den Lehrer

schicken, denn meine Lage fern von ihnen ist zu schrecklich, wäre ich nicht in der Hoffnung, hätte ich mich schon gestern auf den Weg gemacht um sie mir zu holen...“

Am Schluß des Briefes lehnt die beunruhigte Mutter die Unterbringung der beiden Jungen bei der Kusine Emma in Oberwinter aufs Energischste ab, und der Vater setzt sie sofort mit einem Fräulein nach Basel in Marsch, wo sie auch wohlbehalten ankommen. Da es im Hause der Mutter etwas zu eng geworden, bezieht man Quartier in einem kleinen Badeort, Ruch-Eptingen. Von dort schreibt Henriette unter dem 28. Juli in echt schweizerischem Geiste:

„Wie ich mich später, wenn meine Verbannung länger dauern sollte, einrichten werde, weiß ich noch nicht, ich lebe ganz in den Tag hinein und Sorge eben nur für das Heute. Sehr lange darf ich hier nicht bleiben, das würde auf die Dauer mit zwei dienstbaren Geistern zu teuer kommen...“

...es tut mir immer leid, wenn ich höre, daß junge Leute sich freiwillig stellen und so ihr Leben für den Ehrgeiz ihrer Herrscher aufs Spiel setzen. Es ist unnütz sich für die Ursache dieses Krieges zu erhitzen, Frankreich hat ihn diesmal sicher vom Zaune gerissen, wie Preußen es vor vier Jahren Österreich gegenüber getan hat. Daß die beiden Nationen noch einmal an einander geraten würden, lag außer Zweifel, nur im jetzigen Augenblick war es überraschend. Begeisterung fühle ich keine, ich bedaure nur mit Mann und Kindern Untertan zu sein! Was machen die in Entstehung begriffenen Fabriken, überhaupt die Geschäfte, man darf gar nicht in die Zukunft schauen...“

und im Schreiben vom 8. August heißt es dann weiter:

„In Basel ist man garnicht gut auf die Preußen zu sprechen, man hält sie für unersättliche Menschenfresser. Die Rheinbrücke ist ihres Ballastes beraubt, damit sie zu jeder Zeit in die Luft gesprengt werden kann, die Kleinbasler sind wütend, daß sie so preisgegeben sind und alles Sprechen, daß die Preußen nun anderes zu tun hätten, als Gelüste nach der Schweiz zu tragen, hilft nichts, es ist eben ein garzu angenehmes Gefühl Grund zum Schimpfen zu haben...“

Ihr Mann, der Vizefeldwebel der Landwehr Langen, war inzwischen eingerückt und mit dem Ausbau der Telegraphenleitungen der Festung Köln beschäftigt. Am 7. August, abends, hatte er aber noch Zeit gefunden, dem Komponisten der Wacht am Rhein einen Dankesgruß zu schicken:

„Als gestern Abend im Kreise der Gesellschaft ‚Erholung‘ die Nachricht von dem glorreichen Siege der Deutschen über die Franzosen bei Wörth und Saarlücken anlangte, ist es vor allem auch Ihr herrliches Lied, die Wacht am Rhein, gewesen, durch welches sich die hohe Begeisterung reinen Ausdruck verschaffte! – Es ist dabei des Komponisten des jetzt im ganzen Vaterland erschallenden Liedes nicht vergessen worden und wir bitten Sie beifolgende Ehrengabe als Ausdruck unserer Dankbarkeit entgegenzunehmen. – Mögen Sie erkennen, daß des Dichters Worte, des Sängers Töne, in unserem Herzen Widerhall gefunden haben und gestatten Sie uns mit dem Wunsche zu schließen, daß die Gabe unserer Gesellschaft auch Ihnen zur Erholung in froher Stunde beitrage! Im Auftrage der Mitglieder der Gesellschaft ‚Erholung‘, Eugen Langen, H. Heinitz, Albert Heimann.“

In der Schweiz brachte derweil seine Frau Henriette die vier Buben bei einem Landpfarrer im Kanton Basel-Land unter. Am 14. August schreibt sie ihrem Mann:

„Ich sehe nun ein, daß es für Dich keine Gefahr mehr gibt und Du so beschäftigt bist, daß Du mich kaum entbehren wirst. Als ich hier so ganz alleine bei unserem kranken Kinde saß, war es gewiß natürlich, daß ich mich nach Dir sehnte, als einem Freunde, der meine Angst verstehen und teilen konnte. Später in Eptingen stand ich wieder einsam da und die Kriegserüchte, welche nicht immer für Preußen günstig lauteten, brauchten immer wieder 24 Stunden um revidiert zu werden, nun lebe ich aber auch der guten Hoffnung, daß wie Du sagst die gute Sache bald siegen wird...“

Diesem Brief lag ein Bericht des Landpfarrers über die vier munteren Sprößlinge bei, der wegen seiner treffenden Schilderung der verschiedenen Charaktere der Kinder hier wiedergegeben wird:

...Ihre Knaben haben auch sogleich unsere Herzen erobert, Gustav quecksilberig, lebendig durch sein kindliches, zutunliches Wesen, Hans ist fast das Gegenteil, still, sehr artig und kindlich liebenswürdig, Fritz ist Prinz Karl Friedrich, kühn, munter, lebhaft bis dahin aber nicht unartig, die Bachfahrt hat er mit Glück versucht, die Erstürmung der Apfel und Birnen, die er für Franzosen ansah, wurde ihm abgeschlagen. Napoleon ist reif zum Gericht, aber die Apfel und Birnen und Zwetschen sind noch nicht reif zum Fallen, der Älteste, Gottlieb, ist der Kronprinz und zeichnet sich aus durch sein verständiges, artiges, liebenswürdiges Wesen...“

Am 2. September war das Gerücht über die Schlacht bei Sedan auch bis Basel gelangt. Dazu schreibt die Mutter:

„... Wir lesen heute wieder von einem großen Siege der Deutschen über Mac Mahon, der bis an die belgische Grenze zurückgeschlagen und so viel wie abgeschnitten sei. Aber leider bringen all diese Siege keinen Frieden und führen zu keinem Resultate und es können noch Wochen darüber vergehen, ehe die endliche Entscheidung eintrifft. Stecktest Du nicht in der Uniform oder wäre ich sicher, daß Du in Köln bleiben könntest, so wollte ich dies schon in Ruhe an Deiner Seite abwarten, aber so und in diesen Umständen ist's wahrlich kein Spaß.“ —

Doch die guten Nachrichten vom Kriegsschauplatz gaben dann bald den Ausschlag zugunsten der Heimkehr. Am 9. September schreibt sie wie folgt:

„... Was nun unsere Heimkehr anbelangt, so wäre es gut, wenn Du uns den ersten Oktober, er fällt auf einen Samstag, abholen würdest, dann könnten wir Montags oder Dienstags zurückreisen, wenn es so wegen der Schulen paßt; ohne Dich kann ich aber nicht die Reise unternehmen, da ich keine Magd zu meiner Stütze haben würde und selbst ganz lahm bin...“

Die Heimreise scheint ohne besondere Störung geglückt zu sein. Am 12. November wurde Frau Henriette von einem gesunden Mädchen entbunden, nachdem ihr Mann einige Tage vorher als Baupostenoffizier zur Fortifikation Köln kommandiert worden war, in welcher Stellung er dann bis Kriegsende verblieb. Gern erzählte er später von den guten Erfolgen, die er in dieser Zeit beim hygienischen Ausbau der Lazarettbaracken gemeinsam mit seinem Freund Dr. Lent erzielte. —

Die Geburt der Gasmotorenfabrik Deutz

Eugen Langen hatte auch während des Krieges jede freie Stunde genutzt, um die von ihm gegründeten Unternehmen vorwärtszutreiben. Im Herbst 1870 lagen die Baupläne der Elsdorfer Zuckerfabrik fertig vor. Noch vor einsetzendem Frost wurden die Gebäude hochgeführt mit dem Ziel, im kommenden Herbst mit der Rübenverarbeitung beginnen zu können. Die erforderlichen Maschinen und Kessel wurden bestellt, und zur Überwachung des Baues und späteren Betriebes ein erfahrener Zuckerfachmann, Paul Kuhpfahl aus Magdeburg, als Direktor verpflichtet. —

Beim Gasmaschinenunternehmen war die Verfügungsgewalt Eugen Langens in formeller Hinsicht jedenfalls nicht so eindeutig geregelt wie im neuen Zuckergeschäft. In den Büchern Johann Jakob Langens hatte man nämlich bei dessen Ableben nachstehende Eintragung gefunden:

„Conto Eugen Langen, Kommand. v. N. A. Otto & Cie. Tlr. 5734,12,6.—“

Da wir aus dem oben wiedergegebenen Schreiben Eugen Langens an Freund Peter Schmidt wissen, daß Vater Langen auf seine Unterbeteiligung beim Gasmaschinengeschäft verzichtet hatte, konnte der vermerkte Betrag nur als ein Darlehen, nicht als eine Unterbeteiligung angesprochen werden. Die Miterben waren vielleicht anderer Ansicht. Jedenfalls geht aus den erhaltenen Büchern deutlich hervor, daß nach vollzogener Erbteilung Eugen Langen seine Brüder Gustav und Jakob als seine Unterbeteiligten ansieht, und zwar mit je ein Viertel seiner Einlage bei Langen, Otto & Roosen. —

Die Geschäfte des Unternehmens ließen noch einiges zu wünschen übrig; doch ging die Entwicklung sichtbar bergauf. Vor allem waren die Kinderkrankheiten der ersten Lieferungen im Abklingen. Ende 1869 hatte man die ersten Grundstücke an der Deutz-Mülheimer Straße erworben und mit dem Bau einer kleinen Fabrik begonnen. Dort konnten bereits im Jahre 1870 einhundertundzehn Gasmaschinen im Werte von 54 000 Taler gebaut werden. Der Abschluß dieses Jahres brachte zum erstenmal einen kleinen Überschuß. Er wäre für alle Teilhaber gleich erfreulich gewesen, wenn nicht Eugen Langen als Besitzer der Patente vorweg von der Firma eine beachtliche Lizenzabgabe genommen hätte. An sich war dies Verlangen nach

den großen geldlichen Opfern, die er gebracht hatte, nicht unberechtigt. Doch stieß sich hieran der neue Teilhaber mit der Begründung, daß seinerzeit etwas anderes brieflich vereinbart worden sei als im Gesellschaftsvertrag stünde. Um seiner Forderung Geltung zu verschaffen, machte er im Frühjahr 1871 von seinem Kündigungsrecht Gebrauch. Die drei Brüder Langen waren nicht abgeneigt, Herrn Roosen für die zurückliegende Zeit bei der Lizenzabrechnung entgegenzukommen und brachten dies auch in einem gemeinsamen Schreiben zum Ausdruck. Roosen beruhigte sich aber hierbei nicht und hielt seine Kündigung aufrecht. Die Sache blieb einige Monate mit Rücksicht auf schwebende Verhandlungen über einen Verkauf der Firma als Ganzes im unklaren. Diesem Zustand machte Eugen Langen am 15. August 1871 mit folgendem Schreiben ein Ende:

„Mein lieber Roosen! Es will mir nicht gelingen, zu einem neuen Gesellschaftsvertrag eine Basis zu finden, welche mir für alle Beteiligten Aussicht auf ein dauernd einträchtiges Zusammenwirken gewährt. Außerdem kommt der Gedanke immer von neuem vor meine Seele, welcher mich seit unserer Korrespondenz aus dem Monat März nicht verlassen, daß es bei der Verschiedenheit unserer Charaktere auch für uns beide besser ist, auf ein ferneres Zusammenwirken zu verzichten. —

Nach eingehender Beratung mit meinen Brüdern habe ich mich deshalb entschlossen, unsere mit Ende dieses Jahres ablaufende geschäftliche Association nicht zu erneuern. —

Je mehr ich mir sage, daß ich Ihnen zu besonderem Danke verpflichtet bin, weil Sie unter schwierigen Verhältnissen in das Geschäft eintraten, und daß das Geschäft Ihrem gewissenhaften und angestregten Fleiß überaus viel verdankt, umso lebhafter ist bei mir der Wunsch und die Bitte, als Freunde von einander zu scheiden und in freundschaftlicher Weise die zu erledigenden Dinge zu regeln...“

Am 18. August teilt Eugen Langen diesen Entschluß auch seinem Partner N. A. Otto mit; er habe Herrn Roosen seine dankbare Anerkennung ausgesprochen und hoffe, daß er voll damit einverstanden sei:

„... Über das, was nach dem 31. 12. geschehen soll, haben wir, d. h. ich mit meinen Brüdern, noch kein klares Bild und werden zunächst Roosen bitten, uns die auf seinen Austritt bezüglichen Wünsche mitzuteilen.“

Bei der Suche nach einem neuen Teilhaber hatte man kein Glück. Da meldeten sich im Herbst durch Vermittlung eines hannoverschen Herrn Interessenten, die das Unternehmen übernehmen und durch eine neuzugründende Aktiengesellschaft betreiben lassen wollten. Eugen Langen, der sich anscheinend finanziell entlasten wollte, war diese Lösung nicht unsympathisch. Er verhandelte dieserhalb ganz ernsthaft. Hinsichtlich Ausstattung der neuen Gesellschaft und der von ihr zu gewährenden Abfindung der Vorbesitzer war man sich schon recht nahegekommen. So schrieb Eugen Langen am 6. Oktober an den Vermittler:

„Ich empfang Ihr werthes Gestriges und teile Ihnen mit, daß ich mit meinen Teilhabern gesprochen und dieselben veranlaßt habe, dem bisher zwischen uns Besprochenen ihre spätere Einwilligung nicht zu versagen. Dabei will ich nicht unterlassen zu erwähnen, daß mein ältester Bruder dem ganzen Projekt nicht geneigt ist und viel lieber gesehen hätte, wenn es sich in unseren Händen fortentwickelt hätte. Er hat aber nachgegeben, doch wünsche und hoffe ich, daß von dortiger Seite keinerlei Schwierigkeiten gemacht werden, welche auch nur die definitive Regelung aufhalten...“

Diese Schwierigkeiten stellten sich aber sofort ein, als man in Hannover mit den Interessenten in persönliche Fühlung kam. Es waren „Gründer“, die nicht die Absicht hatten, das Unternehmen dauernd in eigener Hand zu halten. Eugen Langen schrieb daher gleich nach Rückkehr:

„Die Mitteilung, welche ich nach unserer gestrigen Besprechung meinen Associés zu machen genötigt war, hat so verstimmend gewirkt, daß es mir nicht möglich, dieselben zu bewegen, die früheren Zusagen aufrecht zu erhalten. — Mit dem Gedanken, das ganze Geschäft von hier zu verlegen, kann man sich auch nicht befreunden und glaubt, daß die dadurch demselben auferlegten Lasten zu erschwerend sein würden. Ich sehe deshalb auch in diesem Mittel keinen Weg, das Unternehmen zustande zu bringen...“

Nach diesen vergeblichen Mühen fand sich schließlich in letzter Stunde eine glückliche Lösung im Kreise der Kölner Freunde: Eugen Langen bot den Herren Emil und Valentin Pfeifer die Partnerschaft auch bei diesem Geschäft an. Sie sollten für 100 000 Taler Aktien einer Gesellschaft übernehmen, die zunächst mit

einem Gesamtkapital von 300 000 Taler ausgestattet werden sollte. Eugen Langen bewertete also das Einbringen der Vorbesitzer mit 200 000 Taler¹⁷. Das war nicht gerade besonders bescheiden. Die Rechnung wurde aber anerkannt; Eugen Langen genoß eben bei den Herren Pfeifer ein starkes Vertrauen, das, wie wir sehen werden, auch in keiner Weise enttäuscht wurde.

Die neue Gesellschaft, die „Gasmotoren-Fabrik Deutz“, trat pünktlich zum 1. Januar 1872 ins Leben. Mit N. A. Otto hatte sich Eugen Langen dahin verständigt, daß er neben 30 000 Taler Gratisaktien eine einmalige Gratifikation von 10 000 Taler erhalten sollte. Auch war ihm zugesagt, daß er aus kommenden Einnahmen weitere Aktien erwerben könne. Roosen war zu Lasten der neuen Gesellschaft großzügig abgefunden worden. Er erhielt seinen Kapitaleinschuß vom Jahre 1868 mit einem schönen Aufgeld zurück. – An dem Kapital der Gesellschaft waren beteiligt:

Eugen Langen	mit 90 000 Tlr.	N. A. Otto	mit 30 000 Tlr.
Gustav Langen	„ 40 000 „	Emil Pfeifer	„ 50 000 „
Jakob Langen	„ 40 000 „	Valentin Pfeifer	„ 50 000 „

Den Vorsitz im Aufsichtsrat übernahm Emil Pfeifer. Eugen und Gustav Langen bildeten gemeinsam mit N. A. Otto den ersten Vorstand. Da das technische Wissen Ottos für die Leitung der Fabrik und des Konstruktionsbüros nicht ausreichte, hatte Eugen Langen schon in der ersten Aufsichtsratssitzung die Einstellung von Gottlieb Daimler beschließen lassen. Dieser trat am 1. Juli 1872 ein und sicherte sich zu seiner Unterstützung die Hilfe seines Freundes Maybach. So war dem neuen Unternehmen von vornherein ein Stab tüchtiger Mitarbeiter gesichert. Eugen Langen war auch in dieser Beziehung nicht kleinlich. Man lese nur nachstehenden Brief an Gottlieb Daimler vom 22. März 1872:

„Werter Herr Daimler! Nach Empfang Ihres Briefes von vorgestern, auf welchen ich mit schmerzlicher Ungewißheit gewartet, habe ich gleich den Aufsichtsrat konsultiert und denselben auf meinen Vorschlag bereit gefunden, Ihrem ‚teuren Wunsch‘ zu entsprechen, also Ihnen statt der bewilligten 3 Prozent Tantième eine solche von 5 Prozent zu gewähren. Aus dem Umstand, daß diesem Wunsche einstimmig und ohne lange Überlegung Folge gegeben wurde, wollen Sie auf den guten Geist, welcher in unserem Aufsichtsrat herrscht, schließen aber auch darauf, daß wir die Überzeugung haben, Ihre Kraft ganz und voll verwerten zu können...“

Die Erträge des jungen Unternehmens entsprachen den Erwartungen in jeder Hinsicht. Im Herbst 1872 wurde das Kapital zur Verstärkung der Einrichtungen um ein Drittel auf 400 000 Taler erhöht und hierauf in den nächsten Jahren regelmäßig steigende Dividenden gezahlt. Ohne die zielbewußte Zusammenfassung des Langenschen Familienvermögens bei J. J. Langen & Söhne und ohne die guten Ergebnisse des dortigen Zuckergeschäftes wäre es Eugen Langen nicht geglückt, im gegebenen Zeitpunkt – unmittelbar nach gewonnenem Kriege – kraftvoll mit seinen Freunden in ein Unternehmen einzusteigen, das sich bald zu einem Musterbetrieb des deutschen Maschinenbaus entwickeln und wenige Jahre darauf der Welt durch den Ottoschen Erfindergeist die Grundform des Verbrennungsmotors schiedhithin – den „Viertaktmotor“ – schenken sollte. –

Große Anfänge und ein schwerer Schlag!

Die Jahre nach Begründung des neuen deutschen Reichs waren für Eugen Langen eine Zeit angestrengtester Aufbauarbeit. In diese Jahre fällt auch die Konzeption seiner größten erfinderischen Leistung: Die Zuckerraffination in der Zentrifuge. Die Anregung zu diesen Arbeiten erhielt er von seinem Freund Weinrich in Magdeburg. Dieser hatte vorgeschlagen, Zuckerbrote in der Zentrifuge auszuschleudern. Langen erkennt die Fruchtbarkeit dieses Gedankens, gibt ihm aber von vornherein eine umfassendere konstruktive Form: Nach seinem Vorschlag sollten die in die Zentrifuge eingesetzten Füllkästen so beschaffen sein, daß die von Syrup befreiten und mit Kläre gedeckten Brote unversehrt nach Schleuderung

aus der Zentrifuge entnommen werden können, so daß sie sich nach anschließender Trocknung auf Würfel weiterverarbeiten lassen. Im Sommer 1871 begann Langen mit derartigen Versuchen. Im Dezember war er soweit, daß er Weinrich mit folgendem Schreiben zum Besuch einladen konnte:

„Lieber Herr Weinrich! Ich danke Ihnen für ihre Mitteilungen vom 2. und 7. d. M. und freue mich über Ihre Zusage, Sie zwischen Weihnachten und Neujahr hier zu sehen. Wir werden dann auch sehen, ob Sie mir etwas ‚weiß‘ machen können, oder ob ich Ihnen etwas ‚weiß‘ machen werde... Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß es nicht meine Absicht sein kann, nach Ihren Lorbeeren zu greifen; ich glaube vielmehr, daß mein Verfahren sich so wesentlich von dem Ihrigen unterscheidet, daß es einige Originalität beanspruchen darf, und auch gestehe ich mit ganzer Würdigung Ihres Verdienstes ein, daß Sie den Impuls gegeben und auf den Weg geführt haben. Ich glaube ferner, daß mein Verfahren Ihnen so gefallen wird, daß Sie ohne Zögern sich für dasselbe bekennen und in den meisten Fällen anstelle des Ihrigen einführen würden, falls wir uns über den Modus dafür verständigten...“

Freund Weinrich ließ sich tatsächlich überzeugen. Nicht zuletzt dank seiner loyalen Unterstützung hat Langen dann später die umfassende Patentierung der Erfindung in Berlin durchsetzen können. – Das Verfahren selbst hat seinem Schöpfer nach seiner ersten Bewährung noch manche Sorgen bereitet. Die Zuckerformen genügten zunächst nicht und wurden mehrmals verändert. Für die Trocknung der Brote konstruierte Langen einen leistungsfähigen Apparat. Für die Verarbeitung der Brote zu Würfeln mußten zuverlässige Sägen und Knippmaschinen entwickelt werden. Über alles gesehen hat sich dann das Verfahren vorzüglich bewährt und ist auf vielen deutschen und ausländischen Raffinerien angewandt worden. – Die erste Kampagne der Rübenarbeit in Elsdorf war gut überstanden. Am 3. Januar 1872 berichtet Langen hierüber an seinen belgischen Vertreter:

„... In Elsdorf sind wir fertig und ich bin mit der Arbeit der Fabrik recht zufrieden, denn ich darf die prozentischen Ergebnisse vollständig neben die Resultate bestarbeitender älterer Fabriken stellen. Sehr gut hat sich Knochenkohle- und Filter-Departement bewährt...“

Am 25. Januar 1872 liest man in einem Schreiben an den Bürgermeister einer kleinen Gemeinde, die für die Errichtung einer Rübenzuckerfabrik eingetreten war, das folgende:

„... Am Samstag ist die letzte Rübe von den zu verarbeitenden 95 000 Ctr. über die Steuerwaage gegangen, und wir haben seit dem 9ten November ohne irgend eine Störung, ausgenommen die Sonn- und Feiertage und Weihnachtswoche, flott durcharbeiten können. Das aber versichere ich Ihnen, daß ich nicht zum zweiten Mal es unternehme, in einem Jahre eine Zuckerfabrik zu bauen und in Betrieb zu setzen...“

In diesen Tagen lebt auch Eugen Langens publizistische Tätigkeit auf. Die Kölnische Zeitung erhält einen Aufsatz über das Thema: „Einfluß der Erhöhung der Zuckersteuer in Frankreich auf die deutsche Zuckerindustrie“. Ende Februar dieses Jahres macht er einen Freund auf die unfaire Konkurrenz Frankreichs aufmerksam und regt an, daß sich die Hannoversche Handelskammer dem Vorgehen der rheinischen Raffinerien anschließen möge.

Man sieht: Umfang und Vielseitigkeit der Betätigung des jungen Industriellen sind erstaunlich. Seine Nerven sind bedenklich angespannt und bedürfen nach der aufreibenden und hastenden Arbeit einer Entspannung. Doch häusliche Pflichten halten ihn zunächst am Platze fest, denn seine Frau Henriette geht gegen Ende April ihrer zehnten Niederkunft entgegen. Ihre Gesundheit war bei der vorhergehenden Schwangerschaft nicht vom besten gewesen. Doch hatte man diesmal keinen Grund zu besonderer Beunruhigung. Um so erschütternder war der Ausgang: Am 28. April wurde sie nach der Geburt eines toten Jungen aus diesem Leben abgerufen. Hier folgt die Todesanzeige:

„Nach sechzehn Jahren gemeinsamen Glückes entschlief heute Morgen gegen 6 Uhr, in Folge schwerer Entbindung und hinzugetretenen Herzschlags, meine geliebte Frau

Henriette geb. Thurneysen
im Alter von 39 Jahren.“

Die angebetete Geliebte aus froher Studienzeit, die kluge Hilfe der schaffenden Mannesjahre, die sorgende Mutter der heranwachsenden Kinderschar, eine in der ganzen Familie geliebte und geachtete Frau war jäh aus diesem Leben geschieden. Der junge Witwer – Eugen Langen war damals erst neununddreißig Jahre alt – war unendlich hart getroffen! In diesen schweren Tagen wird Schwester Clara ihre Freundschaft zur Verstorbene und ihre besondere Zuneigung zu ihrem Bruder Eugen unter Beweis gestellt haben. Für die Betreuung des Haushalts und der vier Buben wurde sogleich die älteste Nichte Hermine Schleicher aus Antwerpen herbeigerufen. Der Hausvater selbst reiste nach Regelung der anstehenden Ordnungsfragen mit den drei kleinen Mädchen zur Großmutter nach Basel. Am 18. Mai schreibt er von dort an seine Brüder und Mitteilhaber:

„Liebe Brüder! Gestern gab ich Hermine Nachricht von der glücklichen Ankunft; die Kinder waren gestern recht munter und freuten sich bei warmem Wetter des schönen Gartens und der Zärtlichkeit der lieben Großmama... Meine arme Schwiegermutter fand ich recht angegriffen, und wenn auch die erste Begegnung mit ihr und der erste Abend recht traurig war, freue ich mich doch hierher gereist zu sein und ihr die kleinen Mädchen gebracht zu haben, an deren kindlich frohen Sinn sie sich aufheitert. – Morgen früh erwarte ich August*, geht's Hedwig besser (sie war leicht erkrankt), so werden wir wohl morgen oder übermorgen früh unsere Reise antreten und ich will nicht ermangeln, Euch dann ab und zu direkt oder durch Clara Kenntnis meines Bleibens zu geben. – Eine Angelegenheit, die ich gerne vor meiner Rückkehr erledigt sähe, ist das Patentgesuch in Preußen auf das Centrifugen-Verfahren. Die Papiere dazu liegen fertig bei Herrn B. Mit Herrn Daimler bin ich in Karlsruhe zusammengetroffen, er ist von da mitgefahren bis Offenburg und ich habe mit ihm wegen der Gasmotorenfabrik Nötiges besprochen. Herr D. wird über unsere Unterhaltung Herrn Otto schreiben und ich denke, daß die Schwierigkeiten bezügl. Inangriffnahme des Baues beseitigt sind. Herrn Daimler habe ich auch von der Wohnung L. gesprochen, es war ihm äußerst angenehm, so nahe bei mir und bei der Abfahrtsstelle der Mülheimer Boote zu wohnen...“

Bruder Gustav antwortet in zwei Briefen u. a. wie folgt:

„... Es wird für Dich am besten sein, wenn Du für diese Tage der Erholung die Geschäfte aus dem Kopfe lässest; ich unterlasse deshalb, auch da überdies nichts dringendes vorliegt, Dir darüber zu berichten. Deinem Wunsch gemäß suche ich das Patentgesuch prompt abzusenden...“

„... Ich halte es für besser, daß das Gesuch unter Deinem Namen abgeht, da ich mir denke, daß mit Deinem Namen ein günstiges Vorurteil verbunden ist, wodurch die Gewährung erleichtert wird...“ –

„Die frische Bergluft kräftigt hoffentlich Deine Nerven, damit Du später die gewohnten Arbeiten wieder aufnehmen kannst... (es folgen Mitteilungen über die Hausse der Rohzuckerpreise). Nun habe ich Dir vielleicht schon zuviel vom Geschäft erzählt, da es für Dich jetzt am besten ist, wenn Du die frische Luft genießest, Dich an Gottes herrlicher Schöpfung erfreust und dabei daran gedenkst, daß derselbe Gott, der solches geschaffen hat, noch lebt und auch für Dich ein Neues schaffen kann. Zu ihm sei Deine Zuflucht!

Dein Bruder Gustav.“

Körperlich gut erholt kehrte Eugen Langen Mitte Juni 1872 wieder nach Köln zurück. Sofort stürzt er sich wieder in die Arbeit. Seinem Seniorteilhaber Emil Pfeifer schickt er den ersten, und gottlob befriedigenden Abschluß von Pfeifer & Langen.

Die Umstellung der Elsdorfer Fabrik auf das neue Zentrifugenverfahren war in vollem Gange, das Patentgesuch in Berlin aber abgelehnt worden. Weinrich bestätigt ihm die Ursprünglichkeit der Erfindung in einem von Langen vorentworfenem Schreiben. Freund Seyfferth in Braunschweig soll ihm die Namen der Sachverständigen des Zuckervereins schicken. In dieser Anfrage heißt es u. a.:

„Ich habe nun große Lust der technischen Deputation ein gehöriges Mißtrauensvotum zu geben und zwar dadurch, daß ich die hervorragendsten Fachleute und Ingenieure zu einer Expertise bitte, welche sich über die Tragweite des ganzen Verfahrens und speziell über dessen Neuheit auszusprechen hätte... Den Anspruch der Expertise schicke ich als Belegstück zu einer saftigen Beschwerde an Itzenplitzen, damit Excellenz erkennen, weld' technische Beiräte Höchst-dieselbe haben, oder damit, richtiger gesagt, in den Akten zu lesen steht, daß preußische Beamte, weil sie Gegner des Patentsystems sind, sich anmaßen, das Gesetz, welches für jedermann besteht, unwirksam zu machen durch nichts-sagende Neuheitsbemäkelung...“

* Sein Schwager August von Reddinghausen.

Es war nicht der letzte Kampf, den Langen um eine sinngemäße Behandlung des Urheberrechtes führen mußte!

Damit er den wichtigen Arbeiten in Elsdorf näher war – zugleich aber auch um seiner Familie die bessere Landluft zugute kommen zu lassen – hatte er dort in den Herbstferien in einem einfachen Gasthaus Quartier genommen. Der älteste Sohn Gottlieb lag allerdings in dieser Zeit am Typhus erkrankt in Köln in der Johannisstraße. Ihm schrieb die Pflegemutter Hermine Schleicher Anfang September 1872 folgenden Trostbrief:

„Mein lieber Gottlieb, weil ich mich jetzt nicht mehr auf einige Zeit an Dein Bett setzen und mit Dir schwatzen kann, so will ich doch versuchen, Dir ein wenig die Zeit zu vertreiben, indem ich Dir etwas von uns schreibe. Es ist sehr hübsch hier und besonders heute hat es uns gut hier gefallen, weil das Wetter sehr schön war. Adolf* und ich saßen heute Nachmittag auf einigen Planken und sahen zu, wie die beiden Mädchen mit den Portierskindern im Sande spielten. Hättest Du doch mit uns da sitzen können, dann dürftest Du auch bald an Reiten und Fahren und ähnliche Vergnügen denken. Aber nur Geduld lieber Junge; und ich selbst will auch recht geduldig und nicht mehr unzufrieden sein, wie ich es war, als ich heute Abend einen Brief von Deinem Papa erhielt, daß Du wieder mehr Fieber gehabt hast. Bis jetzt ist Deine Besserung ja mit Riesenschritten vorwärts gegangen, und wenn Du Dir nur einmal vornimmst den Fritzchen nicht zu oft ums Essen zu quälen und recht mäßig bist, wirst Du gewiß bald nach Elsdorf reisen dürfen... Wir haben alle eine ganz andere Farbe bekommen und wenn Du erst hier bist, wirst Du gewiß bald wieder stark und kräftig werden; wenn ich dann den ersten Oktober zurückkehre, finde ich den alten Gottlieb wieder und freue mich recht über seine vollständige Besserung...“

Herzlichkeit in klarer Gedankenfolge, Gefühle unter Selbstkontrolle leuchten zwischen diesen einfachen, häuslichen Zeilen hindurch. Seltene Gaben für eine dreiundzwanzigjährige bezaubernde aber herbe Schönheit! Im kommenden Frühjahr wird der um sechzehn Jahre ältere Onkel um sie werben, und sie wird sich nach langem Sträuben zu der schweren Aufgabe bekennen, einem unendlich triebhaften, geschäftlich überlasteten Manne eine liebevolle Gattin, den sieben lebensvollen Kindern aus fränkisch-alemannischer Blut-mischung eine treusorgende zweite Mutter zu sein. –

Das erste deutsche Patentgesetz

Eugen Langens vorwärtstürender Geist hatte schon Mitte der fünfziger Jahre erleben müssen, wie schmerzlich es ist, eigenes erfinderisches Gedankengut preisgeben zu müssen, ohne selbst in deutschen Landen auf umfassenden Rechtsschutz rechnen zu können. Ein „Patent“ war nach der damaligen Auffassung kleinstaatlicher Verwaltungsbeamter einer schädlichen Einschränkung freier gewerblicher Nutzungsmöglichkeiten gleichzusetzen. Auch Kreise des Handels vertraten diesen Standpunkt noch Ende der sechziger Jahre in aller Öffentlichkeit. Welch starke Impulse ein einsichtig gehandhabter Patentschutz auszulösen vermag, war nur wenigen geläufig. Man übersah hierbei allzu leicht, daß der Erfinder erst durch die Erwartung auf einen wirksamen Schutz dazu gebracht werden kann, sein erfinderisches Gedankengut frühzeitig bekanntzugeben, und daß gerade die Offenbarung dieses Gedankenguts zünftlerischer Geheimniskrämerei ein Ende bereitet, wodurch wiederum eine starke Anregung zu weiterer erfinderischer Betätigung gegeben wird. –

Es war die feste Überzeugung Eugen Langens, daß im neugeeinten Vaterland der Erlaß eines Reichspatentgesetzes nicht lange auf sich warten lassen würde, und daß es die Pflicht der technisch und industriell interessierten Kreise sein müßte, hierfür mit aller Kraft zu werben. Schon im Sommer 1872, also in den Tagen seiner jungen Witwerschaft, gewinnt er am Kölner Platz verantwortungsfreudige Mitarbeiter. Auf sein Betreiben setzt der Kölner Bezirksverein Deutscher Ingenieure einen Ausschuß für diese Frage ein, der dann ein Preisausschreiben für die besten Vorschläge zur Reorganisation des deutschen Patentwesens

* wohl Adolf Schleicher, ihr Bruder.

erließ. Es liefen einige recht beachtliche Vorschläge ein, die prämiert beziehungsweise angekauft wurden. Auch waren Namen darunter, die später auf diesem Fachgebiet einen erstklassigen Klang hatten. Im Jahre 1873 war Eugen Langen Vorsitzender des Hauptvereins Deutscher Ingenieure. Dieser tagte in den Räumen der Kölner Kammer und schloß sich im wesentlichen den Vorschlägen des Kölner Bezirksvereins an. Für den Herbst des Jahres war nach Wien aus Anlaß der dortigen Weltausstellung ein internationaler Patentkongreß einberufen worden. Der Ingenieurverein beschloß sich dort zu zeigen, und Eugen Langen berichtet Ende August an den Direktor des Hauptvereins wie folgt:

„Über den Verlauf des Patentkongresses sind Sie wohl durch die Zeitungen unterrichtet und ich glaube mit Genugtuung, die vielleicht etwas nach Eigenlob klingt, hervorheben zu dürfen, daß der Ingenieurverein sich in hervorragender Weise um Zustandekommen und Verlauf des Kongresses verdient gemacht hat...“

Dem Vorsitzenden des benachbarten Ingenieurvereins in Aachen berichtet Eugen Langen in den ersten Oktobertagen dieses Jahres:

„...Der Ingenieurverein hat in seiner Versammlung zu Halle, dem so vielseitig um deutsches Ingenieurwesen verdienten Dr. Werner Siemens in Berlin seinen Dank für die Mitwirkung in Wien und dafür, daß er zuerst durch seine Broschüre über die Patentfrage durch den Mund der Berliner Kaufmannschaft Bresche geschossen, ausgedrückt, indem er denselben zu seinem Ehrenmitglied erwählte. Wir werden in ihm auch eine mächtige Stütze haben, wenn demnächst der Reichstag in Berlin über die Frage entscheidet...“

Anfang Februar 1874 lesen wir dann in einem Brief an Werner Siemens:

„...Inzwischen sind hier Klostermann, Rosenthal, Dr. Grüneberg und ich zur Gründung eines westdeutschen Vereins für Erfinderschutz zusammengetreten; unsere sehr kurzen Statuten sind im Druck und ich werde mir erlauben, Ihnen ein Exemplar zuzuschicken. Wir denken uns der Internationale gegenüber ganz selbständig zu halten und in deren Schatz nach freier Entschließung und Bedürfnis Geld abzuführen; jedenfalls zunächst für die Reserven im eigenen Land zu sorgen.

Wir müssen erstreben, daß in der Herbstsaison des Reichstages ein Patentgesetz beraten werde und jetzt schleunigst die Mittel suchen, durch welche aus dem Schoß des jetzigen Reichstags die nötige Anregung werde... (es folgen diesbezügliche Vorschläge)...“

Werner Siemens kam die Gründung des „westdeutschen“ Patentvereins wenig gelegen. Er befürchtete eine Zersplitterung der Kräfte und sagte sich für den April zu Besuch in Köln an, bei welcher Gelegenheit übrigens auch die Frage des möglichen Zusammengehens der Siemensunternehmen mit dem Langenschen Motorunternehmen ganz ernsthaft geprüft wurde. Hierbei kam man aus naheliegenden Gründen nicht weiter, doch einigte man sich über ein gemeinsames Vorgehen in der Patentsache: Am 28. Mai soll eine hierzu einberufene Versammlung die Begründung des „Deutschen Patentschutzvereins“ beschließen und in Köln soll dann unter Langens Vorsitz, eine Lokalabteilung dieses Vereins ins Leben treten. Werner Siemens wird den Vorsitz, Eugen Langen den stellvertretenden Vorsitz im Berliner Zentralverein übernehmen. Alles verlief programmgemäß und Langen versprach sich auf Grund vertraulicher Nachrichten aus Berliner Verwaltungskreisen schnellen Erfolg. So schreibt er am 15. November 1874 an Siemens:

„Seit einigen Tagen ist die Patentfrage im Reich in Fluß gekommen. Eile seitens des Patentschutzvereins ist jetzt im hohem Grade zu empfehlen. Halte es für meine Pflicht Ihnen davon Kenntnis zu geben, obschon ich glaube annehmen zu dürfen, daß Sie besser als ich unterrichtet sind...“

Es war noch nicht soweit! Im Gegenteil; aus dem Lager der Patentinteressierten kamen Einsprüche gegen den vom Schutzverein bearbeiteten Gesetzentwurf. Werner Siemens verlor im Mai 1875 die Freude an der Arbeit und schreibt an Langen, als seinem Stellvertreter im Präsidium, wie folgt:

„Übrigens nimmt die ganze Angelegenheit jetzt eine Wendung, die es mir vorteilhafter erscheinen läßt für den angestrebten Zweck, daß ich das Präsidium niederlege. Meine Gründe sind folgende:

1) Hier in Berlin findet die Patentgesetzbestrebung wenig Anklang. Regierung und die liberale sowie volksw. Partei sind im Grunde alle gegen Patente. Die Fabrikanten sind im Durchschnitt dagegen und die Erfinder haben sich daran ge-

wöhnt ohne Patente auszukommen. Der Antrieb kommt vom Rhein oder aus Süddeutschland und Sachsen. Es sollte also dort auch der Sitz des Vereins sein.

2) Mein persönlicher Einfluß war ganz gut, um den Verein zusammenzubringen und den Gesetzentwurf auszuarbeiten – von jetzt ab wird mein Präsidium eher schädlich sein, da viele sich in der Ansicht verbeißen, ich wollte à tout prix meine Ansichten durchführen und ließe nicht für alle freien Raum! In dieser letzten Ansicht liegt allerdings ein Fünkchen Wahrheit! Es ist mir in der Tat nicht möglich, meine Ansichten wie einen Rock zu wechseln! Es ist daher besser, wenn die Verhandlungen über Abänderung – d. h. Umstoßung des Gesetzentwurfs – denn die Richtung geht gegen die Prinzipien, nicht die Details, unter einem Präsidenten, der abweichenden Ansichten freier gegenübersteht, geführt werden.

3) Ich finde hier keine Unterstützung und kann selbst der Sache nicht viel Zeit und Muße mehr widmen. F..... hat bekanntlich das Sekretariat niedergelegt und ist aus dem Vorstand ausgeschieden. Ein anderer hat sich bisher nicht gefunden, der mir qualifiziert erscheint. Es ist deshalb besser den Ges.-Sitz nach Köln zu verlegen.

Es wird offenbar die Reaktion gegen unseren Entwurf eine Zeit lang vorherrschen. Die Patentagenten und Patenthändler bleiben eine mächtige Clique und haben die technische Journalistik zum größten Teil in Händen. Diese werden Himmel und Erde in Bewegung setzen, um ein Gesetz zu vermeiden, dessen Hauptverdienst sein wird, Patentagenten und Händler unnötig zu machen!...

Ich kann nun entweder einfach das Präsidium niederlegen und Ihnen als Vicepräsidenten das weitere überlassen. Oder ich müßte eine Vorstandssitzung einberufen und in dieser meine Erklärung abgeben. Ich bitte Sie nun verehrter Freund mir Ihre und der dortigen Vorstandsmitglieder Ansicht mitzuteilen, welcher der beiden Wege erwünscht ist...“

Eugen Langen glaubte den Vorschlägen von Werner Siemens nicht folgen zu können. Er tritt sofort und in unzweideutiger Stellungnahme hinter den angegriffenen Vorsitzenden des Patentschutzvereins. Hier folgen die betreffenden Stellen seines Schreibens vom 22. Mai 1875:

„...Daß Sie aus dem R.....schen Zwischenfall einen Rücktritt vom Präsidium herleiten oder deshalb auch nur eine Vorstandssitzung berufen wollen, will mir nicht in den Kopf. Sie dürfen jetzt unter keinen Umständen von dem Posten weichen, wenn nicht alle bisherige Arbeit soll vergeblich sein und nicht P..... soll den Triumph feiern seinen Zweck in der glänzendsten Weise, ja über Bitten und Verstehen erreicht zu haben! Ich bitte also herzlich und dringend, bleiben Sie und sehen Sie ab von jeder persönlichen Erwiderung auf P.....'s Bericht, das soll von uns besorgt werden...“

Werner Siemens folgte dem Rat seines Stellvertreters und harrete auf seinem Posten aus. Aber noch volle zwei Jahre zog sich der Kampf um die beste Form des deutschen Patentgesetzes hin. Erst am 3. Mai 1877 konnte Langen seinem Freund Seyffert in Braunschweig die längst fällige Entscheidung mit frohen Scherzworten melden:

„Beifolgend das Gesetz der Patente,
Seit gestern ist es nicht mehr eine Ente!“

und fügt hinzu:

„Sollen wir uns die Verse nicht gleich patentieren lassen?“

In Anerkennung seiner großen Verdienste um das Zustandekommen des Gesetzes wurde Eugen Langen zum Kgl. Preussischen Kommerzienrat ernannt. –

Die neue Lebensgefährtin

Die Johannisstraße 74 war mit ihren unzureichenden Räumen sicherlich keine geeignete Heimat für trübsinnige Seelen. Der Frohsinn der heranwachsenden Kinderschar und die lebensbejahende Frische des vierzigjährigen Hausherrn erhellten gottlob diese dümmrigen Räume, deren Zustand doch einiges zu wünschen übrig ließ. In der Küche und den Vorratsräumen waren mit dem Kolonialzucker Scharen kleiner gelber Ameisen eingewandert und erschienen bei den Mahlzeiten auf den Schüsseln als unappetitliche Kostgänger. Die Nähe der warmen Zuckersiederei hatte mit ihrem süßlichen Duft Haufen von Kakerlaken angelockt. Ging man des Nachts durch die Küche, so lief man Gefahr auf den zertretenen Körper dieser unsauberen Tiere auszugleiten. – Auch sonst hatte die Wohnung wenig liebenswerte Seiten. Gleich rechts neben der Haus-

tür lag das „Kontörchen“, ein einfenstriger Raum mit nüchternster Ausstattung; ihm gegenüber das Empfangszimmer, die selten benutzte „gute Stube“ und dahinter nach dem Fabrikhof zu das viereckige Esszimmer mit länglich rundem Tisch unter dem altmodischen Kronleuchter. Draußen im Flur stand gleich neben der Haustür die kleine Holzverschalte Gasuhr, der gegebene Armsünderstz für die mit ungeleertem Teller ausgewiesenen jungen Tischgenossen. Im Treppenhaus, das in trüben Tagen notdürftig vom dritten Stock her durch ein verstaubtes Oberlicht erhellt wurde, hing gleich auf dem untersten Treppenabsatz das Wahrzeichen gut eingeteilter Tagesarbeit, die schöne Baseler Schlaguhr in prunkendem Barockgehäuse. Im ersten Stock lag nach der Straße zu das dreifenstrige Kinderzimmer, mit dem Nähtisch auf einer kleinen Empore am Fenster, daneben das Wohnzimmer der Hausfrau, das den Kindern nur aus besonderem Anlaß zugänglich, aber zu Weihnachten die Vorhalle der Glückseligkeit war. Dahinter, nach dem Hofe zu, das Schlafzimmer der Eltern mit unmittelbarer Verbindung zum Zimmer für die Kindsmagd und den meist vorhandenen Säug- oder Jährling. Die beiden Obergeschosse enthielten die Räume für die heranwachsenden Kinder und für das Personal. Die Erinnerung an sie verblaßt im Schauer vor den Gespenstern, die auf dem dunklen Umgang zum verschwiegene Ort ihr Unwesen trieben: Für Kinderseelen ein Anmarschgelände von unüberschbaren Gefahren!

In dieser Wohnung mit sieben Kindern im Alter bis zu vierzehn Jahren Hausherr ohne Hausfrau zu sein, wäre nur seelisch verhärteten Naturen gelungen. Für die mit frischen Sinnen ausgestattete Kraftnatur Eugen Langens war dies schlechterdings unmöglich. Im März 1873 war sein Entschluß gefaßt. Hermine Schleicher, die umsichtige Betreuerin seines Hauswesens, widerstand seiner warmherzigen Werbung nicht länger. Die in Köln lebenden Geschwister verständigte er mündlich. Seiner Schwägerin Julchen in Bonn schrieb er unter dem 30. März:

„Zweck meiner heutigen Zeilen ist es, Dir die Mitteilung zu machen, daß Hermine mir zugesagt hat, mich und mein Haus nicht wieder zu verlassen, es sei denn, daß der Herr uns trenne, der unser Aller Wollen und Können ein Ziel setzt. Ob Dich, liebe Julchen, die Nachricht überrascht, weiß ich nicht, aber dessen bin ich gewiß, daß wenn Du auch auf den ersten Augenblick mit feuchtem Auge in Andenken an meine ewig teure Henriette den Kopf schüttelst und Erwägungen mancher Art Dich bewegen mögen, Du doch nach allen Erwägungen ruhig werden und aus vollem Herzen mir und meinen lieben Kindern glückwünschen wirst. Schwester Emma* ist seit acht Tagen hier, sie wird Hermine und die vier kleinsten Kinder mit nach Antwerpen nehmen, wo ich sie in herzlich mütterlicher Pflege weiß. Vorläufig ist als Zeitpunkt unserer Verheiratung der Himmelfahrtstag (22. Mai) in's Auge gefaßt, doch wünsche ich und bitte recht dringend einstweilen unsere Verlobung auch gegen Deine Kinder geheim zu halten, denn ich wünsche, daß vor Ende nächsten Monats die Nachricht nicht unter das Publikum komme; auch sollen meine Kinder erst dann Kenntnis davon bekommen. Die einzigen, welche um das Ereignis wissen, sind die Geschwister...“

Am 2. Mai gibt Langen dann auch seiner Schwiegermutter in Basel Kenntnis von der bevorstehenden Wiederverheiratung. Es ist ein langer Brief, in dem er der Mutter zur Vorbereitung der Stimmung zunächst viel über die Kinder und sonstige Vorkommnisse berichtet, um dann wie folgt zu schließen:

„... Nachdem ich kurz vor Herminens Abreise nach Antwerpen meinen Geschwistern Kenntnis davon gegeben, daß ich sie, die meinen Kindern schon zweite Mutter gewesen, auch meinen Kindern zur Mutter geben wollte, habe ich mit ihr und ihren Eltern beschlossen, nicht länger mit unserer Verbindung zu zögern und als Tag unserer Trauung haben wir den Hochzeitstag meiner Eltern, den 22ten dieses Monats (Himmelfahrtstag) angesetzt... Sie hat wahrlich das Jahr hindurch so taktvoll und so treu mein Haus verwaltet, daß meine Geschwister und Bekannten alle nur Worte höchster Achtung haben. Und bei Dir, liebe Mama, hoffe ich, hat sie auch etwas Anspruch auf Dank erworben, den sie sicher nicht beansprucht, der aber wohl Dich mit bestimmen kann, uns Deinen Segen nicht zu versagen. Daß Hermine und ich, in guten und bösen Tagen dafür die Treue geloben und durch gewissenhafte Erziehung und Pflege Deiner Enkelkinder an Geist und Leib, Dir unsererseits dankbar bleiben, das walte Gott! –

Wenn Du es übernehmen willst, den Geschwistern und Schwägern den Sachverhalt mitzuteilen, so sage ihnen auch, daß die heimgesessene Schwester bei uns fortlebt und daß das treue Andenken an sie stets das Band sein wird, welches in geschwisterlicher Anhänglichkeit uns vereinen soll. Grüße sie alle herzlich von Hermine und mir und behalte lieb

Deinen dankbaren Sohn Eugen.“

* Herminens Mutter, Emma Schleicher aus Antwerpen.

Am Himmelfahrtstage 1873 war die Trauung in der kleinen Antwerpener Kirche vollzogen. Mutig nahm die junge Frau die dreijährige Libeth auf den Arm und schritt an der Seite ihres Gatten dem Ausgang zu. Es war die zuversichtliche symbolische Geste einer verantwortungsbereiten Frau. Ein Symbol für den festen Entschluß, den lebenden Kindern ihres Mannes eine liebevolle Hilfe zu sein, zugleich ein Bekenntnis zu den Kräften zukünftiger eigener Mutterschaft! Die Hochzeitsreise ging über Brüssel, Luxemburg, Konstanz, Chur, Meran nach Wien zur Weltausstellung. Neffe C. Otto aus Gladbach – damals Teilhaber bei der Deutzer Tochtergesellschaft Langen & Wolf in Wien – hatte dort für das junge Paar Quartier gemacht. Zum Frühstück traf man sich mit den gleichzeitig anwesenden Kölner Freunden. Man besprach die kleineren Enttäuschungen der zurückliegenden Gemeinschaftsarbeit, glaubte aber für die Zukunft eine befriedigende Entwicklung voraussehen zu können, wenn man den Ehemann auf dem Wege über den Einfluß seiner hübschen jungen Frau bei der Stange behalten konnte. Das Ergebnis der scherzhaften Unterhaltung wurde von Herminens Hand in ihres Mannes Ingenieur-Taschenkalender niedergelegt. Hier steht zu lesen:

„Ich fang' nichts
Neues mehr
an! bevor nicht

die Darstellung von festem weißem Konsumzucker aus der Rübe
und die Fabrikation der Gasmotoren zu einem kaufmännisch lukrativen
Geschäfte geworden sind.

Eugen Langen.

als Zeugen:

Hermine Langen
Emil Pfeifer Valentin Pfeifer.“

Man sieht die geldgebenden Freunde kannten die Schwächen ihres begabten Partners sehr wohl. Doch bald wurden ihre Befürchtungen gegenstandslos: Die Zuckerklumpchen und die Gasmaschinen gediehen und brachten schöne Einnahmen!

Der Pionier der rheinischen Zuckerindustrie

Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, in den Jahren nach dem siegreichen Krieg den Zuckerrübenbau im Rheinland zu fördern und darauf eine bodenständige Zuckerindustrie aufzubauen. Nicht minder glücklich war es, daß sich Eugen Langen hierbei auf das alte Familienhaus J. J. Langen & Söhne stützen konnte, dem ja die Bedingtheiten der Rohzuckerversorgung ebenso geläufig waren wie die Pflege des Absatzes der Raffinaden. Was aber bei der erfolgreichen Durchführung den Ausschlag gab, war letzten Endes eine überlegene Produktionstechnik, die es fertigbrachte, aus dem Rübensaft mit niedrigen Gesteungskosten einen hochwertigen Stückzucker von beliebiger Form herzustellen. Man konnte ja von vornherein nicht damit rechnen, auf dem rheinischen Boden gleich zuckerhaltige Rüben zu bauen, wie zum Beispiel in Mitteldeutschland und in Schlesien. Den Erzeugnissen der dortigen Gegend mußte man aber nicht nur am frachtbegünstigten Rhein, sondern auch im Ausland begegnen könne. Gingen doch in diesen Jahren mehr als die Hälfte der deutschen Raffinaden ins Ausland! Man war also am Rhein darauf angewiesen, fortschrittlich zu denken und schneller zu handeln als anderwärts. Der lebhafteste und erfinderische Geist Eugen Langens meisterte gerade diese Aufgabe in bewundernswerter Weise. Ihrer Pflege gab er auf dem überladenen Speisezettel der Tagesarbeit immer den Vorrang. Sie war und blieb, wie er einmal selber sagt, „der Angelpunkt seines vielbewegten Lebens“.

Die Pionierarbeit Eugen Langens ließ kaum ein Gebiet der Zuckertechnik, angefangen von der Lagerung der geernteten Rüben bis zur Verpackung und dem Versand der fertigen Raffinaden, unberührt. Der Etagenrost und die Wiederbelebungsöfen und Waschmaschinen für Knochenkohle wurden bereits erwähnt, ebenso das grundlegende Verfahren, das die Umwandlung des Rübensaftes in Würfelzucker in einem geschlossenen Prozeß zu Wege brachte. Gerade dieses Verfahren war es, das in dem Kreis der Berufskollegen die größte Beachtung fand und nach gesicherter Patentierung schöne Lizenzcinnahmen einbrachte, über deren Verteilung dann allerdings eine grundsätzliche Entscheidung getroffen werden mußte. So lesen wir in der Niederschrift über eine Sitzung von Pfeifer & Langen (17. November 1873):

„Langen gibt Kenntnis von dem Verkauf seines auf das Centrifugenverfahren genommenen Vereinigten-Staaten-Patents, sowie des diesem Verkauf zum Gegenstand habenden Briefwechsels mit der Firma F. O. Matthiessen & Wieders in New-York. Das Abkommen, welches auch die Ausbeutung der Erfindung in Canada und Westindien zum Gegenstand hat, findet allseitige Zustimmung und auf Vorschlag von Langen wird beschlossen, daß auf den Büchern von J. J. Langen & Söhne ein besonderes Konto (Patent-Konto) errichtet wird, auf welchem alle mit der bisherigen und fernerer Entwicklung der Erfindung nötig werdenden Ausgaben für Maschinen und Geräte, sowie etwaige Erträge gebucht werden. Am Gewinn und Verlust dieses Kontos acceptiert die Firma Pfeifer & Langen einen Anteil von einem Viertel; welcher Anteil resp. Verteilungsmodus die Genehmigung von Langen findet. Auch autorisieren Pfeifer & Langen ihren Eugen Langen in allen die Verwertung betreffenden Fragen nach eigenem Ermessen zu verfahren, sich auch eventuell die dazu erforderlichen Kräfte zu engagieren...“

Bisher hatte Eugen Langen die Lizenzcinnahmen für seine Erfindungen für sich vereinnahmt. Das war so lange zulässig, als die Neuheiten ohne große Kosten entwickelt werden konnten. Bei den Zentrifugenverfahren hatten aber die Versuche und die Umstellungen in den Betrieben manchen Taler gekostet. Daher war das Verlangen der Teilhaber nach Rechnungslegung und Anteilnahme am verbleibenden Gewinn durchaus berechtigt. Eugen Langen hatte dieserhalb schon vor Monaten mit Emil Pfeifer vereinbart, daß er vorweg hälftig, die beiden Firmen, Pfeifer & Langen und J. J. Langen & Söhne mit je ein Viertel beteiligt werden sollten. Damit waren aber seine Brüder als Mitteilhaber von J. J. Langen & Söhne nicht zufrieden. Da man bei einer mündlichen Verhandlung dieserhalb nicht einig geworden war, schrieb er ihnen:

„Liebe Brüder! Um die bei persönlicher Besprechung beiderseits so leicht und gewiß meist ohne schlimme Absicht eintretende Gereiztheit zu vermeiden und getragen von dem Wunsch in Frieden und Einigkeit mit Euch zu handeln, erlaube ich mir Euch schriftlich meinen Standpunkt zu der gestern besprochenen Angelegenheit auszudrücken. Nachdem Herr Pfeifer namens der Firma Pfeifer & Langen ausgesprochen hat, daß er an den Erträgen der Patente mit $\frac{1}{4}$ beteiligt sein wollte, haben wir kein fremdes Element mehr zwischen uns, vorausgesetzt, daß Ihr sowie ich es tue, Herrn Pfeifers Vorschlag als einen bescheidenen Anspruch ansieht und acceptiert. Fällt doch auf jeden unserer beiden Herren Associés nur $\frac{2}{3}$ von jenen $\frac{1}{4}$ also nur $\frac{1}{6}$. Überlegt und beschließt Ihr drei nun, wie wir uns in den Rest teilen wollen; ich gebe Euch die Zusage, daß Euer Entschluß mir genehm sein soll und daß, wie derselbe auch ausfalle, ich jedes Gefühl von Unzufriedenheit oder Neid werde zurückdrängen und mich bestreben werde, meine Kräfte für die Gemeinschaft nutzbar zu machen...“

Die Verteilung wurde daraufhin wie folgt geregelt: Eugen Langen erhielt ein Drittel, seine drei Brüder je ein Sechstel, also zusammen die Hälfte, Emil und Valentin Pfeifer je ein Zwölftel, zusammen also ein Sechstel. – Dieser Verteilungsschlüssel wurde im Jahre 1878 auf alle Erfindungen aus dem Arbeitsbereich der beiden Firmen ausgedehnt, wobei Erfindungen der Teilhaber auf deren Namen, diejenigen der Angestellten auf den Namen ihrer Firma angemeldet werden sollten. In der Niederschrift über diesen Beschluß heißt es u. a.:

„Zur Vornahme von Versuchen in einer Fabrik bedarf Eugen Langen der Genehmigung der betreffenden Firma...“

Diese Eintragung stammt von Eugen Langens Hand. Man sieht daraus, wie gründlich er alle Fragen technischer Gemeinschaftsarbeit und ihre persönlichen Auswirkungen gehandhabt wissen wollte. Vom Verkaufserlös seiner eigenen Erfindungen hatte er nur ein Drittel zu erwarten, dabei unterwarf er sich in den

Fragen des Versuchsprogramms der Entscheidung seiner Mitteilhaber. Der Einspruch auch nur eines derselben konnte seine Pionierarbeit blockieren. Tatsächlich dürfte ein solcher Einspruch wohl nie erhoben worden sein. Dafür waren doch die Erträge des von Eugen Langen verwalteten „Patentkontos“ zu erfreulich. Neue ertragreiche Lizenzabkommen kamen bald zustande. Matthiessen war von New York herübergekommen, um den Stand der deutschen Zuckertechnik näher kennenzulernen. Eugen Langen nahm ihn mit zur Tagung des Rübenzuckervereins nach Stettin. Im Sommer 1874 wurden dann mit Matthiessens Hilfe in England mit zwei bedeutenden Firmen abgeschlossen. Neben laufenden Gebühren wurde eine Anzahlung von 10 000 englischen Pfunden herausgeholt. Langen belohnte die gute Hilfe seines Freundes mit der Zusage, daß er jetzt und in alle Zukunft an allen Lizenzcinnahmen aus England mit 10 Prozent beteiligt sein sollte. Damit gewann er in der neuen Welt einen geschäftlich mitinteressierten Freund, der ihm dann auch fürs Leben in aufrichtiger Anhänglichkeit verbunden blieb. – Den großen Abschlüssen in England und den Staaten folgten im gleichen Jahre solche in Frankreich, Belgien, Holland und in Deutschland selbst. Hier verlangte Eugen Langen keine unerschwinglichen Beträge. Er begnügte sich mit Jahresabgaben von 300 Mark für jede aufgestellte Zentrifuge und 300 Mark für jeden Decktisch. Im Jahre 1875 schloß er dann einen Lizenzvertrag mit einer bedeutenden Raffinerie in Moskau, und auch der größte Zuckerindustrielle Rußlands, F. A. Koenig in Petersburg, erwarb damals das Ausführungsrecht für das Zentrifugenverfahren.

Die erzielten Erfolge ermutigten zum Vorstoß auf einem anderen Gebiet, dem der Melasse-Entzuckerung. Bei einem Besuch in Frankreich hatte nämlich Eugen Langen Ende 1873 einen Apparat kennengelernt durch den es gelungen war, einen Teil des Zuckergehalts der Melasse dadurch zu gewinnen, daß man sie in angewärmten Zustand an einer Wand von Pergamentpapier vorbeistreichen ließ, auf deren anderer Seite eine verdünnte Zuckerlösung floß. Dies Verfahren, die sogenannte „Osmose“, war in seinem Ausbringen nicht besonders ergiebig. Es verbesserte aber die Zuckerbilanz der Fabrik derart, daß Eugen Langen sich mit Nutzen für den Erwerb der Ausführungsrechte entschloß, zu einer Zeit, wo die deutschen Wettbewerber eine zusätzliche Zuckerausbeute aus der Melasse nicht für sich buchen konnten.

Eugen Langen, dessen berufliche Tätigkeit in diesen Jahren zunehmende Beachtung und Anerkennung gefunden hatte, steht nicht an, diese Lage für sich und seine Unternehmen zu nutzen. Beim Verein für die Deutsche Rübenzuckerindustrie betreibt er die Gründung einer „Wissenschaftlichen Kommission“, deren Aufgabe es sein soll, im Zuckerfach aufkommende Neuheiten auf ihre Zweckmäßigkeit und Bedeutung derart zu prüfen, daß man daraus Anregungen für die Arbeiten des ganzen Berufszweiges gewinnen kann. Er selbst übernimmt den Vorsitz und sichert sich damit vollen Einblick aus erster Quelle, zugleich aber auch die Möglichkeit, durch Erlass von Preisausschreiben befruchtend auf die Forschungstätigkeit einzuwirken. Eugen Langen hat die Arbeiten dieser Kommission bis zum Jahre 1877 geleitet. Er trennte sich nur ungern von diesem Amt, war aber durch seine vielseitige Betätigung hierzu gezwungen. –

Das gute Ergebnis von Elsdorf ermutigte die Teilhaber von Pfeifer & Langen im Jahre 1879 zur Planung einer zweiten Rübenzuckerfabrik in Euskirchen. In wenigen Jahren hatten nämlich die rheinischen Bauern erkannt, welche Vorteile aus einer durch den Rübenbau intensivierten Bodenkultur zu ziehen waren. Sie planten bereits den Bau eigener Fabriken. Es war also für Pfeifer & Langen hohe Zeit, um so mehr, da man bei dem dauernd steigenden Absatz nicht darauf rechnen konnte, ohne den Zukauf fremden Rohzuckers auskommen zu können. Elsdorf hatte in seiner ersten Kampagne 93 000 Zentner Rüben verarbeitet, 1872/73 waren es schon 243 000 Zentner, 1875/76 wurde (bei schlechtem Zuckergehalt der Rüben) der Höchststand mit 435 000 Zentner erreicht. Der Plan der Erweiterung durch Euskirchen sah nun eine Verarbeitung der beiden Fabriken von insgesamt 1 555 000 Zentner Rüben vor, ein Ziel, das auch nach wenigen Jahren erreicht wurde. –

Die heranwachsende Familie

Im Oktober 1874 schreibt Eugen Langen an einen alten Freund der Familie:

„Mir geht es in jeder Hinsicht nun wieder recht gut, in meinem Hause ist wieder Glück und Frieden eingezogen und ist erhöht durch die Geburt eines jetzt 3 Monate alten Töchterchens...“

Anfang Juni 1875 heißt es dann in einem Brief aus der Johannisstraße:

„Meine Frau ist mit den Kindern auf dem Lande, kommt aber wichtiger Geschäfte halber in 4 Wochen hierhin...“

Die wichtigen Geschäfte betrafen den Klapperstorch, der schon wieder erwartet wurde und dann den Eltern in den letzten Julitagen einen Jungen bescherte.

Im April 1876 bringt Vater Langen seine Frau mit einem Kind und einer Magd auf einen Monat nach Bad Honnef. Auch schickt er Pferd und Wagen nach dort, damit sich Frau Hermine noch vor der nächsten Niederkunft gut erholen und ausruhen kann. Das dritte Kind kam dann im Juli als gesunder Junge zur Welt. – Der nun bald sprichwörtlich gewordene Langensche Kindersegen war also auch im zweiten Ehestand nicht ausgeblieben. Vorläufig ging gesundheitlich alles nach Wunsch. Nur beim Hausherrn zeigten sich infolge der dauernden Überlastung und des anstrengenden Reiselebens ab und zu unerfreuliche Anzeichen körperlichen Unbehagens und nervöser Überreizung. Fröhliches Jagen in Wald und Feld, längere Erholungsreisen wurden zur Abhilfe eingesetzt. Doch war die Wirkung nicht immer von Dauer. Ende 1877 schreibt er zum Beispiel vor seiner Ausreise nach St. Moritz:

„...So überbürdet und nervös abgespannt, wie ich bin, hat mir der Arzt in jeder Beziehung möglichste Ruhe zur Pflicht gemacht...“

In diesem Jahre konnte ihn ausnahmsweise auch einmal seine Frau auf die Reise begleiten. Anfang August meldet er, daß ihm die Reise gut bekommen sei. Doch klagt er über „etwas Gelenkwasser in den Knien“. Ende September sagt er seine Teilnahme an einer Sitzung in Berlin mit der Begründung ab:

„...Gestern Abend bin ich in Elsdorf so unglücklich gefallen, daß mein eben kuriertes Knie wieder stark angeschwollen ist...“

Einige Wochen darauf schreibt er an seinen Freund Seyfferth nach Braunschweig:

„...Mein Hinterfuß ist noch immer steif, doch bin ich reisefähig und erwarte nun Ihre Einladung, sobald Sie selbst wissen wann.“

Zum Schluß dieses Schreibens bricht dann wieder der alte frohe Lebensmut durch:

„...Reisen Sie nicht etwas mit mir herum?...“

Zum Frühjahr 1878 wurde schon wieder der Storch in der Johannisstraße erwartet. Der Mutter Befinden befriedigte durchaus nicht. Schon seit Wochen mußte sie das Bett hüten. Mitte April kam dann ihr viertes Kind, ein blondes Mädchen, zur Welt. Die Mutter erholte sich allmählich, so daß im Herbst wieder alles wohlauf war; und Vater Langen an Freund Matthiessen einen guten Bericht schicken konnte:

„...In der Familie ist alles im Blei; meine elf Stück machen mir zwar ab und zu Sorgen, sind aber gesund wie die Fische und gedeihen an Leib und Seele. Meine Frau ist mit den Kleinen auf dem Land in der Nähe von Elsdorf und, ich muß schließen, damit ich noch auf den Zug komme, um dorthin zu fahren...“

Im Frühjahr meldete sich der Storch schon wieder. Diesmal war es ein Sohn, blondhaarig wie seine Vorgängerin. Seine Mutter war aber nach diesem neuen Aderlaß derart entkräftet, daß sie monatelang nur stundenweise aufstehen konnte. Wiederholte Fehlgeburten schwächten dann den überanstrengten Körper noch weiter. Die glückliche Geburt ihres letzten Kindes Erich (1882) konnte nur durch dauernde Lebensweise im Liegezustand gesichert werden. Nach dem mit größter Freude begrüßten Ereignis folgten schwere Monate schlimmen Siechtums der Mutter. Im Mai 1883 waren die Folgen der Überanstrengung noch nicht

beseitigt, so daß der Hausvater an den Maler, der die begonnenen Bilder der Kinder wieder in Arbeit nehmen wollte, vom Hause fernhalten mußte. Er schrieb ihm am 18. April bzw. 31. Juli 1883 das folgende:

„Ihren werten Brief vom 26ten v. M. hätte ich längst beantworten sollen; indeß ist es mir ohne Rücksichtnahme auf meine häuslichen Verhältnisse und ohne bestimmte Entscheidung meiner Frau nicht tunlich Ihnen definitives mitzuteilen. Nun ist leider meine Frau in den letzten Wochen fast dauernd so angegriffen gewesen, daß ich mit ihr noch garnicht mich über die Sommerdispositionen unterhalten konnte. Es hat den Anschein, als ob ihr Zustand sich doch nun bessern wollte, nachdem verschiedene äußere, meine Frau beunruhigende Verhältnisse eine Änderung erfahren haben...“

„...Meine Frau, welche in Behandlung eines Specialarztes ist, kann sich noch garnicht erholen; ja richtiger ausgedrückt, muß ich leider aussprechen, daß sie jetzt angegriffener und viel weniger widerstandsfähig ist, als früher. Ich muß deshalb ganz davon absehen, daß Sie in diesem Jahr hier auf dem Sittarderhof die Ihnen übertragene Arbeit fortsetzen...“

Daß unter solchen Verhältnissen der Haushalt nur unter Zuziehung tüchtiger und gebildeter Hilfskräfte geführt werden konnte, liegt auf der Hand. Die richtige Besetzung dieser Posten war nach Meinung des Hausherrn wichtiger als „das Engagement eines Fabrikdirektors“. Nach wiederholtem eifrigem Suchen fand sich die richtige Lösung durch die Anstellung des allseitig beliebten und geachteten Fräulein Fischer. Die älteren Kinder, vor allen die Söhne, haben unter den gestörten häuslichen Verhältnissen dieser Jahre wohl mehr gelitten als die jüngeren. Da die mütterliche Hilfe und Anleitung doch allzuhäufig fehlte, war der Vater genötigt, die vier ältesten Söhne nach außerhalb in Pension zu geben, wobei leider bei der Auswahl der Stelle einmal ein böser Fehlgriff unterlief. Der ordnungsgemäße Gang der Schulbildung war bei den ältesten Söhnen schon durch den Schweizer Aufenthalt während des Krieges gestört worden. Nach dem Kriege gab dann der Tod der Mutter Anlaß zu mancherlei Unstetigkeit. Der Vater suchte durch Hauslehrer nachzuhelfen, was auch vorübergehend einigermaßen gelang. Gottlieb und Fritz verließen die Schulbank 1878 bzw. 1879. Als fröhliche Studenten zogen sie hinaus nach Bonn und Stuttgart. –

Die Gasmotorenfabrik Deutz und die Erfindung des Ottomotors

Mit den laufenden Geschäften dieses werdenden Weltunternehmens hat sich Eugen Langen nur befaßt, wenn es darum ging, die Arbeit richtunggebend zu beeinflussen. Zeitlebens war er Vorstandsmitglied dieser seiner Schöpfung, nahm aber tatsächlich, dank des Übergewichts seiner starken Persönlichkeit die Obliegenheiten eines Aufsichtsratsvorsitzers wahr. Die Gasmotorenfabrik Deutz – de jure eine Aktiengesellschaft mit Namensaktien – war ja de facto eine Erwerbs- und Gefahrgemeinschaft mehrerer Familien mit bestimmender Führung durch den Kopf eines Mannes, der im kollegialen Gremium des Vorstandes saß. Dieser Kopf sorgte für die richtige Besetzung der leitenden Stellen, setzte sich im Kreis der Kollegen unentwegt durch und ließ sich von niemandem etwas abhandeln, wenn es dabei um die Belange der Erwerbsgemeinschaft oder um seine eigenen Belange ging.

Da Eugen Langens Lebenshaltung durch seine sonstige Betätigung sichergestellt war, hatte er auf feste Besoldung verzichtet. Auch trat er bei der Gewinnbeteiligung bewußt hinter seine Kollegen Otto und Daimler zurück, die beide Anspruch auf 5 Prozent vom Reingewinn hatten, während er sich mit 3 Prozent begnügte. Ab 1874 nahm Otto über jede Vorstandssitzung eine eingehende Niederschrift auf. Vorher hatte man wohl darauf verzichten können, denn erst im Lauf der Jahre trübten sich die Beziehungen unter den Direktoren infolge der einsetzenden Rivalität auf erfinderischem Gebiet. Die daraus entstehenden Reibungen zwischen den Herren Otto und Daimler ging aber schließlich soweit, daß der Aufsichtsrat – sicher auf Eugen Langens Anregung – im März 1874 eine klare „Instruktion über die Obliegenheiten des kaufmännischen und technischen Direktors“ erließ. Doch war auch dadurch die Ruhe im Hause nicht wieder herzustellen, denn Daimlers Ziele waren recht weit gesteckt. Unberechtigterweise verlangte er immer wie-

der, daß seine Erfindungen auf seinen Namen angemeldet werden sollten und ihm gehörten. Hierzu ein Brief Eugen Langens an seinen Freund Reuleaux vom Sommer 1875:

„...Wegen des schwäbischen Dickkopfs habe ich die ganze Nacht nicht schlafen können; denk Dir der D. sollte gestern das Protokoll des Aufsichtsrats der G. M. D. unterschreiben, in welchem geschrieben steht, daß alle Patente auf den Namen der G. M. D. sollten genommen werden; da weigert er sich und sagt, er wünsche noch mit mir zu sprechen. Ich hätte ihn eigentlich sagen sollen, daß die Akten darüber geschlossen seien, tat das leider nicht und mußte ihn bis abends 9 Uhr anhören. Zu guter letzt behauptet D. auch noch, daß er an die auf seinen Namen genommenen Patente einen materiellen Anspruch habe, trotz Vertrag und Protokoll des Aufsichtsrats! Ich hab ihn endlich an die Luft gesetzt und sehe nicht, wie die Sache anders werden kann, als mit Kündigung; so leid es mir für D. und seine Familie tut...“

Langen konnte in diesem Punkte schon wegen der Rückwirkung auf die anderen Mitarbeiter nicht nachgeben. Allein er erkannte die vorzüglichen Leistungen Daimlers bei der Entwicklung der Konstruktionen und der Werkstattleitung voll an. So steht zum Beispiel im Aufsichtsrat-Protokoll vom 12. August 1874:

„Herr Daimler berichtet, daß in den laufenden Monaten 40 Maschinen fertig würden, er hoffe die Fabrikation in einem jeden der folgenden Monate um ca. 10 Maschinen zu steigern bis zur Höhe von ca. 80 Maschinen per Monat, resp. 1000 per Jahr.“

Dies Versprechen hielt auch Herr Daimler nachgewiesenermaßen ein. —

Die vielen Erfindungsgedanken, die seine Mitarbeiter vorbrachten, hat Eugen Langen immer wieder geduldig geprüft. Vieles war natürlich abwegig, und in der Beurteilung der neuen Gedanken traf auch Eugen Langen nicht immer das Richtige. Doch hielt er an einem unweigerlich fest: Er glaubte an die hohe intuitive Gabe Ottos, den richtigen Weg zu wittern und gab ihm das, was ihm fehlte: einen jungen Ingenieur als ausführende Hilfe. Im November 1875 verpflichtete Langen den Ingenieur Franz Rings für die Gasmotorenfabrik und überträgt ihm die Leitung des Versuchsraums unter unmittelbarer Unterstellung unter die Direktion. Dessen beginnende Arbeit kann man an Hand des von Otto geführten Vorstandsprotokolles gut verfolgen. Am 13. Januar 1876 heißt es dort:

„Herr Rings soll die Zeichnungen der Hochdruckmaschine vollenden, jedoch ist bei der Ausführung dieser Maschine den übrigen vorliegenden Projekten nicht vorzugreifen. (Es folgt dann die Aufzählung solcher Projekte.)

Am 25. Januar lesen wir weiter:

„Herr Langen hat einen Brayton Motor telegraphisch bestellt*. — Herr Rings soll in der Fabrik die Versuche mit dem Schaltwerk für die doppelwirkende Maschine und mit dem Gummiventil leiten und in seiner freien Zeit zuerst den sog. Feuerschlucker für letztere Schaltung umzeichnen...“

Man sieht: Herr Rings war nicht einmal in erster Linie auf die „Hochdruckmaschine“, also den Viertaktmotor, sondern gleichzeitig auf mancherlei andere Arbeit angesetzt worden. Man war in Hinsicht der „Hochdruckmaschine“ seiner Sache noch nicht sicher, sonst hätte ja Langen mit Zustimmung seiner Kollegen auch nicht den Brayton-Motor bestellt. Die Hochspannung im Hause war aber in diesen Tagen größter erfinderischer Wehen so übersetzt, daß man zu folgender Ordnungsvorschrift gezwungen war:

„Herr Eugen Langen stellt den Antrag für den Fall einer der Beamten der M. F. D. einem Direktionsmitglied Mitteilung über neue Konstruktionen an Gasmaschinen macht, soll der Beamte ersucht werden, seine Gedanken in klarem Exposé zu Papier zu bringen, damit die Direktion die Sache prüfen kann.“

So zu lesen von Ottos Hand im Direktionsprotokoll vom 24. Februar 1876! Die nächste Eintragung im Direktionsprotokoll (20. April) ist deshalb besonders wichtig, weil sich hier Otto zum erstenmal die Urheberschaft der neuen Arbeitsweise dokumentarisch zuspricht. Das wird er deshalb getan haben, weil er inzwischen des Erfolges seiner Arbeit sicherer geworden war. Die Eintragung lautet:

„Hochdruckmotor von N. A. Otto. — Für die Hochdruckmaschine sind Zeichnung und Beschreibung anzufertigen, damit eventuell nach den in folgender Woche stattfindenden Versuchen die Patentgesuche sofort eingereicht werden können.“

*Durch Freund Matthiessen in New York: Es war ein unbrauchbares Vorbild.

Zehn Wochen darauf sind die Versuche mit Erfolg abgeschlossen, denn man denkt, wie aus dem Vorstandsprotokoll zu entnehmen, schon an die Dimensionierung der Maschinen für den Verkauf.

Selten ist wohl das Gelingen einer Großtat der Technik zeitlich so eindeutig aus Dokumenten nachweisbar, wie hier. Selten ist aber auch die Urheberschaft so klar erkennbar. Der erfinderische Gedanke stammt — allen späteren interessierten Umdeutungen zum Trotz — unbestreitbar von N. A. Otto persönlich. Bei der Durchführung stand dem Erfinder — neben und mit den Mitteln des Unternehmens — der technische Leiter des Versuchsraums und wohl auch gelegentlich der konstruktive Rat Eugen Langens zur Verfügung. Daimler hat keinen Anteil an dem Erfolg. Eher möchte man das Gegenteil annehmen. Er hat niemals Anspruch hierauf erhoben und stimmte auch dem Beschluß des Aufsichtsrats, nach dem der neue Motor unter dem Namen „Ottos Neuer Motor“ vertrieben werden sollte, unwidersprochen zu. Dieses Protokoll, das wie wir vermuten müssen eine Vorgeschichte hatte, lautet in der Fassung der Eintragung wie folgt:

„Nach vorhergegangener Beratung des Herrn Langen mit den Mitgliedern des Aufsichtsrats wurde beschlossen, die neue Kurbelmaschine unter dem Namen „Ottos neuer Motor“ einzuführen. Die Direktion legt den Entwurf einer Annonce, sowie eines Prospektes für denselben vor und wird deren Fassung gut geheißen.“

Der Wortlaut dieser Niederschrift muß ursprünglich vielleicht etwas anders gelautet haben; es dürfte eine Äußerung darin enthalten gewesen sein, die dem Erfinder Otto unter Zubilligung der Urheberschaft eine besondere materielle Vergütung versagte. Nur so lassen sich die scharfen brieflichen Auseinandersetzungen verstehen, die wegen dieser Niederschrift zwischen den Vätern des Verbrennungsmotors entstanden. Ottos Beschwerdebrief an Eugen Langen ist leider nicht mehr erhalten. Doch fand sich Langens Antwort in einem alten Kopierbuch*. Wegen der bedeutsamen Offenlegung der Charaktere der beiden Männer wird sie hier in extenso wiedergegeben:

„Werter Herr Otto! Wenn der Inhalt Ihres Briefes vom 16ten d. M., soweit derselbe sich auf Ihre Stellung zur Gasmotorenfabrik bezieht, mich nicht überraschte, nachdem mein Bruder Gustav mir vor einiger Zeit Mitteilungen gemacht hatte, welche die Andeutungen, die ich von Ihnen früher schon empfing, bestätigen, so kann ich doch nicht leugnen, daß der Gesamteindruck desselben für mich ein so peinlicher war, daß ich mich nicht sofort an dessen Beantwortung setzen konnte, auch möchte ich nicht in offizieller Weise über denselben... zu Rate sitzen, bevor ich Ihnen persönlich meine Ansicht ausgesprochen und Ihre Antwort darauf empfangen habe.

Es tut mir leid, daß in den 12 Jahren, in welchen ich mit Ihnen in Verbindung stehe, sich soviel Bitterkeit bei Ihnen gegen mich hat anhäufen können, wie in Ihrem Briefe zum Ausdruck kommt. Ich will aber heute noch weniger als sentimental werden, sondern möchte Sie nur ersuchen, daß Sie sich ganz ruhig vergegenwärtigen, wie Sie vor 12 Jahren zu mir kamen, welche Stellung Sie heute haben und in Zukunft haben würden, wenn Sie auf... Basis Ihres Vertrages still fortführen, Ihre Pflicht zu erfüllen?

Sie haben recht, Sie sind nicht als Berater zu mir gekommen und ich habe Sie auch nie als einen solchen betrachtet, obschon ich auch ein solches Verhältnis im allgemeinen nicht als ein weniger ehrenvolles als irgend ein anderes Verhältnis bezeichne und obschon ich viele Beamte habe, welche, trotzdem sie in einer selbstständigen Lebensstellung sich befinden, es sich zur Ehre anrechnen, Beamte unserer Firmen und meine Mitarbeiter zu sein. Auch ist nie der Vorwurf gemacht worden, daß ich Würsche, wenn sie erfüllbar waren, nicht erfüllte, oder gar daß ich Versprechungen nicht gehalten hätte. Sie tun dies und doch habe ich das Bewußtsein, daß ich in entscheidenden Augenblicken für Ihre Ehre und Ihre Existenz bin eingetreten. Ich würde Ihnen dies ohne Provokation nie vorgehalten haben. Sie wissen es auch oder haben es vergessen.

Sie verlangen als Erfüllung einer moralischen Pflicht Gleichbeteiligung mit mir an dem Gewinn, welchen die G. M. D. abwirft und greifen zur Begründung dieses Anspruchs zurück in die Zeit, in welcher wir uns zuerst sahen. — Haben Sie denn die 12 Jahre nicht erlebt oder die Wechselfälle vergessen, welche in diesem Zeitraum liegen? Habe ich denn mein in die G. M. D. gestecktes Vermögen stärker vermehrt als Sie das Ihrige, oder haben Sie dieses getan? Habe ich an äußerer Lebensstellung à conto Gasmotoren mehr gewonnen oder haben Sie das getan? Ich war hier anfänglich Kommanditär mit 10000 Tlr. Einlage und zu keiner Tätigkeit in dem Geschäft verpflichtet. Wie hoch ist heute das Kapital, welches ich mit meinen Freunden aufgebracht und wie veranschlagen Sie denn die Wochen, Tage und Stunden, während welcher ich neben meinen übrigen schweren Pflichten für Sie mitgearbeitet habe?

* Die Kopie ist leider an einigen Stellen unleserlich.

Sie sagen, die neue Maschine sei ohne Inanspruchnahme von Mitteln der Gasmotorenfabrik, ohne kostspielige Vorversuche derselben das alleinige Resultat Ihres jahrelangen Nachdenkens. Der Vordersatz ist eine Leugnung der Tatsachen, denn auf wessen Kosten sind jahrelange Versuche gemacht worden, oder haben Sie etwa außer diesen und in den 12 Jahren überhaupt gar nichts gelernt? Der Nachsatz will doch nur sagen, daß Sie glauben, Ihre Pflicht erfüllt zu haben, ich pflichte... gern bei, aber Hand aufs (Herz), können Sie nicht behaupten, daß das, was Sie in dieser Zeit und solange Sie eine Stellung bei G. M. D. bekleiden, Ihr Denken und Ihr Arbeiten nicht auch diesem Geschäft gehöre. Nun komme ich zu dem, was die Veranlassung zu Ihrem Briefe wurde, zu dem Protokoll der letzten Sitzung, durch dessen Fassung ich einerseits der G. M. D. das Recht wahren wollte ihre Kinder selbst zu taufen, andererseits der Hoffnung Ausdruck geben, daß dadurch, daß man die Maschine nach ihnen benannt, und zwar in der allerseits verständlichsten Weise nach Ihnen benannt, nicht das Verhältnis zwischen den Mitgliedern der Direktion gestört, sondern gefestigt werde. Was Sie an äußerer Ehre nur wünschen konnten, ist Ihnen also, ehe Sie es aussprachen, erfüllt; andererseits hoffe ich, daß durch diese Erfüllung und bei dieser Gelegenheit sich auch ein Anstoß geben lasse, daß Ihr ganzes Verhältnis zu Daimler ein Freundschaftlicheres werde. Sind Sie beide denn Wasser und Feuer und können sich nie befreunden, weder geschäftlich noch persönlich, trotzdem Sie die gleichen Interessen haben?

Ich verweise in dem Protokolle darauf hin, daß ein scheinbarer Widerspruch zwischen dem Beschluß, die Maschine „Ottos Motor“ zu nennen und den früheren Beschlüssen bezüglich Entnahme der Patente bestehe..., denn der damalige Beschluß sollte alle Sonderinteressen beseitigen, er sollte ein gemeinsames Arbeiten und Denken aller bei der Gasmotorenfabrik tätigen Männer herbeiführen oder fördern und Geheimniskrämerei, sowie Eifersucht beseitigen. Ich war nicht damit einverstanden, daß Herrn Daimler eine Vergütung in Form von Aktienüberlassung zuteil wurde, weil ich dessen Rechtsanspruch nicht anerkennen konnte, ich fügte mich und tat mit, weil ich Frieden schaffen wollte. Und weil ich nur den letzteren im Auge hatte, freute ich mich darüber, daß Daimler nicht Einspruch dagegen erhob, daß die neue Maschine Ottos Motor heißen sollte. Das formelle Recht der M. F. D. aber mußte gewahrt sein, Ihnen und allen zukünftigen Erfindern gegenüber und aus diesen Gründen wählte ich die Fassung, welche Sie, wie ich bedaure, gekränkt hat. Ich bin bereit in jede Änderung desselben zu willigen, sofern der sachliche Inhalt nach obigen Gesichtspunkten darunter nicht leidet. Ich bitte Sie, eine andere Fassung vorzuschlagen, durch welche in motivierter Weise das Selbstbestimmungsrecht der Gasmotorenfabrik gewahrt wird.

Es würde mich herzlich freuen, wenn dadurch der Stein sich aus dem Wege schieben ließe, ich fürchte aber, daß das Protokoll Ihnen nur Veranlassung wurde, dem Ausdruck zu geben, was Sie als Unzufriedenheit längst mit sich herumtrugen. Recht schmerzlich bedaure ich, daß in dem Augenblick, in welchem wir alle Ursache hätten, uns zu freuen, der grelle Mißton hineinschallt!

Zum Schluß des Briefes unterscheiden Sie juristische und moralische Verpflichtung. Nach meiner Ansicht kann eine Verpflichtung immer nur eine juristische sein; jede Leistung, welche darüber hinausgeht, ist keine Verpflichtung und kann nicht von der anderen Seite gefordert, sondern in ihrer eventuellen Erfüllung nur mit Dank angenommen werden. Besteht so etwas, was Sie moralische Verpflichtung nennen, und darüber entscheide ich heute nicht, so warten Sie die Zeit der Reife ab; ich beanspruche für mich und für meine Mitinteressenten alle, daß wir mindestens gute Durchschnittsmenschen sind, aber weder ich noch wie ich glaube diese sind geneigt, uns das Mindeste abtrotzen zu lassen und Ihr Vorgehen könnte nur die Wirkung haben, den guten Willen abzuschwächen.

Sie deuten an, daß unsere Wege sich jetzt scheiden könnten. Sollte dies geschehen in der Weise, wie es den Anschein gewinnt, dann Herr Otto tut es mir leid, daß wir uns jemals im Leben begegnet sind. Kommen Sie aber nach ruhiger, reiflicher Prüfung zu einer anderen Ansicht, dann sei der Zwischenfall begraben und Sie finden in mir nicht einen neuen, aber den alten Freund.

Nur keinen faulen Frieden

bis dahin Ihr ergebener

Eugen Langen."

Dieser Brief brachte die beiden Männer sehr bald wieder an einen Tisch. Es kam zu einer versöhnenden Aussprache und das Aufsichtsratsprotokoll erhielt die oben wiedergegebene Fassung. In der Sache selbst hatte Eugen Langen nur insofern nachgegeben, als er dem Wunsche Ottos nach völliger Gleichstellung in der Beteiligung bei der Gasmotorenfabrik dann zu folgen versprach, wenn der Erfolg ihrer gemeinsamen Arbeit sichergestellt sein würde. Dies Versprechen hat Eugen Langen im Jahre 1882 getreulich erfüllt. Damals stand eine Erhöhung des Gesellschaftskapitals um 150 Prozent bevor¹⁸. Mit erspartem Geld konnte Otto von seinen Mitaktionären kleinere Posten, dazu von Eugen Langen einen größeren Betrag (51 600 M.) zu parj erwerben. Dem letzteren gegenüber wurde der höhere innere Wert der Aktien durch eine Sonder-

vergütung eigier Art abgegolten: Zunächst sorgte Eugen Langen dafür, daß der Gewinnanteil Ottos gelegentlich der anstehenden Verlängerung seines Anstellungsvertrages von 5 auf 10 Prozent erhöht wurde. Von diesen 10 Prozent ließ er sich mit Zustimmung des Aufsichtsrats 2½ Prozent abtreten, so daß er statt der bisherigen 3 Prozent ab 1882 5½ Prozent vom Reingewinn des Unternehmens bezog. Das war für die beiden Väter des Verbrennungsmotors eine günstige Lösung, denn die Geschäfte gingen bis Ende der achtziger Jahre recht befriedigend.

Welchen Nutzen Eugen Langen für seine Person bis 1882 aus seiner Beteiligung gezogen hat, zeigen folgende Zahlen: Die Firma zahlte in den ersten zehn Jahren ihres Bestehens an Dividenden über 300 Prozent. Daraus vereinnahmte Langen rund 900 000 Mark. Zugleich dürfte er aus seiner Gewinnbeteiligung rund 150 000 Mark bezogen haben. Das war sicher ein schönes, aber auch sauer verdientes Geld, denn der Aufbau der Firma zu einem Weltunternehmen lag in seiner Hand und war eine mühsame und gefährvolle Arbeit. Unter Zuziehung seines Neffen C. Otto Langen aus Gladbach hatte er 1872 eine Tochtergesellschaft, die Firma Langen & Wolf in Wien, gegründet. Von 1873 an war er fast jeden dritten Monat in Paris, um dortige Finanzleute davon zu überzeugen, daß sie gut daran täten, dort eine Fabrikationsstelle für Deutzer Motoren zu errichten. Im Jahre 1877 fuhr sein Neffe und Schwager Jakob Schleicher, der in Buenos Aires in kaufmännischer Anfangsstellung war, im Deutzer Auftrag nach den Staaten und richtete dort mit seinem Bruder Adolf und dem Ingenieur Hermann Schumm die erste amerikanische Motorenfabrik ein. In England gewann Eugen Langen in der Firma Crossley Brothers in Manchester einen besonders rührigen Lizenznehmer für Großbritannien und die englischen Kolonien. Mit Ausnahme des französischen Unternehmens hat sich die Deutzer Weltorganisation unter dem Schutz der Viertaktpatente bis zum Ende der achtziger Jahre derart gelohnt, daß die Abschlüsse des Stammhauses daraus guten Nutzen ziehen konnten. An Dividenden wurden hier gezahlt: Im Jahre 1882/83 96 Prozent auf ein Aktienkapital von 1,2 Millionen, 1883/84 33 Prozent auf ein Kapital von 3 Millionen. Ab da verzinste sich das gleichbleibende Kapital bis 1888/89 mit durchschnittlich 32 Prozent. — Zu diesen schönen Ergebnissen hatte Daimler schon seit 1882 nicht mehr beigetragen. Er war am 1. Juli 1882 ausgeschieden, nachdem ihm Eugen Langen vergeblich die Leitung einer zu gründenden russischen Filiale angetragen hatte. Sein Nachfolger wurde Eugen Langens Schwager Hermann Schumm, der sich in Philadelphia und Paris im Deutzer Dienst besonders bewährt hatte, und nun mit Eifer und Geschick dazu überging, dem Deutzer Hause in seinem technischen Dienst eine vorbildliche Ordnung und Durchsichtigkeit zu geben. — Die letzte Vorstandssitzung in Anwesenheit von Herrn Daimler hatte im Herbst 1881 stattgefunden. Seitdem konnte man auf das förmliche Verfahren verzichten. Eugen Langen kam je nach Bedarf zum Werk hinüber und besprach die vorliegenden Fragen mit den Herren Otto und Schumm. Beide Herren folgten willig seiner überlegenen Führung. —

Der Wiederaufbau des A. Schaaffhausenschen Bankvereins

Im Herbst 1875 schrieb Eugen Langen an seinen Freund Matthiessen nach New York:

„... Ich brauche und darf zum Glück in keiner Hinsicht klagen. Der Börsenkrach hat zwar die in Aktien auf Hochkant gelegten Sparpfennige momentan sehr entwertet, doch sind die Anlagen derart, daß sich der Schaden wohl in einigen Jahren ausgleicht; sonst blieben wir davon unberührt, weil wir uns in der ganzen Zeit um Börse nicht gekümmert haben. —

Anderer Leute und sehr reiche Leute müssen schwer bluten; ja was noch schlimmer ist, der gute Ruf und mancher ehrliche Name sind den Versuchungen der Agio-Zeit nicht stark gegenüber gewesen. Es schweben vor den hiesigen Gerichten mehrere Prozesse, welche bis in die höchsten Kreise Staub aufwirbeln...“ —

Der Taumel der Gründerjahre hatte auch den A. Schaaffhausenschen Bankverein nicht unberührt gelassen. Die Direktoren hatten sich in der Hoffnung auf günstige kurzfristige Realisierung der Anlagen zu weit vorgewagt. Das Bankhaus war gründlich festgefahren; es war nicht nur vorübergehend illiquid, sondern

auch in seinem Status stark erschüttert. Mevissen, der einst im Jahre 1857 Eugen Langens Vater im Vorsitz des Verwaltungsrats abgelöst hatte, trat zurück. Victor Wendelstadt, der bisherige erste Direktor, kam 1875 an seine Stelle, konnte aber dem sanierungsbedürftigen Unternehmen den erforderlichen Auftrieb nicht geben. In dieser schwierigen Lage wurde Eugen Langen, der schon seit 1869 dem Aufsichtsrat angehörte, dazu ausersehen, dem notleidenden Bankhaus wieder auf die Beine zu helfen. Es war eine harte Arbeit, bei der es ohne scharfes Zugreifen nicht abging. Das Kapital der Gesellschaft wurde um den für damalige Verhältnisse unerhörten Betrag von 30 Prozent herabgesetzt. Unfähige Mitarbeiter wurden entlassen und neue tüchtige Kräfte mit der Aufgabe zugezogen, zunächst die kranken Verbindlichkeiten abzustossen und neue gesunde Verbindungen zu suchen. Vor allem galt es den guten Namen des Hauses zu retten und wieder zu kräftigen. Die alten Freunde durften ihm nicht untreu werden. Eugen Langen ging mit gutem Beispiel voran. So schrieb er im Frühjahr 1875 an einen besorgten Aktionär:

„In Erwiderung Ihres Gesätzten von heute kann ich in meiner Stellung zum Schaaffhausenschen Bankverein Ihnen über die Ursachen des Sinkens der Aktien dieser Gesellschaft nur sagen, daß mir dafür kein andrer Grund erfindlich ist, als die andauernd schlechte Lage der Industrie, die weit über die gewöhnliche Zeit der Nachwehen einer Krisis anhält und das allgemeine Vertrauen nicht zurückkehren läßt. Es mag beim Publikum auch nicht wenig der Personalwechsel in der Direktion ungünstig angesehen werden. An Stelle des bewährten Herrn Victor Wendelstadt ist Herr Bürgers getreten, der zwar als tüchtige Kraft bekannt ist, von dem aber vorausgesetzt wird, daß er sich noch erst in das umfangreiche Geschäft einarbeiten müsse. Die deshalb aufgetauchten Befürchtungen sind indessen wenig begründet, denn wenn Herr Wendelstadt auch offiziell aus der Direktion ausgeschieden ist, so hat er doch zugesagt, auch fernerhin dem Bankverein seine Tätigkeit zu widmen. — Wir besitzen selbst eine große Partie Aktien, denken aber nicht daran, heute zu verkaufen, sind vielmehr der Ansicht, daß der jetzige Kursstand nicht gerechtfertigt ist und eine Wendung zum Besseren einsetzen wird...“ —

Im Herbst 1875 schreibt Langen an einen seiner vielen Freunde:

„...Schaaffhausen haben ja leider einige tüchtige Gründungsohrfeigen besehen, welche aber viel mehr den Direktoren persönlich gelten als dem Institut; in diesem Sinne sind die von den geschröpften ausgehenden Zeitungsskandale anzusehen. Ich halte den heutigen Kurs für sehr niedrig und würde, wenn ich Geld hätte, Sch'sche Aktien kaufen, denn trotz allem, was geschrieben wird, ist der Sch'sche Bankverein über allen Zweifel sicher. Dies meine ehrliche Meinung, aber ohne alle Verpflichtung meinerseits, beliebig zu benutzen...“

Im Februar 1876 folgt dann folgende Auskunft an einen Aktionär:

„...Über den Kursgang der Schaaffhausenschen Aktien bin ich nicht weniger enttäuscht und nicht weniger in Mitleidenschaft gezogen wie Sie. Trotzdem verkaufe ich meine Aktien nicht. Für ein großes Unglück würde ich es halten, wenn das Schiff in der bedrängten Zeit den kundigen Steuermann verlöre und als solchen betrachte ich Herrn Mövius. Ihnen Einsicht in die Bücher des Bankvereins zu geben, würde geradezu ungesetzlich sein und die Direktion konnte nicht anders als Ihnen dies verweigern. Die von Ihnen gewünschte Nachrevision der letzten Bilanz ist nur auf gerichtliche Klage zu erlangen; ich habe indeß die Überzeugung, daß eine solche Revision zwecklos sein wird. Im übrigen kann ich Ihnen die Mitteilung machen, daß die Kommission zur Prüfung der Bilanz von 1875 bereits von dem Aufsichtsrat gewählt ist und daß ich derselben angehöre. Betätigen Sie ihr Vertrauen dadurch, daß Sie dem, was diese Kommission revidiert, vollen Glauben schenken und bis dahin versuchen Sie, garnicht mehr an Ihre Schaaffhausen Aktien zu denken. Sie beruhigen damit sich selbst und werden das Ergebnis dieser Bilanz als die Tatsache hinnehmen, welche Sie verlangen um zu wissen, wie Sie Ihr in Bankvereins-Aktien angelegtes Vermögen zu schätzen haben...“

Unter den neu zugezogenen Kräften war zweifellos Karl Klönne der Bedeutendste. Er wurde 1879 von der Westfälischen Bank in Bielefeld geholt und erwarb sich besondere Verdienste um die Erweiterung der Geschäftsbeziehungen zu den Industrieunternehmen des Westens.

Im Aufsichtsrat selbst konnte Eugen Langen auf den Rat und die Hilfe seines Stellvertreters Wilhelm von Recklinghausen, eines Bankmanns vom Fach zurückgreifen. Dieser hatte augenscheinlich am ersten erkannt, daß der dreißigprozentige Kapitalschnitt vom Jahre 1877 der inneren Lage des Unternehmens nicht einmal gerecht wurde. So mußten zum Beispiel in den Jahren 1880 und 1881 noch erhebliche Abschreibungen auf dem Effektenkonto vorgenommen werden. Das hatte ein Aufsichtsratsmitglied dazu ver-

anlaßt, die Höhe der für die Direktoren vorgesehenen Gratifikationen zu bemängeln. Eugen Langen tritt dem im April 1881 entgegen:

„...Die Bilanz ist gut und um einige Hunderttausend Mark besser als die vorigjährige, so daß eine Dividende von 3½ Prozent in Aussicht genommen ist und abermals 800 000 M. zu Abschreibungen auf Effektenkonto beabsichtigt wird. — Niemand von uns hat zur Zeit der Kapitalreduktion geglaubt, daß derartige Abschreibungen eine Reihe von Jahren andauernd vorgenommen werden müßten und wenn Herr von Recklinghausen ähnliches geäußert, so liegt diese Äußerung auch wohl in einer der jüngeren Vergangenheit angehörigen Periode. — Eine Haushaltung der gesellschaftlichen Stellung unserer Direktoren entsprechend zu führen, absorbiert das Gehalt derselben vollständig und ich glaube, daß Ihre Annahme die Vermögensverhältnisse des Herrn Klönne betreffend auf einem Mißverständnis beruhen; ...Klönne ist aber bei genauer Kenntnisnahme der Lage des Bankvereins geradezu enttäuscht und ihm gebührt Anerkennung für seine Leistungen, damit er die Freude der Arbeit auch dann nicht verliere, wenn noch drei Jahre lang gleiche Beträge wie bisher auf Effektenkonto zur Abschreibung verwendet werden. Ich hoffe, daß wir während dieser Zeit bei wachsenden Erträgen des laufenden Geschäfts unsere Dividenden allmählich steigern können, dann aber wieder mit der Ansammlung von Reserven beginnen dürfen. Seien Sie überzeugt, daß ich ernsthaft das Interesse der Aktionäre des Bankvereins im Auge halte und mich bemühe, davor bewahrt zu bleiben, daß bei dem steten persönlichen Verkehr mit der Direktion, nicht persönliche Gründe oder Einfluß die sachliche Erwägung in den Hintergrund dränge. Ich habe stets ausgesprochen, daß dem Bankverein nur auf dem Wege der ruhigen Arbeit zu helfen sei; diese Arbeit muß aber mit Freude geschehen, wenn sie fruchtbringend sein soll und in dieser Erwägung bitte ich Sie dann auch mit dem gefaßten Beschluß des Kollegiums sich einverstanden zu erklären...“

Man sieht, welch zähe Arbeit dazu gehörte, das Bankhaus wieder auf gesunde Höhe zu bringen. Bei dieser Arbeit mußte sich der Vorsitzende naturnotwendig auf die einhellige Zusammenarbeit der Direktion stützen, die zu erhalten bei den strebsamen Charakteren der Beteiligten nicht immer leicht war. Über alles gesehen ging es beim Bankverein in diesen Jahren schön bergauf, so daß Eugen Langen gegenüber einem Dürener Aktionär im Frühjahr 1884 von der „fortschreitenden Prosperität unseres Bankvereins“ sprechen konnte. —

Ein gut Teil des Erfolges war hierbei der aufopfernden Tätigkeit zuzuschreiben, die Eugen Langen bei denjenigen Unternehmen leistete, die von Schaaffhausen finanziert worden waren und nach Abklingen der Krise zunächst notleidend blieben bzw. liquidiert werden mußten. Hierin gehören die „Rheinische Hütte“ und der „Humboldt“, beide im Vorort Kalk gelegen. Den Vorsitz im Aufsichtsrat des letzteren Unternehmens übernahm Eugen Langen 1879. In bewährter Tatkraft sorgte er für einheitliche Führung des Unternehmens durch Berufung seines bewährten Lütticher Freundes Albert Schmidt zum Generaldirektor. Im Jahre 1884 war das Unternehmen innerlich soweit gesundet, daß man auch zur Neuordnung der Kapitalverhältnisse schreiten konnte. Das bisher aus Stamm- und Vorzugsaktien bestehende Kapital wurde einheitlich in fünftausend Stück Aktien zu 600 Mark zusammengefaßt, der darüber hinausgehende Geldbedarf durch Ausgabe von einer Million fünfprozentiger Obligationen befriedigt. —

Auf Eugen Langens aufreibende Tätigkeit beim Hoerder Bergwerks- und Hüttenverein wird an anderer Stelle zurückzukommen sein. Auch hier handelte er lediglich als Treuhänder der Interessen des Bankvereins, dessen überragende Stellung im wirtschaftlichen Leben des Westens in diesen Jahren des industriellen Aufbaus immer mehr anerkannt wurde. —

Schutz der deutschen Arbeit!

Anfang 1882 betrieb einmal ein höherer Regierungsbeamter bei Eugen Langen die Einstellung eines nahen Verwandten. Er erhielt, neben der Zusage wohlwollender Prüfung, nachstehende Begleitworte:

„...Es ist erfreulich, daß im allgemeinen die industriellen Verhältnisse sich bessern, das hilft mehr als alle Gesetzesmacherei. Für den, der arbeiten will, gib't halt nur ein Rezept, das ist „Arbeit“; findet er diese und ist Nachfrage nach dieser, dann geht's Allen gut; fehlt's daran, dann helfen weder Freihandel noch Unfall- und Invalidengesetz...“

Dies Bekenntnis klingt heute in den Zeiten des Dritten Reichs fast wie eine Selbstverständlichkeit. Damals war es der Ausdruck der jahrzehntelangen Erfahrung eines Wirtschaftlers, der im Kampf um den „Schutz der deutschen Arbeit“ in erster Front stand. Zugleich quittiert das Bekenntnis aber auch über den beginnenden Erfolg der neudeutschen Wirtschaftspolitik, zu der sich Fürst Bismarck in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre bekannt hatte. Hinter dem politischen Schlagwort stand ja ein starkes wirtschaftstechnisches Wollen: Abkehr vom einseitigen Freihandel zum gemäßigten Schutzzoll, Aneiferung des Gewerbetausflusses und des industriellen Fortschritts durch die Aussicht auf greifbaren Erfolg, Erweiterung der Absatzgebiete der deutschen Ware durch gehobene Güte und verstärkte Anpassung an die Kundenwünsche, Verbilligung der inländischen Erzeugung durch pflegliche Behandlung der Selbstkostenfaktoren, darunter auch der Verfrachungskosten. Das waren in der Hauptsache die Mittel, die sich dem großen Ziel der Zeit zur Verfügung stellten.

Der Verbilligung der Transporte hatte Eugen Langen von früh an ein besonderes Interesse geschenkt. Schon im April 1869 war er als Mitglied einer viergliederigen Kommission der Handelskammer in einem Gutachten für die Verwendung leichter und schwach bemannter Anhängerkähne auf dem Rhein (Schleppzüge) eingetreten. In dem Gutachten heißt es:

„... Wir glauben uns nun dahin aussprechen zu können, daß das beabsichtigte Unternehmen vermöge des ihm eignen technisch neuen Gedankens, viele kleine flachgehende Kähne, nahe hintereinander gereiht zu remorquieren im Vergleich zu den bestehenden Einrichtungen solche Vorzüge hat, daß es bei sachkundiger Leitung dazu berufen sein wird, nicht nur dem ausgesprochenen Bedürfnisse abzuheffen, sondern auch der Rheinstraße manche Transporte zu sichern, welche jetzt zum Teil andere Wege wählend, den Eisenbahnen zufallen...“

In folgerichtiger, aber technisch irriger Weiterbildung dieses Gedankens griff Eugen Langen gemeinsam mit seinem Freund Deichmann im Jahre 1871 das Projekt der Tauereischiffahrt auf dem Rhein auf. Vierzigtausend Taler Aktien der neugegründeten Gesellschaft bringt er im Kreise seiner Kölner Bekannten unter. Mit Begeisterung setzt er sich für den Gedanken ein, mit Dampfkraft ausgerüstete Schlepper an einem im Strome verlegten Drahtseil hinaufzuziehen, ein Gedanke, der dann allerdings mit dem Aufkommen guter Rad- und Schraubenschlepper wegen der hohen Unterhaltungskosten des Seilbetriebes zum Tode verurteilt war. —

Der Mißerfolg der „Tauerei“ hielt Eugen Langen nicht davon ab, im Jahre 1884 erneut starken Anteil an einem Unternehmen der Schifffahrt, der Rhein-Seeschifffahrt, zu nehmen. Im Kreise seiner Kölner Freunde wirbt er, angeregt von W. T. Mulvany in Düsseldorf, für die unmittelbare Güterverfrachtung von Köln nach London, Hamburg und anderen Seehäfen. Im April des Jahres tritt er in den Aufsichtsrat der „Badischen Schrauben-Dampfschiffahrtsgesellschaft“, der späteren „Rhein- und Seeschiffahrts-Gesellschaft“ ein und ermuntert deren Leiter Rudolf Wahl zur Beschaffung mehrerer seegehender Dampfer, wobei er sich gemeinsam mit der westlichen Industrie und den interessierten Handelskammern für bessere Überwachung und nachhaltige Vertiefung der in Holland liegenden Teile der Rheinwasserstraße einsetzte. —

In den Jahren der beginnenden Verstaatlichung der Eisenbahnen hatte Eugen Langen häufig Gelegenheit, die fiskalische Einstellung derselben zu Fragen der Tarifpolitik zu bekämpfen. Im Jahre 1876 verlangte er, daß neue Frachttarife den Handelskammern in einem Freiexemplar zugeleitet werden sollten, damit diese rechtzeitig nach dem Rechten sehen könnten. In der „Ständigen Tarifkommission der deutschen Eisenbahnen“ arbeitete er eifrig mit und erstattete im Lauf der Jahre zahlreiche Referate zu Tarifpositionen, die er in ihrer Auswirkung auf Grund seiner industriellen Tätigkeit beurteilen konnte. Er war lange Jahre Mitglied des Bezirkseisenbahnrats und stellvertretendes Mitglied des Landeseisenbahnrats. Dem späteren Eisenbahnminister Thielen stand er persönlich nahe, was ihn einmal zu nachstehendem Bittelbrief ermutigte:

„Hochgeehrter Freund! In wenigen Zeilen, wo viele Worte doch nicht mehr sagen können, die Bitte: Bauen Sie doch endlich die Linie Grevenbroich-Köln! Ich kann nicht genug betonen, wie sehr die ganze Gegend danach seufzt. Es sind ja nur 32 Kilometer!“

Verzeihung für mein unverschämtes Geilen, aber mit Dank für die Minute, die Sie meinem Brief gewidmet.

Ihr aufrichtig ergebener

Eugen Langen.“

Als in der Mitte der siebziger Jahre die schwere Wirtschaftskrise nicht weichen wollte, betätigte er sich lebhaft — auch durch eingesandte Zeitungsartikel — an dem Kampf um die grundsätzliche Abkehr der deutschen Handelspolitik vom „mißverstandenen Freihandel“. Von den einseitig orientierten Handelskammern und ihren freisinnigen Hintermännern befürchtete er eine wirtschaftsschädliche Einstellung gegenüber der Regierung. Im Frühjahr 1877 schreibt er an seinen Freund Seyfferth in Braunschweig:

„... Herr Joest* sagte mir, daß Sie sich lebhaft dafür interessieren, eine bessere Vertretung von Industrie und Gewerbe herbeizuführen durch Bildung von Industrie- und Gewebekammern, eventuell durch Umwandlung der jetzigen Handelskammern in Handel- und Gewebekammern. Ich habe nun, wie Sie aus der Beilage erschen wollen, Veranlassung genommen einen ähnlichen Antrag auf die Tagesordnung des auf den 16. Juni in Frankfurt beabsichtigten Industrietages setzen zu lassen, in der Hoffnung, daß Sie die Güte hätten, das Referat hierfür zu übernehmen. Der Frankfurter Industrietag soll eine Massendemonstration gegen das in Berlin vertretene System sein, und sollen alle industriellen Vereine aufgefordert werden, für eine weitgehende Vertretung daselbst zu sorgen...“

Durch intime Fühlung mit der Reichskanzlei war Eugen Langen auch über Einzelheiten des einsetzenden innerpolitischen Kampfes laufend unterrichtet. In diesem Kampf wurde er dann auch persönlich hineingezogen, als er in Wahrung der Freundespflicht gegenüber seinem alten Studienkameraden Franz Reuleaux für diesen einsprang und damit zugleich eine öffentliche Demonstration zugunsten der neuen Schutzzollpolitik des Reichskanzlers aufzog. Die Vorgänge sind kennzeichnend für die damaligen Zustände im politischen Leben Deutschlands. Sie müssen auch wegen ihrer späteren Rückwirkung auf Eugen Langens Beziehungen zu der höchsten Reichsstelle eingehender behandelt werden.

Professor Reuleaux war von der Reichsregierung als Kommissar zur Weltausstellung nach Philadelphia entsandt worden. In einem freimütigen Zeitungsartikel hatte er seinen Eindruck über die ausgestellte deutsche Ware mit dem Schlagwort „Billig und schlecht“ wiedergegeben. Diese gewiß in mancher Beziehung berechtigte, aber für den Außenhandel zunächst wenig förderliche Kritik hatte weitverbreitetes Mißfallen erregt. Das war Wasser auf die Mühlen der Regierungsgegner. Man hörte entrüstete Klagen über die herabwürdigenden Äußerungen des offiziellen Regierungsvertreters auf der Ausstellung. Hier griff nun Eugen Langen mit starker Initiative ein und deckte mit beachtlichem politischen Geschick sowohl seinen Freund Reuleaux wie damit auch die Politik der Wilhelmstraße. Dem Ausstellungskommissar, der die warnende Stimme im richtigen Zeitpunkt erhoben, sollte bei seiner Rückkehr der Dank der deutschen Wirtschaft für seine „mutige und aufopfernde Kritik“ ausgesprochen werden. Die Werbung, die Langen gemeinsam mit seinen Kölner Freunden aufzog, ging in weite Kreise. Einige Kostproben dürfen hier nicht fehlen. Zunächst ein Ausschnitt aus einem Schreiben Eugen Langens an einen lauen Freund der Sache, einen Gladbacher Industriellen:

„Ihre freundlichen Zeilen von gestern beeile ich mich zu beantworten, um Ihnen hinsichtlich der geäußerten Bedenken meinen Standpunkt zu kennzeichnen. Hätte nicht Reuleaux durch das, wie ich zugebe, ungeeignet angebrachte Wort „billig und schlecht“ sich die Sympathien aller der entzogen, welche fühlten, daß der Ausspruch auf sie paßte, und welche sich nun berufen hielten, ein öffentliches Geschrei zu erheben, wie ich es vorher und in ähnlichen Fällen überhaupt nicht gekannt habe, so wäre es heute nicht nötig, für unseren Freund eine Adresse vorzubereiten. Ich will damit sagen, daß gerade um der Feinde willen der Freund Freunde haben soll, bin aber weit davon entfernt, irgend etwas zu tun, was provokatorisch aussehen könnte...“

* Geh.-Rat Eduard Joest, damals Vorsitzender des Raffinerie-Vereins.

Die Werbung machte erfreulich gute Fortschritte. Langen meldet befriedigt, das 62 Kommerzienräte, darunter 24 Geheime der Adresse zugestimmt hätten. Beachtliche Einwendungen kamen allerdings gegen Reulpaux' politische Betätigung im Reichstag gelegentlich einer Kolonialdebatte. Doch nimmt Langen auch hier seinen Freund in Schutz. So schreibt er am 5. August 1881 an einen Industriellen in Viersen:

„...und bemerke zu dem Brief des Herrn J., daß Reuleaux in der Samoavorlage allerdings besser geschwiegen hätte. Ich weiß aber aus dem Munde seiner Frau, daß R. seinem höchsten Chef erklärte, er sei kein geschickter Vertreter der Sache und als Bismarck ihn nun in letzter Stunde nachts 1½ Uhr am Vorabend der Reichstagsitzung geradezu kommandierte, da lag für Reuleaux die Sache doch so, daß er sein bestes versuchen mußte. Als alter intimer Freund kenne ich und erkenne ich nicht die Schwächen dieses geistreichen und ideal angelegten, dabei sehr energischen Menschen...“

Inzwischen hatte die Bewegung für Reuleaux dank der eifrigen Werbung weiter gute Zustimmung gefunden. Es war ein Festessen in Berlin geplant, bei welcher Gelegenheit eine Adresse seiner industriellen Freunde und eine solche seiner früheren Schüler überreicht werden sollte. Da kam eine neue Störung dazwischen. Langen schrieb am 1. November 1881 an seinen Freund:

„Lieber Franz! Ich mußte Dir leider telegraphieren, daß die Feier am 5ten d. M. wieder nicht stattfinden könne; bat Dich aber darob nicht beunruhigt zu sein und schulde Dir nun eine deutliche Erklärung. Du warst in Hagen, hast dort Dich für Bismarcks Programm bekannt und bist dadurch in Ungnade gefallen bei den Berliner Fortschrittlern (einer mir verhassten Sorte, welche nur durch die Brille der Parteileidenschaft sieht). Infolgedessen: Zurückziehung von dem Fest und zu geringer Beteiligung. Dazu kommt das von Bötticher, Gossler, Maybach, von Möller und Stüve absagten — dagegen — Minister Delbrück und Jakobi zusagten. Findet das Essen nun statt mit diesen Beiden (mir und jedem übrigens sehr sympathischen Männern als Spitzen), dann wird es wieder zu einer Demonstration anti Bismarck. Riskiert man außerdem, daß von heißspornig fortschrittlicher Seite ungeschickt toastiert würde und denkt sich, daß die Vertreter der Presse zugegen sind, so gäbe es einen hübschen Skandal! ... Unsere Absicht ist nun, falls Du damit einverstanden bist, die ganze Berliner Gesellschaft, auf die kein Verlaß fahren zu lassen. In 2 bis 3 Wochen kommst Du nach dem Rhein, sei es um bei der Generalversammlung des westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export, sei es auf Einladung des Vereins der Industriellen des Regierungsbezirks Köln, einen Vortrag zu halten, — nach demselben Überreichung der Adresse und ein fideles gemütliches Festmahl, bei welchem die Berliner Gesellschaft uns nicht den Spaß verderben kann, bei welchem aber Deine wahren Freunde sein werden. —

Ich komme nun mit Guillaume und van der Zypen am Freitag früh nach Berlin; um 10 Uhr ist zur Sitzung des Lokalkomitees im Kaiserhof eingeladen. Kann ich Dich vorher in Deiner Wohnung oder in der Wilhelmstraße 75 sprechen? Bitte eine kurze Notiz im Kaiserhof abgeben.

Ich werde mir Holstein kaufen, derselbe soll dafür sorgen, daß bei unserm Kölner Fest der Reichskanzler vertreten ist...“

Diese Störung scheint beseitigt worden zu sein. Das Reuleaux-Fest fand doch wie zuerst vorgesehen am 5. November in Berlin statt. Am 7. schreibt Langen an einen Bekannten:

„Das Reuleaux-Fest ist recht befriedigend verlaufen und wird einen guten Abschluß finden für unseres Freundes Tätigkeit als Ausstellungs-kommissar...“

In Köln selbst war man mit der eifrigen Tätigkeit des Mitbürgers im Dienste der Bismarckschen Schutzzollpolitik durchaus nicht überall einverstanden. In der Handelskammer herrschte eine freihändlerische Mehrheit. Da Eugen Langen dort nicht durchdringen konnte, war er schon im August 1881 zur Gründung einer eignen Berufsvertretung, des „Vereins der Industriellen des Regierungsbezirks Köln“ geschritten. Das löste den Unwillen des in Düsseldorf beheimateten „Vereins für die gemeinsamen Interessen von Rheinland und Westfalen“ aus, der daraufhin folgende treffende Entgegnung erhielt:

„...Für Köln ist der gegründete Verein eine Notwendigkeit, weil die Handelskammer zu Köln, auf ultra-freihändlerischem Standpunkt stehend, in ihren Handlungen und Berichten den industriellen Interessen Kölns Hohn spricht. Jede Annäherung, jeder Kompromiß ist da ausgeschlossen, wo gewichtige Stimmen, hinter welchen Tausende von Arbeitern und Millionen Kapital stehen, auch nicht einmal so viel Berücksichtigung durch ihre offizielle Vertretung erfahren, daß man ihre Wünsche zum Ausdruck bringt!

Die Handelskammer zu Köln sitzt über dieselben zu Gericht, anstatt über dieselben zu berichten, und das kann sich der Industriestand Kölns nicht mehr vom Handelsstande Kölns bieten lassen, umso weniger, als er nach seiner wirtschaftlichen Bedeutung eine weit hervorragendere Stellung verdient als der heutige Handelsstand der Metropole der Rheinprovinz.

Diese Erkenntnis ist allmählich unter den hervorragenden Vertretern der Industrie Kölns gereift, es fehlte aber jedes formelle Band zwischen den Industriellen. Zunächst reicht der Bezirk der Handelskammer nur bis zur Grenze des Weichbildes der Stadt und ferner hat sich leider dadurch, daß man nie zusammenkam, auch keine mit den Vororten gemeinsame Stelle hatte, an welcher man seine Beschwerden und Wünsche beraten konnte, ein solch apathischer Zustand entwickelt, daß das Bewußtsein gemeinsamer Interessen unter den Industriellen nicht bestand, welcher Umstand umso mehr sich ausbildete, als die gesellschaftlichen Verhältnisse Kölns die persönliche Fühlungnahme sehr erschwerten. Das Vorhandensein dieses Zustandes wird schon bewiesen durch den Umstand, daß aus dem Regierungsbezirk Köln der Düsseldorfer Verein nur 35 Mitglieder zählt.

Unser neuer Verein soll neues Leben wecken und soll das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in Beurteilung wirtschaftlicher Fragen heben und klären.

Dies läßt sich absolut nicht erreichen durch einen über zwei Provinzen sich erstreckenden Verein, denn dazu gehört persönliche Begegnung und zwangloser periodischer Verkehr mit den Berufsgenossen; das erreicht man nie mit der Feder, wenn sie auch in der geschicktesten Hand und von dem geistreichsten Kopfe geführt würde.

Die „Mitteilungen des Vereins zur Wahrung ect.“ lassen ja gewiß an Gründlichkeit der Behandlung, an Schärfe des Urteils, kurz in keiner Hinsicht zu wünschen übrig, und dieses Material ist sicher von unschätzbarem Werte, aber ich wiederhole meine oben ausgesprochene Ansicht: Worte, von Menschen- und Engelszungen schriftlich übermittelt, ersetzen nicht den persönlichen Verkehr.

Aus diesen Gründen war die Entstehung unseres Vereins eine Notwendigkeit, und wird, so hoffe ich, eine Kräftigung für den großen Verein werden, sobald hier Lust und Liebe zur Behandlung gemeinsamer wirtschaftlicher Fragen geweckt sein wird...“

Die Freunde vom „Langen-Namen-Verein“ fügten sich in das Unvermeidliche. Eugen Langen arbeitete auch dort weiter im Vorstand und Ausschuß mit. Die Gesamtvertretung der industriellen Belange des Westens ist durch Eugen Langens Gründung niemals geschwächt worden. Nach schweren Jahren des Niedergangs knüpfte auch das Dritte Reich bei der Gliederung der Berufsvertretung an den Kölner Verein und den von ihm betreuten Verband rheinischer Industrieller an. —

Langen und Hundhausen in Grevenbroich

Eugen Langen hat, wo angängig, für seine industriellen Neugründungen die Form der Personalgesellschaften bevorzugt. Einem Blutsverwandten übertrug er Geschäftsführung und Haftung. Er selbst blieb, wenn möglich mit seinen Brüdern, Geldgeber und Kommanditist. So verhalf er den jüngeren Gliedern der Familie zu Lebensstellungen, verkettete die Familienbelange mit den eigenen und verstärkte im Fall des Erfolges die Langensche Hausmacht von neuem. Das beste und wohl auch erfolgreichste Beispiel für eine solche Neugründung ist wohl die Kommanditgesellschaft Langen & Hundhausen in Grevenbroich. — Carl Jakob Langen, der älteste Sohn Emil Langens, hatte sich auf der Hochschule in Charlottenburg und auf dem Eisen- und Stahlwerk Osnabrück im Ingenieurfach ausgebildet. Mit dem Reichskommissar Reuleaux war er als dessen Sekretär auf der Weltausstellung in Philadelphia tätig gewesen. Jetzt war er durch seines Onkels Empfehlung Vertreter von Siemens & Halske in Köln. Bald nach Antritt dieser Stelle schreibt er Ende August 1878 an seine Mutter nach Bonn:

„...Es beabsichtigen nämlich die Herren Hermann Hundhausen aus Grevenbroich, C. J. Langen aus Köln, Kommerzienrat Eugen Langen als Teilhaber und Vertreter der Firma J. J. Langen & Söhne in Köln eine Maschinenfabrik zu übernehmen unter der Firma „Langen & Hundhausen“, Maschinenfabrik insbesondere für Zuckerindustrie in Grevenbroich. Als tätige Teilhaber figurieren die Herren Hermann Hundhausen und C. J. Langen, denen für die Geschäftsführung ein Fixum von 500 Thalern ausgesetzt wird, während die Herren J. J. Langen als Kommanditäre eintreten. Letztere mit einem Kapital von 20 000 Tlr.; ich mit 10 000 Tlr. und Hundhausen mit der in dem jetzigen Geschäft gut habenden Einlage.

Das Geschäft wird mit dem 15. Oktober seinen Anfang nehmen. Ich muß also um diese Zeit nach Grevenbroich ziehen; es ist ein kleines Nest, zweite Station von Neuß an der Strecke Neuß-Düren. Die Lage ist für das Geschäft sehr günstig inmitten vieler Zuckerfabriken. Durch unsern Namen und die Beteiligung von Onkel Eugen selbst wird das Geschäft ziemlichen Zug haben, umso mehr da in der dortigen Gegend wenig oder unbedeutende Konkurrenz ist... Am vergangenen Freitag war Onkel Gustav, Eugen, Herr Hundhausen und ich in Elsdorf zusammen und haben wir dort das Nötige resp. einen vorläufigen Vertrag vereinbart...

Was Eugen Langen mit dieser Gründung beabsichtige, ist unschwer zu erkennen: Durch seine Pionierarbeit auf dem Gebiet der Zuckertechnik hatte er für seine eigenen Unternehmen und die seiner Lizenznehmer laufend Bedarf an Maschinen und Apparaten. Durch Aufnahme dieses Sonderzweiges des Maschinenbaus wollte er den anfallenden Fabrikationsgewinn sich und seiner Familie zugute kommen lassen. Im Februar 1879 wurde der Gesellschaftsvertrag unterzeichnet. Er entsprach dem, was in obigem Brief angekündigt worden war. —

Die Geschäfte gingen von Anfang an recht flott. Es wurde gut verdient. C. J. Langens Einlage war in wenigen Jahren auf über 200 000 Mark gestiegen. Die alte Familienbank J. J. Langen & Söhne hatte mit Krediten von beinahe 300 000 Mark ausgeholfen, auch hatte Jakob Langen (sen.), um seinem Sohne Carl die Anwartschaft auf den zweiten Geschäftsführerposten zu sichern, weitere 67 000 Mark eingezahlt. Hundhausen war im Jahr 1882 nach langer Krankheit gestorben. Die Gesellschaft wurde ohne ihn fortgesetzt und im Jahre 1886 umgegründet. Haftende Teilhaber und Geschäftsführer waren ab da die Herren C. J. Langen und Carl Langen mit je 300 000 Mark Einlage, Kommanditisten Eugen Langen mit 200 000 Mark und Albert Langen mit 100 000 Mark. Die beiden Geschäftsführer und Eugen Langen waren vorweg mit je $7\frac{1}{2}$ bzw. $3\frac{1}{4}$ Prozent am Gewinn beteiligt. Der Rest wurde nach Maßgabe der Einlagen unter die Teilhaber ausgeschüttet. Die Geschäfte gingen auch in dieser Zeit noch befriedigend. In den Jahren 1886 bis 1890 wurden im Durchschnitt jährlich 13 Prozent verteilt. In letzterem Jahre schwoll allerdings das Konto Patente und Beteiligungen auf rund 500 000 Mark an. Hier lagen für die Zukunft Gefahren, über die später zu sprechen sein wird. Über alles gesehen war durch dieses Unternehmen in zehn Jahren das Langensche Familienvermögen um rund 800 000 Mark vergrößert worden. Gewiß ein schönes Ergebnis einer fleißigen und nicht immer reibungsfreien Gemeinschaftsarbeit!

Die „Von Werthstraße“

Nach Ablauf der wirtschaftlichen Krise ging die Stadt Köln um das Jahr 1881 daran, den engen Gürtel der mittelalterlichen Stadtbefestigung zu sprengen. Es mußte Raum geschaffen werden für die wachsende Bevölkerung, für die weitere Entwicklung von Handel, Gewerbe und Verkehr. Auf dem Boden der alten Befestigungen entstanden die „Ringe“, in geschlossenem Zuge herumgreifend vom alten Napoleonischen Hafen am Türmchen bis zum Severinstor und zum Bayenturm. Der erfolgreiche Industrielle, der sich anschickte, im Kreis der neuen aufsteigenden Oberschicht eine Rolle zu spielen, war in dieser Zeit der grundlegenden Umgestaltung des städtischen Lebens darauf bedacht, sich rechtzeitig ein Grundstück im neuen Stadtteil zu sichern, auf dem er ein seinen gehobenen Ansprüchen entsprechendes Haus errichten konnte. Für Eugen Langen war eine Entscheidung schon lange geboten. Die Wohnung in der Johannisstraße war für ein Ehepaar mit dreizehn Kindern doch reichlich eng. Den steigenden gesellschaftlichen Pflichten konnte man in diesen Räumen bestimmt nicht gerecht werden. Seine Wahl fiel auf ein Grundstück zwischen dem Gereonskloster und der Ringstraße, deren Lage damals noch nicht genau feststand. So kam es, daß das vornehme, von Baurat Pflaume entworfene Gebäude nicht unmittelbar am Ring, sondern in der nächsten Parallelstraße mehr nach dem Stadtkern zu seinen Platz fand. Es war kein Schade, denn die klassische Fassade des Gebäudes hätte draußen in der unruhigen Front der Ringstraße lange nicht so gut gewirkt, wie an dieser auch dem Durchgangsverkehr mehr entrückten Stelle.

Beim Entwurf des technischen Teils des neuen Anwesens hatte der Hausherr stark mitgewirkt. Die Luftheizung wurde mit einem Etagenrost gefeuert. Die Hausbeleuchtung war zunächst auf Stadtgas eingerichtet, wurde aber mit dem Aufkommen der Kohlenfadenlampen auf Elektrizität umgestellt, die mangels eines städtischen Stromnetzes von zwei Deutzer Gasmaschinen im Keller erzeugt wurde. Auch der „Humboldt“ wurde mit dem Auftrag zur Lieferung der Eisenteile für den Lichtschacht bedacht. —

Die sportlichen Neigungen des Hausherrn und seiner heranwachsenden Kinder kamen im Anbau eines schönen Pferdestalls mit darüberliegender Kutscherwohnung zum Ausdruck. Im Garten fand man eben noch Platz genug, um nach dem Vorschlag des ältesten Sohnes einen kleinen Zirkel zum Bewegen der Pferde einzubauen. Auf dieser Seite des Hauses stand man allerdings unter ständiger Aufsicht der Nachbarschaft, denn zahlreiche Fenster der Hinterhäuser schauten in den etwas beengten Garten, was aber die älteren Töchter des Hauses nicht hinderte, gelegentlich ihren jüngeren Brüdern im kleinen Goldfischteich an der Angel Schwimmstunde zu geben. —

Die innere Ausstattung des Hauses, das vom Volksmund mit starkem Anachronismus als der „Langensche Brütkasten“ tituliert wurde, entsprach dem aufs Repräsentative gerichteten Geist der Zeit. In den hohen Zimmern des Erdgeschosses hingen gute Bilder, die von den kunstverständigeren Mitgliedern der Familie vorsichtig ausgesucht worden waren. Besonders stark war die Düsseldorfer Schule vertreten. Anstoßend an das etwas düstere, mit Buntscheiben verglaste Arbeitszimmer des Hausherrn stand ein großes Billard, nach dessen Angaben mit heb- und senkbarer Platte ausgestattet, damit man es auch als Beratungstisch verwenden konnte. Über dem holzgetäfelten großen Kamin im Speisezimmer hing ein gutes Bild des Patriarchen Johann Jakob Langen. Darunter war in kräftigen Buchstaben geschnitten zu lesen: „Festhalten am alten, darauf gestalten kraftvoll das neue!“, ein Spruch, der den Hausvater bei Einweihung des Hauses zu dem sinnvollen Scherz veranlaßte, es möge sich nur keines seiner Kinder unterstehen, das Wort „alten“ mit einem großen „A“ zu schreiben. Es müsse jedem auch ohne Hilfe des „Alten“ gelingen, seinen Weg im Leben zu machen. Für die Empfangshalle hatten ihm seine Brüder Gustav, Jakob und Albert zusammen mit den Herren Pfeifer vier edle Marmorstatuen gestiftet. Es war dies mehr als eine freundliche Geste. Es war die sichtbare Anerkennung industrieller Großtaten, an denen sie zu ihrem Nutzen hatten teilnehmen können. — Der Hausfrau selbst war in ihrem aufs einfache gestellten Sinn an der repräsentativen Nutzung des Hauses wenig gelegen. Bei dessen Planung hatte sie allerdings wiederholt eingreifen müssen, damit keine Versäumnisse im hygienischen und haushälterischen Teil unterliefen. Als dann das Haus nach längerer Einlaufzeit auch haushälterisch zu beherrschen war, trug sie den Wünschen einer lebensfrohen Zeit dadurch Rechnung, daß sie das Personal in unnachahmlicher Folgerichtigkeit auf die Abhaltung von Großfestlichkeiten schulte. In den Jahren gesellschaftlicher Blüte gehörten Abendtafeln von hundert Personen und mehr nicht zu den Seltenheiten. Jeden frohen Anlaß in der Familie nahm der Hausherr wahr und versammelte die Familie in weitgestecktem Rahmen in seinem Hause. An solchen Abenden stellte er dann mit bewundernswertem Geschick und natürlicher Herzenswärme seine gesellschaftliche Begabung mit launigen Tischreden unter Beweis, wobei gelegentlich auch die Poesie zu ihrem Recht kam. So wurde die „Von Werthstraße“ bald zum ausgesprochenen Typ eines herrschaftlich geführten Bürgerhauses, dessen geistige und materielle Grundlage der starken Persönlichkeit des Hausherrn zu verdanken war. —

Ein kostspieliges Kolonial-Unternehmen

In den Tagen des frohen Einzugs ins neue Heim wartete Eugen Langen sehnlichst auf bessere Nachrichten aus dem ostindischen Archipel. Dort hatten J. J. Langen & Söhne auf seine Anregung ein Kolonialunternehmen größeren Stils aufgezogen, das nun nach aller Erwartung gute Früchte bringen sollte. Wie es dazu kam, muß kurz berichtet werden.

Eugen Langens Unternehmungslust wurde in den Jahren weitausgreifender europäischer Kolonialpolitik durch einen holländischen Freund auf unerschlossene Gebiete des Sundaarchipels aufmerksam gemacht. Gleichzeitig bekam er durch seinen Freund Böniger Fühlung mit den von Hamburg ausgehenden Bestrebungen Godefrois zur Erschließung der Südsee. Der zweitälteste Sohn seines Bruders Otto, Adolf, war ein intelligenter und unternehmungslustiger junger Mann. An ihm, der nach den üblichen Lehrjahren auf See seine Kapitänsprüfung abgelegt, hatte sein ebenso tatenfroher Onkel Eugen besonderes Gefallen gefunden. Der Neffe wurde auf das Büro von J. J. Langen & Söhne genommen und damit beauftragt, die ersten kolonialen Fäden des Hauses anzuspinnen. Schon 1879 war eine Ausfahrt nach den Davidsinseln erwogen worden. Sie wurde zurückgestellt, als die deutsche Regierung die erste Samoavorlage im Reichstag einbrachte, statt dessen wurde Neffe Adolf nach Berlin geschickt, um an den politischen Stellen für Annahme der Vorlage zu wirken. Ende April berichtet er von dort:

„Lieber Ohm Eugen! ... Die zweite Lesung soll Montag im Reichstag vorkommen und sieht es dort jetzt besser aus, indem dem Centrum von der Regierung Konzessionen gemacht werden sollen in andern Dingen. Inzwischen bearbeiten wir noch die Nationalliberalen. ... Die Sache ist garnicht so schlimm, wie sie im ersten Augenblick erschien, und ohne sanguin zu sein, glaube ich, daß man annehmen darf, daß die Sache durchgebracht wird. ... Sobald die Sache durch ist, telegraphiere ich Dir und hoffentlich sehen wir uns hier nächsten Donnerstag. Ich will nicht von dem großen Dank sprechen, den ich Dir schuldig bin für Dein Interesse an mir. Sei überzeugt, daß ich solches sehr empfinde und nie vergessen werde.“

Wofür sich der Neffe bedankt, geht aus folgendem Brief Eugen Langens an seinen holländischen Freund in Paris hervor:

„... ad vocem Südsee: Man hat meinem Neffen in Berlin (Südsee Handelsgesellschaft mit drei Millionen Kapital) so vorzügliche Bedingungen gemacht, daß er die Stelle eines Generalbevollmächtigten für die Südsee angenommen hat.“

Als nun doch die Reichstagsvorlage wegen Samoa durchfiel, verzichtete man in Köln auf ein Zusammengehen mit der Hamburger Gesellschaft und schickte statt dessen Adolf Langen auf Rechnung und Gefahr der Familienbank hinaus. Dieser schloß sich drüben zunächst einem holländischen Hause an, machte sich aber bald mit einem eigenen Handelsunternehmen, der Firma Langen & Co. in Batavia selbständig. Auf Grund seiner Berichte stellte man in Köln die Mittel zum Erwerb eines Schiffs zur Verfügung und Onkel Eugen schreibt stolz an einen Bekannten:

„... Neffe Adolf schwimmt als *petit Godefroi* in der Südsee.“

Nach mancher abenteuerlichen Fahrt zwischen den Karolinen und Neu-Guinea verdichteten sich Adolf Langens Pläne Ende 1882 zu einem eigenen Kolonialunternehmen. Er begründet ein Holzsägewerk auf den Kei-Inseln, einem sehr selten von Europäern besuchten kleinen Archipel, im östlichen Teil der Sunda-inseln nahe Neu-Guinea gelegen. Den großen Holzreichtum der Inseln wollte er in den holländischen Kolonien verwerten. Daneben gründete er auf dem benachbarten Timor in Koepang eine Mühle zur Herstellung von Öl aus Erdnüssen. Alles Material für die Ausrüstung der Betriebe fordert er von der Heimat an; ebenso die Hilfskräfte: einen Kaufmann, einen Techniker, einen Forstmann, einen Maschinisten und schließlich als seinen Vertreter einen Baseler Neffen seines Onkels Eugen, Willy Müller. Letzterer wurde bald nach Ankunft zur Leitung der Mühle nach Timor geschickt. – Zwischen Eugen Langen und seinem Neffen Adolf gingen ständig Briefe hin und her. Der Neffe berichtet über den Fortgang der Arbeiten und schickt auch häufig Proben von Kolonialerzeugnissen, die der Onkel dann bei seinen Geschäftsfreunden auf ihre Brauchbarkeit untersuchen läßt, allerdings meist mit negativem Ergebnis. Auch an gutem technischen Rat und eingehenden Nachrichten über die große Familie fehlt es dem Neffen nicht. Der Onkel schreibt Ende März 1883:

„... Nun zu meiner Familie: Meiner Frau geht es leider noch nicht so gut, wie ich es ihr wünschen möchte; sie konnte sich noch immer nicht vom letzten Wochenbett erholen, doch wohnt sie jetzt seit einiger Zeit auf dem Sittarderhof und es scheint, daß die Ruhe und Stille ihr gut bekommt.“

Gottlieb ist von Amerika zurück, derselbe soll mit August das Verkaufsbüro von Pfeifer & Langen übernehmen und hat sich diesen Winter in Köln in Gesellschaften oft und gut amüsiert.

Fritz, seit Oktober vom Militär zurück, hat die Kampagne in Ossendorf verbracht und ist nun in Waghäusel i. Baden.

Hans ist jetzt in die Oberprima gestiegen, Gustav hingegen in Obersekunda sitzen geblieben.

Margretchen ist eben aus der Vorpension in Weimar gekommen, soll da den Sommer hindurch sich mit der Haushaltung beschäftigen, und wird im Herbst nach Freiburg in die Pension kommen, in welcher Julie von Recklinghausen war.

Hedwig wird Ostern konfirmiert, und das andere kleine Zeug, Schulkinder und andere sind wohl und munter ... Das wäre alles, was ich Dir erzählen kann, und will noch hinzufügen, daß bei Vettern und Nichten in Bezug auf Verheiraten keine wesentlichen Veränderungen eingetreten sind. Mimi aus Bonn hat sich mit Fritz Vorster verlobt, was Dir wohl schon mitgeteilt wurde, und einer Deiner Vettern steht auf Freiersfüßen; er will sich eine hübsche Berlinerin holen ...“

Im letzteren Fall handelte es sich um Gottfried Schleicher, der durch Eugen Langens Vermittlung mit der Vertretung der rheinischen Zuckerfabriken an der Magdeburger Börse betraut worden war und nun mit seines Onkels Fürsprache um Mila Reuleaux freite. –

Drüben in den Tropen werden solche Berichte wohl mit einem leichten Anflug von Neid gelesen worden sein. Lebte man doch in selbstgebaute Hütten unter primitivsten Verhältnissen! Adolf Langen war meist im Archipel auf Fahrt um die Erzeugnisse der Niederlassungen unterzubringen und für deren Unterhalt zu sorgen. Überschüsse konnten dabei nicht herausgewirtschaftet werden. Eugen Langen focht das zunächst wenig an. Er traute der Zusage seines Neffen, daß die immer wieder durch Kabel überwiesenen Gulden bald in mindestens gleich starkem Strom wieder nach der Heimat zurückfließen würden. Im Herbst 1885 hatte Adolf Langen guten Grund zu der Annahme, daß es mit der Geduld der geldgebenden Onkels daheim vielleicht ein Ende haben könnte. Zu Weihnachten traf er in der Heimat ein, berichtete Eugen Langen und dessen Brüdern und fuhr mit dem Auftrag hinaus, den Einfluß der Familie durch weiteren Ausbau der Niederlassungen sicherzustellen. Nach weiteren zwei Jahren glaubte man bald am Ziele zu sein. Eugen Langen lehnte jedenfalls im Mai 1888 ein Angebot anderweitiger Beteiligung in niederländisch Indien unter Hinweis auf seine Partnerschaft bei Langen & Co. in Batavia ab:

„Mein Neffe Kaptn. Adolf Langen steht dem dortigen Hause vor, es ist ihm Erbpacht über die gesamte Inselgruppe von der holl. Regierung zugesagt und er wird sich daselbst dauernd niederlassen ...“

Ganz so hoffnungsvoll wird es schon damals nicht um das „Königreich Langen“ auf den Kei-Inseln ausgesehen haben, denn der im Herbst 1888 aufgestellte Jahresabschluß von J. J. Langen & Söhne bringt bereits die Schlußabrechnung über das verfehlte Kolonialunternehmen: 1,2 Millionen Mark mußte man verloren geben. Die Rücklagen der Firma wurden voll aufgezehrt. In den dann noch ungedeckten Rest von rund 100 000 Mark teilten sich die Brüder Gustav, Jakob und Eugen. Albert als dem finanzschwächsten wollte man augenscheinlich diesen letzten Aderlaß nicht mehr zumuten. –

Die Lösung vom Stammhaus

Anfang der achtziger Jahre wuchs die junge Generation nun auch bei den Kölner Familienzweigen mächtig heran. Rudolf, Gustav Langens Sohn, hatte schon 1880 die neu eingerichtete Zuckerfabrik in Euskirchen geleitet. Jetzt führte er den Betrieb bei J. J. Langen & Söhne am alten Ufer, während sich sein Zwillingbruder Gerhard dort im kaufmännischen einarbeitete. Eugen Langens Ältester, Gottlieb, hatte Universität, Dienstjahr und kaufmännische Ausbildung hinter sich und war im Sommer 1882 auf einer Studienreise in den Vereinigten Staaten. Jakob und Alberts Langens älteste Söhne würden in kurzem auch ihre Lehrzeit hinter sich haben und sich beruflich betätigen wollen. Daß dann die Nachfrage nach Arbeitsplätzen vom alten Familienhause nicht mehr befriedigt werden konnte, lag auf der Hand.

Eugen Langens Persönlichkeit war infolge seiner vielseitigen beruflichen und ehrenamtlichen Tätigkeit aus dem beengenden Rahmen des väterlichen Hauses stark herausgewachsen. Es war gewiß widersinnig, daß er bei den Geschäften in der Johannisstraße auf die einmütige Zustimmung seiner Brüder angewiesen war, während er draußen über unvergleichlich wichtigere Belange in weit freierer Form entscheiden konnte.

Allen Teilen war somit gedient, wenn der fähigste und unternehmendste der Brüder das Familiengeschäft verließ. Für ihn und seine ältesten Söhne war ja im jüngeren Hause von Pfeifer & Langen ein reiches Arbeitsfeld vorhanden. Hier war es auch Eugen Langen möglich, sich in kurzem den entscheidenden Einfluß zu sichern. Die Gefahr drohender Geschäftskonflikte mit dem alten Stammhause konnte, solange er selbst bei der Führung von Pfeifer & Langen den Ausschlag gab, sehr wohl vermieden werden. Die spätere Entwicklung hat dies gezeigt. –

Im Frühjahr 1882 nahm Eugen Langen die heikle Angelegenheit selbst in die Hand. Zunächst verhandelte er vorbereitend mit seinem Bruder Gustav und erwarbte dessen grundsätzliche Zustimmung. Seinem Sohne Gottlieb schreibt er hierüber Ende Mai nach Neuyork:

„...Die Dich am meisten interessierende Nachricht in meinem letzten Schreiben war die, daß mit Juli 1883 die Firma Pf. & Lgn. selbstständig werden wird und Dir ein großes Arbeitsfeld geben soll; ich habe dies mit Onkel Gustav abgesprochen und werde sobald meine Brüder zusammen in Köln sind, dies in fester Form vereinbaren...“

Die Loslösung vom alten Familienhause war von Eugen Langen gut vorbereitet worden: Der Gesellschaftsvertrag der Firma ließ das Ausscheiden eines Teilhabers mit dreimonatlicher Kündigung zum Schluß des Geschäftsjahres zu. Durch eine ergänzende Abmachung war im Jahre 1872 ausdrücklich festgelegt worden, daß die Beteiligung bei Pfeifer & Langen alleiniger Besitz Eugen Langens bleiben solle, wie wohl die Gewinne aus dieser Beteiligung der Firma J. J. Langen & Söhne zufielen. Die Kapitaleinzahlungen, die bei Pfeifer & Langen geleistet worden waren, standen ebenso wie die dort erzielten Gewinne in der Johannisstraße auf Sonderkonten. Erstere betrugen am Bilanztag 1882 (30. September) etwas über eine Million, letztere rund eine halbe Million. Auf seinem Konto als Teilhaber hatte Eugen Langen gleichzeitig ein Guthaben von ebenfalls etwas mehr als einer Million. Wenn er also mit Schluß des nächsten Jahres bei J. J. Langen & Söhne ausschied, konnte er erwarten, daß sich seine Kapitalkonten in den Büchern der Firma in etwa ausgleichen würden. Die geldliche Seite der beabsichtigten Transaktion war also gesichert.

Hinsichtlich der Einzelheiten wollte Eugen Langen alles vermeiden, was den Eindruck überbetonten Eigeninteresses machen konnte. Die mündlichen Verhandlungen waren augenscheinlich nicht recht vorwärts gekommen. Im Frühjahr 1883 konnte er die Entscheidung nicht länger mehr anstehen lassen. In der Ruhe eines Landaufenthaltes brachte er seine Vorschläge zu Papier und schickte sie am 16. März 1883 an seine Brüder Gustav, Jakob und Albert.

„Meine lieben Brüder!

Dem mir von Jakob geäußerten Wunsche schriftlich meine Gedanken hinsichtlich der zukünftigen Gestaltung unserer geschäftlichen Beziehungen niederzulegen, gebe ich hiermit Folge und bitte um deren freundliche Beurteilung. In diesem Jahre werden 25 Jahre meiner Teilhaberschaft in der väterlichen Firma erreicht; sie umschließen 1 Jahr der Inaktivität bei J. J. Lgn. & S., während welchen Jahres ich als Civilingenieur speciell mit Vertrieb meiner Etagenroste den Versuch machte, mir außerhalb der Firma eine Selbstständigkeit zu gründen. Da trat Bruder Otto aus und ich zurück zu Euch. Es war dies wohl zur Zeit der tiefsten Ebbe in unseren gesamten geschäftlichen Beziehungen, zu welcher die unglückliche Lage der Fried.-Wilh.-Hütte nicht wenig beitrug.

Unserer teurer, unvergesslicher Vater starb, Bruder Albert trat ein und wir arbeiteten in Eintracht weiter, bemüht unser väterliches Geschäft zu entwickeln und unseren Geschäften vielseitigere Gebiete zu erschließen. Es ruhte Segen auf unserm einträchtigen Zusammenwirken und wenn jetzt diese Gemeinschaft auf meine Anregung hin soll gelockert werden, so hoffe ich, daß trotzdem unsere brüderlichen Beziehungen nicht Not leiden. Ich habe den Wunsch, daß unsere geschäftliche Trennung sich allmählich vollziehe und begründe diesen Wunsch zunächst damit, daß dieser Modus der mildere ist, dann aber auch mit der Erwägung, daß es heute schwer zu übersehen ist, welchen Einfluß die bevorstehenden Steueränderungen auf unsere Industrie und ganz besonders auf die rheinische Rohrzuckerindustrie haben wird.

Meine Bitte geht nun dahin, daß Ihr Euch mit den nachstehenden Vorschlägen möchtet einverstanden erklären:

1) Die in § 1 des Gesellschaftsvertrages der Firma J. J. Langen & Söhne festgesetzte gleiche Beteiligung der vier Geschäftsinhaber soll für den Anteil an der Bilanz der Herren Pfeifer & Langen mit dem 31. Juli d. J. und für die Bilanz der Herren J. J. Langen & Söhne mit dem 30. September d. J. aufhören.

2) Nach den vorbezeichneten Terminen participieren an dem Gewinn und Verlust, welcher laut Gesellschaftsvertrag der Firma Pfeifer & Langen auf Eugen Langen entfällt, Gustav, Jakob und Albert Langen

für das Geschäftsjahr 1883–84	zusammen mit	$\frac{2}{10}$
1884–85	„	$\frac{2}{10}$
1885–86	„	$\frac{2}{10}$

Mit letzterem Geschäftsjahr erlischt die Beteiligung...

3) Die Beteiligung von Eugen Langen bei der Firma J. J. Langen & Söhne wird nach Ablauf des gegenwärtigen Geschäftsjahres auf $\frac{1}{10}$ reduziert und bleibt in dieser Höhe bestehen, solange Gustav, Jakob und Albert Langen mit mindestens $\frac{1}{10}$ an dem Gewinnanteil von Eugen Langen bei der Firma Pfeifer & Langen participieren.

4) ... (die weiteren Vorschläge betreffen die Handhabung des Patentkontos, der sonstigen Gemeinschaftsgeschäfte und die Einrichtung eines Verkaufsbüros bei Pfeifer & Langen.) ...“

Diese grundlegenden Vorschläge wurden von den drei Brüdern mit der Abweichung angenommen, daß ihr Anteil an den Ergebnissen von Pfeifer & Langen für die drei nächsten Geschäftsjahre nicht gestaffelt, sondern gleichmäßig auf 20 Prozent festgesetzt werden sollte. Am 11. Juni 1883 wurden diese Abmachungen vor dem Notar vollzogen. –

Nach getroffener Vereinbarung konnte Eugen Langen nun auch daran gehen, die gesellschaftliche Struktur von Pfeifer & Langen langfristig zu klären. Nach den noch gültigen Abmachungen des Gründungsvertrages von 1870 war der bestehende Zustand mit Halbjahresfrist zum Schluß des Geschäftsjahres kündbar. Durch Zusatzvertrag vom Jahre 1878 war als weiterer haftender Teilhaber Emil Pfeifers zweiter Sohn Eugen mit einer Einlage von 450 000 Mark eingetreten. Das Kapital der Gesellschaft war auf 1 800 000 Mark mit der Maßgabe festgesetzt worden, daß Eugen Langen berechtigt, aber nicht verpflichtet war, seinen eigenen Einfluß (bis dahin 450 000 Mark) zu Lasten der Gruppe Pfeifer auf 900 000 Mark zu erhöhen. Am Gewinn war Eugen Langen mit einem Halben, Valentin Pfeifer mit einem Viertel, Emil und Eugen Pfeifer mit je einem Achtel beteiligt. Von seinem Rechte, seinen Anteil auf 900 000 Mark zu erhöhen, hatte Eugen Langen schon 1881 Gebrauch gemacht.

Die im Herbst 1883 begonnenen Verhandlungen führten im Januar 1884 zum Abschluß eines neuen zehnjährigen Gesellschaftsvertrages auf der Grundlage einer Kommanditgesellschaft von 3,5 Millionen Kapital: Emil Pfeifer war auf seinen Wunsch ausgetreten. Haftende Teilhaber waren Eugen Langen mit einer Einlage von 2 000 000 Mark, Valentin Pfeifer mit einer solchen von 1 000 000 Mark, Eugen Pfeifer war Kommanditist mit einer Einlage von 500 000 Mark. Die Geschäftsführer sollten vorweg 20 Prozent, davon Eugen Langen 10 Prozent, Valentin Pfeifer und Gottlieb Langen je 5 Prozent vom Gewinn erhalten; in den Rest teilen sich Eugen Langen mit vier Siebentel, Valentin Pfeifer mit zwei Siebentel und Eugen Pfeifer mit einem Siebentel. – Durch diese Abmachungen war, wie man sieht, die Vormachtstellung Eugen Langens in der Firma gesichert, zumal da ihm nach Ablauf des Vertrages die Option auf den Kapital- und Gewinnanteil von Eugen Pfeifer zustand. –

Die Verhandlungen über neue Geschäftsformen hatten Eugen Langen nicht davon abgehalten, unermüdlich am inneren Aufbau seiner Zuckerunternehmen weiter zu arbeiten. Mit frischem Mut ging er zum Beispiel im Jahre 1883 daran, das Problem der Melasseentzuckerung erneut anzufassen. Er entschloß sich damals, nach manchen vergeblichen Versuchen anderer Art, zu gunsten der vom Wiener Erfinder Karl Steffen geschaffenen Kalkentzuckerung. Nach dessen Vorschlag wurde der Melasse feingemahlener, gebrannter Kalk zugemischt, der dann infolge seiner Alkalität in der Melasse enthaltenen Zucker als Säure band. Das so gebildete „Sacharat“ wurde durch eingblasene Kohlensäure aufgespalten; der Kalk wurde abfiltriert und der Zucker in Lösung gewonnen. Das Verfahren hatte den Vorzug, daß es den bisher schon an-

gewandten Methoden der Zuckerreinigung nahe verwandt war, daß man also diejenigen Stoffe benutzte, mit denen der Zuckerfabrikant vertraut war. — Die Vorteile des Verfahrens wurden dank der kräftigen Werbung durch den Erfinder auch bald anderwärts anerkannt. Die Patente wurden von einem deutschen Konsortium aufgekauft. Eugen Langen beteiligte sich an diesem Konsortium mit Hilfe seines zahlungsfähigen Patente-Kontos. Er zeichnete 20 Prozent der Anteile entsprechend 60 000 Mark und führte dem Konsortium als ersten Lizenzkäufer seine Maschinenfabrik in Grevenbroich zu. Diese zahlte für eine ausschließliche Lizenz für den Westen Deutschlands 150 000 Mark und versorgte in diesem Gebiet die Mehrzahl der Zuckerfabriken — darunter Elsdorf, Euskirchen und Ossendorf — mit den benötigten Einrichtungen. Dabei war Grevenbroich lediglich Treuhänder für das „Patente-Konto Eugen Langen“, demgegenüber also die rheinischen Zuckerfabriken mittelbar lizenzpflichtig wurden. — Als Mitglied des Konsortiums hatte Eugen Langen natürlich auch großes Interesse an der Verwertung der Steffen-Patente im Ausland. Seine alten Beziehungen in Frankreich, Belgien, England und den Staaten spannte er in bekannter Tatkraft für die Neuheit ein, allerdings nicht mit durchschlagendem Erfolg.

Die Melasseentzuckerung brachte als solche bei gleichem Zuckergehalt der Rübe am Ende der Fabrikation ein größeres Ausbringen an Zucker. Daraus konnten sich für die Melasseentzuckerer Nachteile ergeben, wenn die bisher für den Zentner Rüben erhobene Materialsteuer, wie vorgesehen, in eine Steuer auf den fertigen Zucker, die Fabrikatsteuer, umgewandelt werden sollte. Hier stießen auch die Interessen der reinen Rohzuckerfabriken mit denen der Raffinerien zusammen. Durch diese Gegensätze erhielt der Verein Deutscher Raffinerien einen frischen Auftrieb. Geheimrat Joest trat den Vorsitz an Kommerzienrat Freyse in Magdeburg ab. Langen wurde dessen Stellvertreter und später dessen Nachfolger im Vorsitz. Damit begann für ihn die dornenvolle Tätigkeit, seine engeren Berufskollegen zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuführen und zu einheitlichem Votum zu bringen. —

Schon im Herbst 1884 kam der Erfinder Steffen mit einer neuen Anregung. Er hatte beobachtet, daß man die auf Korn gekochte und auskristallisierte Zuckerlösung durch einen einfachen Waschprozeß vom anhaftenden Sirup befreien konnte. Er wollte nun eine Schicht auskristallisierten Zuckers von oben mit einer klaren Zuckerlösung abdecken, diese durch die Schicht hindurchsaugen und dabei die anhaftenden Sirupe entfernen. Eugen Langen war von diesem einfachen Gedanken angetan und gibt ihm alsbald eine konstruktive Form, die es ermöglichte, den Prozeß in einer Batterie übereinander gestellter Gefäße zu verwirklichen, wodurch eine stetige Arbeitsweise erreicht werden konnte. Bei der Entnahme der Schutzrechte stellte er sich Steffen hilfreich zur Seite und erhielt dadurch das Ausführungsrecht zu bevorzugten Bedingungen. Auch diese Erfindung brachte Grevenbroich belangreiche Aufträge, ebenso wie die Erfindung des Chemikers Dr. Bock, dem es im Jahre 1889 gelungen war, den Kristallisationsvorgang des Zuckers durch langsames Umrühren der eingedickten Zuckerlösung zu beschleunigen. Gerade diese Arbeitsweise war es, die Eugen Langen dazu ermutigte, das Waschverfahren weiter zu verbessern.

Das neben guten Erfolgen auch manche Fehlschläge unterliefen, war bei dem spekulativen Charakter der Versuche nicht zu vermeiden. Jahre hindurch beschäftigte man sich zum Beispiel mit dem Gedanken, durch Verwendung der Magnesia (Dolomit) eine bessere Reinigung der Rübensäfte zu erzielen. Auch diesbezügliche Versuche mit Baryt hatten kein brauchbares Ergebnis. —

Besonders enttäuschend war der Versuch, in Portugal unter dem Schutz eines Staatsmonopols eine bodenständige Zuckerindustrie aufzubauen. Das von Langen gegründete und von Grevenbroich geführte Konsortium kam trotz anfänglich bester Einführung nicht zum Ziel. Schließlich mußte man sich damit zufrieden geben, daß dank diplomatischer Hilfe der Reichsregierung die angelaufenen Unkosten ersetzt wurden. — Eugen Langens Bemühungen und seine unverdrossene Arbeit auf dem Gebiet der Gemeinschaftsbelange der deutschen Zuckerindustrie bedürfen besonderer Erwähnung. Dem durch Übererzeugung gefährdeten Berufszweige mußte auch im Ausland volle Wettbewerbsfähigkeit erhalten werden. Das wurde dadurch erschwert, daß die Reichsregierung mangels anderer Möglichkeiten der Geldbeschaffung zu einer durch-

greifenden Umstellung und Erhöhung der Zuckersteuer gezwungen war. Fabrikatsteuer, Steuerrückvergütung bei der Ausfuhr, Einfuhrzölle und Ausfuhrprämien mußten vorsichtig gegeneinander abgewogen werden zu einer Zeit, wo die ausländischen Märkte stark umstritten und durch internationale Abmachungen eingeengt waren. —

Schon 1883 schickte Eugen Langen seinen Stellvertreter im Vorsitz des Raffinerievereins und treuen Freund Karcher aus Frankenthal „den Embryo eines Gedankens betreffs einer Verkaufskonvention der deutschen Raffinerien“. Seitdem setzte er sich unentwegt für eine Milderung des unregelmäßigen Wettbewerbs im deutschen Zuckergeschäft ein; allerdings mit geringem Erfolg, denn die Herstellungs- und Absatzbedingungen der einzelnen Landstriche wichen doch zu sehr voneinander ab. Im Rheinlande selbst legte Eugen Langen besonderen Wert auf ein gutes nachbarliches Verhältnis zu den Berufskollegen. Hier setzte sich auch vorübergehend ein gemeinsames Verkaufsbüro für Raffinaden durch. —

Dank des technischen Hochstandes seiner Betriebe hat Eugen Langen auch in Zeiten, die für die Zuckerindustrie in ihrer Gesamtheit nicht gerade rosig waren, mit gutem Erfolg gearbeitet. In den elf Geschäftsjahren 1883/84 bis 1893/94 verdienten die Geschäftsführer an Gewinnbeteiligungen zusammen rund 1,5 Millionen, die Teilhaber in der gleichen Zeit rund 6 Millionen Mark. Das Zuckerunternehmen gab Eugen Langen immer wieder die Mittel zur Betätigung auf weniger ertragreichen Gebieten. —

Der Sittarderhof

Je größer die Last der Tagesarbeit, umso größer das Bedürfnis nach Entspannung in den Ruhepausen. Eugen Langen suchte diese Entspannung meist auf größeren Reisen in den Schweizer Bergen, im Engadin, am Vierwaldstätter oder Genfer See. Auch die Nordseebäder Blankenbergher oder Wyk an Zee besuchte er gern. Die ständige Erfrischung seiner Nerven fand er aber immer wieder in der anregenden Landluft draußen auf dem Sittarderhof, dem „Höfchen“, wie er von den Besitzern, der Familie Valentin Pfeifer, genannt wurde. Schon Mitte der siebziger Jahre hatte er Wohnhaus und Garten dieses, von Pfeifer und Langen angepachteten Gutes, benutzt. Im Jahre 1880 war es ihm miethweise auf weitere zehn Jahre überlassen worden unter Gewährung eines Zuschusses von 30 000 Mark für Instandsetzung.

Das Anwesen war anfangs in einem recht urwüchsigen Zustand. Auf der Dungstätte in der Hofmitte tummelte sich das Kleinvieh. An hygienischen Einrichtungen war wenig oder nichts vorhanden. Wasserleitung und Kanalisation konnten erst im Lauf der Jahre beschafft werden. Überall griff der Hausherr gern auf eigene technische Errungenschaften zurück. So entstand die kleine Pumpstation, angetrieben mit einem einpferdigen atmosphärischen Benzinmotor, der seiner Bedienung manche Sorgen bereitete. So entstand auch die Kegelbahn, deren Wellblechdach an den Stämmen einer jungen, schnurgeraden Kastanienallee aufgehängt war und zwar derart, daß dieses Dach vor dem Winter heruntergenommen und zum Schutz der Laufbahn verwandt werden konnte.

Alljährlich zu Ostern erschien die kleine humpelnde Köchin „Kathring“ aus ihrem Winterschlaf im benachbarten Berrendorf, stellte sich in alter Frische und Arbeitsfreudigkeit an den rauchenden Herd der fußkalten Küche. Ihre Kochkünste waren erstklassig. Doch hatte sie nicht immer Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen. Wenn nämlich eines der Kinder in der frischen Luft der Ostertage erkrankte, wurden sie gleich allesamt ins Bett gesteckt und dann gab es einheitlich nur Grießsuppe mit Rotweinschuß.

Die ländliche Umgebung war noch anfangs der achtziger Jahre im Zustand der Halbwildnis. Die Zufahrtswege waren auch für leichte Fuhrwerke schwer passierbar. Die Felder ringsum ließen deutlich erkennen, daß auf diesem Boden noch in der vorhergehenden Generation eine kümmerliche Waldwirtschaft betrieben worden war. Weithin war die Landschaft von Hecken durchzogen. Bei der Schneeschmelze im Frühjahr waren weite Flächen überflutet und auch im Hochsommer blieben in den Feldern kleine Wassertümpel, die

„Maare“ erhalten, auf denen das Wasserwild nistete. Hier konnte der listenreiche, rothaarige Jäger Klemens Heß nach Lust und Liebe weidwerken und seine bald vollzählige Sammlung heimischer Vogelbälge um die noch fehlenden Trophäen bereichern, wobei natürlich die Pflege des Gartens, die ihm gleicherweise anvertraut war, allzu leicht zu kurz kam. Wenn dann im Herbst die Blätter fielen, saß die wißbegierige und abenteuernde Jugend gern bei ihm im Hause, schnitt die Riegel für die Dohnenstiege und versah sie mit Schlingen aus kräftigem Pferdehaar, das den Ackerpferden aus den ohnehin nicht üppigen Schweifen gerissen wurde. Ausgerüstet mit des Vaters großer Jagdtasche ging es dann Morgen für Morgen hinaus in den Wald, wo man auf einsamer Wanderung durch die weitgesteckten Dohnenstiege die Schauer herbstlicher Waldeinsamkeit genoß. – Brach dann früh am Abend die Dämmerung herein, so erinnerte sich der Vater wohl mitunter seiner jugendlichen Gesangsübungen auf der Hochschule und gab, begleitet von der sicheren Hand der Mutter, ein schönes Schubertlied zum besten. Häufiger noch durfte sich die Kinderschar in den Abendstunden am Klavier versammeln. Wie die Orgelpfeifen stellten sie sich im Kreise hinter Mutters Rücken, der seine besondere Deckung dadurch erhielt, daß das Jüngste auf ihren Stuhl steigen und sich an ihren Schultern halten durfte. Dann erschollen die unverdorbenen Kinderstimmen in den prächtigen deutschen Volksliedern, deren tägliche Auswahl aus dem rotgebundenen Liederschatz unter den Kindern Reih um ging. –

Samstag Nachmittag zur Teestunde erreichte die Erwartung der großen und kleinen Kinder ihren Höhepunkt. Wird der heimkehrende Vater auch diesmal wieder „Akré“ mit uns spielen? Wird es gelingen, ihn zum schönen Versteckspiel mit Anschlag am großen Nußbaum vor der Küche zu gewinnen? Wenn ja, dann konnte man einiger köstlicher Stunden gewiß sein; denn unerschöpflich war auch hier die überraschende Erfindungsgabe des Vaters, sei es, daß er sich im Pferdestall hinter dem breiten Rücken seines geliebten Reitpferdes „Noris“ versteckte, sei es, daß er dort den Deckel der großen Haferkiste über sich zugleiten ließ, sei es, daß er, bekleidet mit der blauen Schürze des Pferdejugen, in einem verdeckenden Bund Stroh auf den Schultern, den Hof überquerte, um so unerkannt zum Nußbaum zu kommen. Der geplagte Geschäftsmann hatte in solchen Stunden Kummer und Sorgen vergessen; auch im Mannesalter war er dann noch Kind unter Kindern in sprudelnder Freude und frohem Aufgehen in harmlosen Scherzen. –

Bei der Pferdezucht begann man mit der Einfuhr ostpreußischer Stuten, deren Fohlen nur selten wirklich einschlügen, so daß man sich später auf des ältesten Sohnes Rat mehr auf den Einkauf erstklassiger Kutsch- und Reitpferde beschränkte, sehr zum Vorteil des schönen Sports, dem der Hausherr auf dem Lande mit großer Liebe huldigte. So ließ er es sich zum Beispiel nicht nehmen, wenn ihn der Einspanner an der Bahnstation abholte, die Zügel selbst in die Hand zu nehmen. Von seiner geschickten Fahrkunst konnten auch erfahrene Pferdelenker noch manches lernen. – Mit Leidenschaft oblag er alljährlich im Herbst dem reizvollen Sport der Hühnerjagd. Sobald die strahlende Morgensonne den Tau auf den Feldern getrocknet hatte, ging es mit guten Hunden fröhlich hinaus auf die umliegenden weiten Gefilde, von denen man erst am späten Nachmittag zurückkehrte. Waren hierbei die wirklich vorzüglichen Leistungen seines rothaarigen Lieblingshundes „Tell“ von einem lieben Jagdgast anerkannt worden, so war die Laune trotz der großen Strapazen immer auf dem Höhepunkt. Dem brennenden Durst konnte man ja bei Rückkehr leicht durch den „süßigen“ Moselwein abhelfen, den Bruder Jakob mit bester Kennerschaft im Fuder an der Mosel eingekauft hatte und im Keller der Johannisstraße in Köln zur Verteilung bereit hielt. –

Im Winter blieb der Sittarderhof meist geschlossen, auch dann, wenn der Hausherr zu den beliebten Treibjagden in den ausgedehnten Waldungen der „Elsdorfer Bürgen“ eingeladen hatte. Das „Schüsseltreiben“ stieg dann im kleinen „Gasthaus Felden“ in Elsdorf und vereinigte eine feuchtfröhliche Schar guter Jagd- und Geschäftsfreunde. –

Die große Last des schönen Sommeraufenthalts ruhte in der Hauptsache auf den ohnehin nicht allzu kräftigen Schultern der sorgenden Hausfrau. In diesem unruhigen „Sanatorium“ vertrat sie mit selbstverständlicher Sicherheit den Geist haushälterischer Stetigkeit. Pünktlich um sieben in der Früh stand das Frühstück

auf dem Tisch; um neun wurde es unweigerlich abgetragen und wer sich dann nicht versorgt hatte, konnte das Versäumte bei der guten Kathring in der Küche nachholen. Jeden Sonntag versammelte sie die Kinder und das evangelische Hauspersonal im Wohnzimmer am Klavier, wo dann ein Choralvers gesungen und eine Predigt verlesen wurde. – Gewissermaßen im Nebenamt war der Sittarderhof auch noch eine erfolgreiche Pflegestätte für erholungsbedürftige Verwandte, eine Erziehungsanstalt für ungeratene Patensöhne des Hausherrn. Bleichsüchtige Nichten mußten leichte Feldarbeit verrichten; ihnen wurde gern im Frühjahr das Jäten der Zuckerrüben verschrieben, was sie dann auch unbarmherzig durchhalten mußten. Manchem Pflegling soll der Aufenthalt auf dem schönen Sittarderhof trotz Aufsicht und Erziehung nicht allzu viel genützt haben. Es würde ungerecht sein, dies den kurzen Ferienzeiten auf dem Lande zur Last zu legen; über alles gesehen herrschte ja an dem langen Kindertisch des Hauses ein strammes, aber gerechtes Regiment. –

Die Patentprozesse um den Ottomotor

Die Geschäfte bei der Gasmotorenfabrik gingen damals vorzüglich. In den Jahren 1883 bis 1887 hat das Unternehmen an die vier Brüder Langen beinahe 3 Millionen an Tantiemen und Dividenden ausgeschüttet. Das war die schöne Ernte einer Maschinenfabrikation, die bei erstklassiger Leitung einen durch Patentschutz monopolisierten Artikel, den Ottoschen Viertaktmotor, vertrieb. Dieser umfassende Schutz wurde natürlich von den Maschinenfabriken aller Industrieländer als eine schwere Behinderung ihrer eignen Entwicklungsmöglichkeit empfunden. Man wies wohl mit Recht darauf hin, daß es auch dem bestgeleiteten Unternehmen nicht gelingen könne, eine Erfindung von solcher umfassender Bedeutung auf allen Gebieten erschöpfend voranzutreiben.

Im Deutzer Hause dachte man natürlich anders. Otto sah den umfassenden Patentschutz als eine selbstverständliche Dankespflicht der schaffenden Technik an. Er war ja, wie wir gesehen haben, fest davon überzeugt, daß diese große Neuschöpfung vor allem seiner starken Intuition und seiner unermüdlich grübelnden Phantasie zu verdanken war. Das Vorgehen der „Patentstürmer“ empfand er als frevelhafte Tat mißgünstiger Naturen, als persönliche Verunglimpfung. Der unglückliche Ausgang des Prozesses hat ihn dann später tief verbittert. –

Eugen Langen selbst ging in den Kampf mit der Leidenschaft einer starken Persönlichkeit, die sich zu unrecht im wohl erworbenen Besitz bedroht fühlt. Der Wortlaut der strittigen Ansprüche des Patents stammte von ihm. Auf seinen Rat hatte Otto die Verbrennungsvorgänge in der Maschine an die Spitze der eingereichten Patentansprüche gestellt. Jetzt, wo sich die Angriffe gerade gegen diesen Teil des Schutzes richteten, mußte er sich schon aus kameradschaftlicher Pflicht bis zum letzten dagegen zur Wehr setzen. Das verlangte auch sein Ruf als Patentfachmann, als Mitschöpfer des ersten deutschen Patentgesetzes. So ist es menschlich verständlich, daß auch Eugen Langen den wiederholt von der Gegenseite angebotenen Frieden auf mittlerer Linie ohne weiteres von sich wies. Daß er sich hierbei über die schweren Folgen einer etwaigen Niederlage völlig im Klaren war, ist wohl anzunehmen.

Auf beiden Seiten reizte die Größe des Einsatzes sehr bald zur Verschärfung der taktischen Kampfmittel. Unter den Augen der deutschen Ingenieurwelt rangen die Parteien jahrelang um den Sieg. Dabei war eine der Hauptfragen, nämlich die des Verlaufs einer motorischen Verbrennung in Abhängigkeit von den gewählten konstruktiven Mitteln nach dem damaligen Stand der Erkenntnis überhaupt nicht eindeutig zu entscheiden. Theorien wurden zur Glaubenssache, und die Patentkammer des Reichsgerichts handelte nur folgerichtig, wenn sie schließlich den Patentinhabern den Schutz für unaufgeklärte und damals unaufklärbare Vorgänge versagte. Auch der Vernichtung des Patentanspruchs auf das Viertaktverfahren konnte sich der Gerichtshof bei formaljuristischer Anwendung des damaligen Patentgesetzes nicht entziehen. So fiel das Deutzer Patent im Januar 1886. Es war, wie wir sehen werden, ein nationales Unglück!

Der Verlauf des Prozesses gehört nur soweit hierher, als Eugen Langen das Gewicht seiner Persönlichkeit einschaltete. Das war zunächst im Prozeß Reithmann der Fall. Der Münchener Vertreter der Firma Körting wollte im Jahr 1883 in Erfahrung gebracht haben, daß der betagte Hofuhrmachermeister und Feinmechaniker Reithmann seine kleine Werkstatt in München innerhalb der Jahre 1872 bis 1874 zeitweilig mit einer Maschine betrieben habe, die nach dem Ottoverfahren gearbeitet hätte. Das Stammhaus in Hannover führte dieses Maschinchen als Vorbenutzung ins Feld. Als Langen dies hört, gerät er in befreifliche Erregung. Weihnachten 1883 schreibt er an Reuleaux:

„...Die ‚Meute‘ ist losgelassen, ich glaube aber sie fällt in eine Saugrube, wenigstens beruht ihre Hauptkraft auf Lug und Trug, ähnlich wie in Wien. Diesmal soll der Uhrmacher Reithmann in München der Originalerfinder sein; der Kerl ist aber entweder selbst ein Schwindler oder ein Betörter; diejenigen aber, welche ihn ausnutzen wollen, sind aber unzweifelhaft im dolus und ich freue mich, auf die Verhandlungen in Berlin um die saubere Gesellschaft zu charakterisieren...“

So leicht war dieser Angriff nun doch nicht abzuschlagen! Nach Beratung mit ersten Juristen entschloß man sich dazu, Reithmann wegen Patentverletzung und Unterlassung zu verklagen. Das Verfahren wurde eingeleitet; Zeugen und Sachverständige wurden ernannt und vernommen. Bei ersteren befand sich Professor Linde, bei letzteren sein Schüler Professor Schroeter, beide von der technischen Hochschule in München. Langens vorsichtige Versuche mit den Herren in Fühlung zu kommen, scheiterten. Letzterer war nämlich nach sehr gründlicher Untersuchung des kleinen, gewerblich völlig unbrauchbaren Maschinchens davon überzeugt, daß es zeitweilig nach dem Ottoschen Arbeitsverfahren gearbeitet habe. Allerdings hatte der Erfinder die Maschine in dem Zustande, in dem sie dem Gericht vorgeführt wurde, nicht mehr in Betrieb bringen können. Die Sachverständigen gestatteten den Anbau einer elektrischen Zündung und dann lief sie – allerdings ohne Regulierungsmöglichkeit – nach dem Ottoschen Verfahren. Nach umfangreichen Zeugenvernehmungen über den Zeitpunkt, zu dem die Maschine in dieser Ausführung in Betrieb gewesen war, fällt das bayrische Landgericht im Dezember 1884 sein Urteil. Es sprach den Uhrmacher frei. Langen schrieb erbittert an einen befreundeten Professor in München:

„...Das Unglaubliche ist geschehen, der Uhrmacher Reithmann ist nun nach dem Ausspruch der dortigen Richter der wahre und erste Erfinder der Ottoschen Gasmotoren! Das hat das Zeugnis der beiden Professoren der dortigen Hochschule fertig gebracht!“

Deutz ging natürlich in die zweite Instanz. Eugen Langen konnte und wollte nicht daran glauben, daß eine Vorbenutzung durch Reithmann wirklich vorlag. Tatsächlich waren auch die Zeugenaussagen über die lange Jahre zurückliegenden Vorgänge dürftig. Daß Professor Schroeter getäuscht worden sei, war möglich, aber kaum zu beweisen. So blieb Langen nur die Möglichkeit, sich mit Reithmann unmittelbar in Verbindung zu setzen. Diesen Weg ging er durchdringen von der Güte seiner Sache. In längerer offener Aussprache von Mann zu Mann legte er dem alten Uhrmacher nahe, daß er schon zur Rettung der Erfinderehre Ottos seinen eignen Anspruch, der sich bestensfalls auf ein vorübergehendes Arbeiten mit einer Versuchsmaschine erstrecken könnte, nicht aufrecht erhalten könne. Reithmann ließ sich überzeugen. In Anerkennung dieser loyalen Haltung erhielt er im Tausch gegen sein eignes Maschinchen einen Original-Deutzer-Motor zum Betrieb seiner Werkstatt. Im Termin vor dem Oberlandesgericht hielt Reithmann seinen Anspruch auf die Erfinderschaft nicht aufrecht. Er wurde zur Unterlassung verurteilt und der Nachweis der Vorbenutzung des Deutzer Patents war an dieser Stelle mißglückt. –

Inzwischen hatten die Gegner durch Nichtigkeitsklage vor dem Patentamt die Ansprüche des Deutzer Hauptpatents erheblich eingeschränkt. Dieses Patent beanspruchte in seinem ersten Teil den Schutz der Ladungs- und Verbrennungsvorgänge, in seinem zweiten Teil den Schutz des Viertaktverfahrens selbst. Die Patentgegner bestritten die Allgemeingültigkeit und Richtigkeit der ersteren Gedanken. Sie bestritten ferner die Neuheit des Viertakts auf Grund einer merkwürdigen Vorveröffentlichung aus dem Jahre 1862,

In einer wissenschaftlichen Spekulation hatte nämlich der französische Eisenbahningenieur Beau de Rochas alle Wesensmerkmale des Ottoschen Viertakts vorweggenommen. Es handelte sich um eine im Steindruck hergestellte Broschüre von wenigen hundert Stück, die von Körting in Paris ausgegraben worden war und nun vor dem Reichsgericht vorgeführt wurde. Eugen Langen war daher im entscheidenden Termin genötigt, den Schwerpunkt seiner Ausführungen auf die Anerkennung der Ladungs- und Verbrennungsvorgänge zu legen. Das war aber – wie man nach dem heutigen Stand der wissenschaftlichen Kenntnis zugeben muß – eine recht schwache Stellung, die noch dadurch erschwert wurde, daß die Auffassung des vom Gericht ernannten Sachverständigen ihr entgegenstand. Am 30. Januar 1886 sprach das Reichsgericht sein Urteil: Der Schutz des Arbeitsverfahrens wurde für nichtig erklärt, die konstruktiven Mittel blieben geschützt. Praktisch wurde damit der Ottosche Viertakt der allgemeinen Benutzung freigegeben. Nach rein juristischen Erwägungen war das Urteil keine Fehlentscheidung. Vom Standpunkt deutsch-vaterländischer Belange war es eine tiefbedauerliche Negierung der deutschen Erfinderpriorität. Heute feiern die Franzosen – und die Engländer schließen sich ihnen neuerdings an – unter Berufung auf das Leipziger Urteil Beau de Rochas als den Erfinder des Verbrennungsmotors, welcher in Wahrheit doch, wie zweifelsfrei feststeht, von dem deutschen Erfinder Otto geschaffen wurde und nach ihm allgemein benannt werden sollte. –

Nach gefälligem Urteil hielten die beiden Gegner Eugen Langen und Ernst Körting noch eine interessante Nachlese vor der Öffentlichkeit. Ersterer unterstrich in zwei Vorträgen vor dem Kölner Bezirksverein Deutscher Ingenieure die Sinnwidrigkeit der Entscheidung vom Standpunkt des wohlverstandenen Erfinderschutzes. Letzterer antwortete nicht minder scharfsinnig einige Monate darauf. – Damit war aber die Angelegenheit für Eugen Langen noch nicht erledigt. Aus dem Ausgang des Prozesses schloß er mit Recht auf grundlegende Schwächen des bestehenden Patentgesetzes. Er verlangte, daß in Zukunft ein Patent nur noch für den ausgeführten Erfindungsgedanken, also für die erfinderische Tat erteilt werden sollte. Die Anmeldung eines Erfindungsgedankens solle bis zum Nachweis der materiellen Ausführung in den Akten des Patentamts ruhen. Erst mit dem Ausführungsnachweis solle der Urheberschutz erteilt und wirksam werden. Für diesen geistreichen, aber schwer durchführbaren Grundsatz gewann er die Zustimmung der gesamten Rheinisch-Westfälischen Industrie und schließlich als Vorsitzender des Patentausschusses des Zentralverbandes der Deutschen Industrie auch dessen Unterstützung. Juristen und Patentanwälte brachten dann allerdings den Langenschen Vorschlag in der vom Reich veranlaßten Enquêtekommission zum scheitern. Doch blieb für ihn die Genugtuung, den Anstoß zu wichtigen Änderungen der deutschen Patentgesetzgebung gegeben zu haben. Sie gingen so weit, daß heute bei gleicher Sachlage das Deutzer Viertakt-patent unangreifbar sein würde. –

Erfolgreiche Arbeit in der Elektroindustrie

Eugen Langens Einstellung zu diesem wichtigen Gebiet ist kennzeichnend für sein grundsätzliches Verhalten gegenüber neuen Errungenschaften des Erfinderzeitalters. Mit wacher Anteilnahme verfolgt er sie, sieht ihre starken Wirkungen auf die Struktur des Wirtschaftslebens voraus und sucht sich mit seinen Freunden da einzuschalten, wo eine breitere Einflußsphäre zu gewinnen ist. Dabei hält er sich im rein Technischen bewußt fern von eigner schöpferischer Betätigung, sucht aber die Entwicklungslinie der Neuheit in eine Richtung zu lenken, die für seine übrigen Unternehmen, zum Beispiel für die Gasmotorenfabrik von Vorteil sein kann. Das zeigt sich gleich beim ersten Auftreten elektrischer Beleuchtungskörper, der Jablochkoffischen Kerzen. 1879 schreibt er zum Beispiel an den Kölner Vertreter von Siemens & Halske:

„...Ich zweifle nicht, daß Sie mit mir der Ansicht sind, daß unsere Gasmotoren richtig angewandt die beste Betriebskraft für elektrische Zwecke sind; schon aus diesem Grunde (ich unterlasse die Anführung anderer Gründe) werden Sie ja alles tun, um die Gasmotoren, wie Sie sich ausdrücken, bei Siemens & Halske hochzuhalten...“

Mit fortschreitender Verbesserung der elektrischen Beleuchtungskörper (Kohlenfadenlampen, Bogenlampen usw.) konnte man eine umfassende Verwendung der Elektrizität, besonders in den Städten erwarten. Eugen Langen hält sich im Herbst 1881 durch wiederholten Besuch der elektrotechnischen Ausstellung in Paris auf dem laufenden. Im Frühjahr 1882 läßt er sich zwanzig „Maxim-Lichter“ kommen und fragt an, „ob diese Lichter gut und ohne Gefahr ihren Strom von einer Siemens- oder Grammeschen Maschine erhalten können“. Mit Freund Guillaume hatte er schon im Januar dieses Jahres erwogen, ob sie sich gemeinsam an einer Gesellschaft beteiligen sollten, die damals von einem kleinen Kölner Bankhaus zur Ausbeutung elektrischer Erfindungen begründet werden sollte. Dieses Projekt wurde abgelehnt; doch dachte man, wie aus einem Schreiben von Ende Februar 1882 hervorgeht an die Begründung eines eignen kleinen Unternehmens.

„...Es ist unsere Absicht, gewissermaßen mit einer Laboratoriumsfabrik zu beginnen und nach Prüfung der verschiedenen Systeme uns mehr als Installationsgeschäft denn als wirkliches Fabrikgeschäft aufzutun. Ferner glauben wir, daß das natürliche Gebiet unseres Geschäftskreises und das Ihrige groß genug sein wird, um außer Siemens und den übrigen, Sie und uns reichlich zu beschäftigen, sobald man erst in der Lage sein wird schneidig vorzugehen...“

Bevor man zur Gründung dieses Unternehmens schritt, für das man sich in der Person von F. A. Spiecker schon einen kaufmännischen Leiter gesichert hatte, mußte im Kreis der Kölner Freunde für die neue Sache gewonnen werden. Langen schrieb an einen Lehrer der Kölner Realschule in der Kreuzgasse also wie folgt:

„Da man heutzutage doch etwas von Elektrizität wissen muß, so wollte ich mir die Frage erlauben, ob Sie die Freundlichkeit haben wollen, mir und einigen Freunden über dieses Thema (Elektrizität und elektrischem Licht) einige Privatvorlesungen zu halten, ob dies etwa an den Abenden der nächsten Woche stattfinden kann, und ob Sie glauben, daß Herr Direktor Schorn uns hierzu das Lokal und die nötigen Apparate aus dem physikalischen Kabinett zur Verfügung stellen wird...“

Auf der Suche nach einem technischen Leiter kam Langen nicht recht von der Stelle. Der Kreis wirklich Sachverständiger wird damals doch recht klein gewesen sein. Verhandlungen am Platze zerschlugen sich. Über die Person des Elektrikers S. Schuckert in Nürnberg wurden Erkundigungen eingezogen, doch kam man damals noch nicht in nähere Fühlung. In der Personenfrage schreibt Eugen Langen im Juli 1882 an Herrn Spiecker:

„...Herr Guillaume und ich sind inzwischen bemüht geblieben, anderweite Kräfte ausfindig zu machen und wir glauben in der Person des Herrn Dornfeld — praktischer Elektriker und Erfinder einer vorzüglichen Lampe — und in Herrn Cramer — Beamter der Bergisch-Märkischen Bahn dort (Telegraphendienst) — die geeigneten Leute gefunden zu haben für die technische Abteilung des beabsichtigten Geschäfts. Haben Sie die Freundlichkeit mich wissen zu lassen, ob Sie noch disponibel und geneigt sind, in Paralellstellung zu den beiden Herren, über deren persönliche und Charakterverhältnisse Sie ja Gelegenheit haben werden sich zu informieren, an die Spitze des hier zu gründenden Unternehmens zu treten...“

Im Herbst des Jahres kam dann die Firma:

„Spiecker & Co., Kommanditgesellschaft für elektrische Beleuchtung“

zustande. Ihr Namensträger wurde haftender Teilhaber und kaufmännischer Leiter, die oben genannten Techniker wurden zu Direktoren bestellt. Das Unternehmen baute in einer kleinen Fabrik in der Christophstraße Dynamomaschinen, übernahm die Vertretung einer englischen Glühlampenfabrik und bezog ihren Bedarf an Akkumulatoren in der Hauptsache von Müller & Einbeck, der nachmaligen Akkumulatorenfabrik Hagen. An Absatz fehlte es nicht. Aber Qualität und Kosten der Erzeugnisse ließen zu wünschen übrig. Jedenfalls kam man gegen die aufblühenden größeren Unternehmen nicht auf. Dazu geriet die Glühlampenfabrik in Patentstreit mit der Edisonsgesellschaft. Direktor Dornfeld schied im Januar 1888 aus Gesundheitsrücksichten aus, wobei sein Anteil von 10000 Mark von den übrigen Gesellschaftern zum Kurse von 90 Prozent übernommen wurde. Nach dem inzwischen eingetretenen frühzeitigen Ableben seines Freundes F. C. Guillaume hielt Eugen Langen den Zeitpunkt für gekommen, aus der Not eine

Tugend zu machen. Die Fortschritte der Elektrotechnik waren so offensichtlich, daß man den Sprung ins Großunternehmen wagen durfte. Eugen Langen verständigte sich im Herbst 1888 mit Herrn Schuckert und dessen Mitarbeiter Alexander Wacker in Nürnberg über Umwandlung der dortigen Gesellschaft in eine Kommanditgesellschaft größeren Ausmaßes. An ihr beteiligten sich die bisherigen Gesellschafter von Spiecker & Co. mit 1,4 Millionen Mark. Spiecker & Co. gingen in Liquidation. — Gleich nach vollzogener Gründung spannt sich Eugen Langen mit aller Kraft für das zukunftsreiche Unternehmen ein. In Köln kämpft er zäh, aber erfolglos um das von der Stadt projektierte Kraftwerk. Dem vom „Helios“ in Ehrenfeld vertretenen Wechselstrom stellt er den Schuckertschen Gleichstrom entgegen, wobei er das später häufig durchgeführte Blocksystem (verkuppelte örtliche Kraftzentralen) auf den Schild erhebt. Diese Kraftzentralen sollten mit Gasmaschinen betrieben werden, die an das vorhandene Rohrnetz der Stadt angeschlossen werden sollten. Die Gasmaschinen sollten hierbei als Schnellläufer mit den Stromerzeugern unmittelbar gekuppelt werden. Maschinentechnisch gesehen, eilte er mit diesem Projekt der Zeit voraus. Elektrotechnisch gesehen, verkannte er aber die kommende Entwicklung, denn schon im Jahre 1891 zeigte die Frankfurter Ausstellung die unübertreffliche Fernleitfähigkeit der elektrischen Energie und sprach für die Zukunft das Todesurteil über die bereits manchen Orts errichteten Gaskraftzentralen.

Der gewaltige Aufschwung, den die Elektrotechnik gerade in diesen Jahren nahm, fesselte auf der Kapitalseite immer größere Summen. Schuckert marschierte damals im Installationsgeschäft dank seiner vorzüglichen Lieferungen und dank der Rührigkeit seiner Leitung an der Spitze. So konnte er im Frühjahr 1891 ein Fusionsangebot des Ehrenfelder „Helios“ unbesorgt ablehnen. Doch mußte man schon im Jahre darauf dem Plane nähertreten, den finanziellen und organisatorischen Rahmen des Unternehmens erheblich zu erweitern. Nach wiederholten Beratungen im Kreis der Kommanditisten stimmte man auf Langens Vorschlag der Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 12 Millionen zu. Soweit die Aktien von den alten Teilhabern nicht übernommen wurden, kam Schaaffhausen für ihre Verwertung am Markt auf. Sie erreichten nach vorübergehender Baisse im Todesjahr Eugen Langens (1895) einen Kursstand von über 200 Prozent. —

Für Eugen Langen war die starke Anteilnahme an der aufkommenden Elektroindustrie nicht nur ein Mittel zur Stärkung des eignen Vermögens. Für ihn als dem führenden Wirtschaftler des Westens waren die nahen Beziehungen zu einem großen Industrieunternehmen Bayerns von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Schließlich hätte auch Eugen Langen ohne diese gute Fühlung zur Elektrotechnik bei Ausbau und Verwertung seiner letzten Erfindung, der Schwebebahn, nicht durchdringen können. —

Der Kolonialpatriot

Gegen Mitte der achtziger Jahre hatte sich der koloniale Gedanke auch allmählich im altherwürdigen Köln durchsetzen können. Eugen Langens Weitblick hielt jedenfalls in diesen Tagen den Zeitpunkt für eine großangelegte Werbung im Westen des Reichs für gekommen. Auf seine Veranlassung lud der Verein der Industriellen zum 17. Januar 1885 die Prominenten der beiden Schwesterprovinzen zu einer großen „Stanley-Tagung“ nach Köln ein. Hier nahm der berühmte Afrikareisende das Wort zu längeren Ausführungen über seine Forschungsreisen im dunklen Erdteil. Langen schloß die überfüllte Versammlung im großen Gürzenichsaal unter begeisterter Annahme folgender Resolution:

„Die am 7. Januar 1885 zu Köln vereinigte Versammlung von Vertretern der Industrie, des Handels und anderer Erwerbskreise der beiden Provinzen Rheinland und Westfalen bringt ihrem Ehrengaste, Herrn H. M. Stanley, als dem vornehmsten Repräsentanten der Afrikaforschung, den Tribut der Hochachtung und des Dankes dar; sie spricht ihre Freude und Befriedigung darüber aus, daß seine rastlose und kraftvolle Arbeit am Kongo, getragen von

der Munifizenz eines edel gesinnten Fürsten, nunmehr in der „Internationalen Afrikanischen Gesellschaft“ eine feste, auch von den Mächten Europas anerkannte Stütze und Garantie für ihren weiteren Erfolg gefunden hat; sie begrüßt mit hoher Genugtuung die in Berlin zu internationaler Verständigung über die Erschließung Mittelfrikas versammelte Kongokonferenz als einen erfreulichen Fortschritt moderner Kulturentwicklung; sie erkennt in der Berufung zu dieser Konferenz und in den bisherigen Erfolgen des gemeinsamen Schaffens der Vertreter aller Kulturstaaten den genialen Blick und die mächtige Hand unseres großen Staatsmannes; sie erblickt in dessen Vorgehen eine Gewähr dafür, daß auch die jüngsten kolonialpolitischen Schritte der deutschen Regierung eine Ara friedlicher kultureller Erwerbungen unter verständnisvoller Ausgleichung aller Interessen herbeiführen werden; sie gibt sich der freudigen Zuversicht hin, daß nicht nur der von der begeisterten Zustimmung unseres Volkes getragene Anfang deutscher Kolonialpolitik für unsere wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse fruchtbringend sein werde, sondern daß auch unsere Nation die ihr durch eine überseeische Ausbreitung Deutschlands gestellten neuen Kulturaufgaben mit richtigem Blick würdigen und mit voller Hingabe in treuer Arbeit lösen werde.“ —

Anschließend an den Vortrag waren 600 Teilnehmer zu einem Bankett versammelt. Nach einer Ansprache des Oberbürgermeisters dankte Stanley für die gute Aufnahme und schloß mit den Worten:

„Lassen Sie mich die Hoffnung aussprechen, daß, wenn einst die Deutschen an dem großen Werke mitgearbeitet und den Segen des neuen Verkehrs noch mehr in der praktischen Tat erkannt haben, als es jetzt möglich ist, wir uns dann noch einmal in dieser schönen Stadt Köln begegnen, um uns der errungenen Erfolge zu erfreuen!“

Das stolze Albion hatte damals von den tastenden Anfängen deutscher Kolonialpolitik wenig zu fürchten. Wißmanns Durchquerungen des Erdteils blieben zunächst ohne nationales Ausbringen; Dr. Karl Peters begann damals mit der Erforschung und Aufschließung der wirtschaftlich bedeutsameren Landstriche Ostafrikas. Doch hatte er nach erfolgreichem Abschluß seiner Expeditionen manchen begeisterten Förderer seiner Sache und seiner Person gefunden. Unter ihnen stand der Elberfelder Bankherr Karl von der Heydt mit an erster Stelle. Als nun auf des Fürsten Bismarck Betreiben eine Abgrenzung der ostafrikanischen Interessengebiete mit England zustande kam, lag der Gedanke, den deutschen Anteil durch ein großangelegtes Wirtschaftsunternehmen aufschließen zu lassen, in der Luft. Die diesbezüglichen Bemühungen von Dr. Peters schienen dem Fürsten Bismarck zu eng gesteckt. Auch wünschte man im Auswärtigen Amt, das durch seine Kolonialabteilung für diese Fragen zuständig war, keine ausgesprochene Prävalenz von Dr. Peters und seiner Freunde. Eugen Langen erhielt Mitte Oktober 1886 durch seine Berliner Vertrauensleute Kenntnis von der Sachlage. Er nahm persönliche Fühlung mit dem Leiter der Kolonialabteilung, dem Legationsrat Dr. Kayser, der ihm dann am 20. Oktober wie folgt schrieb:

„Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich, unserer Verabredung entsprechend in der Anlage den Statutenentwurf für die Ostafrikanische Gesellschaft mit der Bitte um vertrauliche Behandlung zur gefälligen Kenntnisnahme zu übersenden. Die in dem Entwurf in Bezug genommenen Anlagen sind noch nicht in meinem Besitz, sondern würden erst durch Dr. Peters zu erheben sein. Für den Fall, daß Sie der Sache nicht näher treten wollen, würde ich mir den Entwurf wieder zurückerbitten...“

Eugen Langen, tatenfreudig wie immer, wenn es sich um eine Aufgabe von hoher Zielsetzung handelt, klärt zunächst die Sachlage daheim auf und berichtet dann am 29. Oktober an den vielgewandten Helfer des Grafen Herbert Bismarck, den Baron Holstein:

„Aus Druckschriften und durch Aufnahme persönlicher Beziehungen zu Männern, welche der Frage gefolgt sind, habe ich mir nun ein Bild der Lage gemacht. Da darüber einige Tage mehr verflossen sind, als ich bei meiner Anwesenheit in Berlin voraussetzte, wollen Sie gütigst entschuldigen. Ich habe auch die Zeit benutzt, um mit einigen Personen von Einfluß in unserem rheinischen Industriegebiete vertrauliche Rücksprache zu nehmen. Sie wollen hieraus meinen besten Willen, dem Reiche und der nationalen Aufgabe zu dienen, erkennen und ich hoffe, daß Sie daran für jetzt Genüge nehmen. In der zweiten Hälfte der nächsten Woche stehe ich zu weiterer persönlicher Besprechung zur Verfügung und werde, falls Sie nicht anders bestimmen, mir die Ehre geben, Sie am Freitag, den 5ten d. M., zu besuchen...“

In dieser entscheidenden Besprechung muß dann das gemeinsame Vorgehen vereinbart worden sein, denn schon am 10. November schickt Eugen Langen an Geheimrat Kayser ein ausgearbeitetes Pro Memoria, bestimmt zur Vorlage beim Fürsten Reichskanzler. Von dieser Denkschrift ist leider nur ein Vorentwurf Langens bei den Akten. Doch läßt sich deren Inhalt hiernach unschwer rekonstruieren:

In kurzgefaßter Darstellung weist Langen darauf hin, daß der Gedanke wirtschaftlicher Erschließung der Kolonien trotz des erfreulichen Auflebens der kolonialen Bewegung bisher keine entsprechende Würdigung erfahren habe. Es fehle an dem erforderlichen Wagemut. Die rheinisch-westfälische Industrie, insbesondere die auf Massentransporte angewiesene, läge darnieder. Man sähe keine Besserung, weil in Berlin die Ermäßigung der Frachten nicht zulässig erscheine. Auch sei man verstimmt, weil noch immer Staatsaufträge an das Ausland gegeben würden. In bezug auf die Arbeit der bereits ins Leben gerufenen ostafrikanischen Gesellschaft heißt es wie folgt:

„Die bisherige auf die Landerwerbung gerichtete Tätigkeit der Leiter des Unternehmens hat diesen Teil der Aufgabe mit Schwung gelöst, dagegen bestehen Bedenken hinsichtlich der Zukunft, welche ein großes Maß nüchterner Besonnenheit und praktische Geschäftserfahrung erfordert. Die Eigenart des Unternehmens stellt nicht nur die Sicherheit der Anlage in Frage, sie läßt außerdem keinen schnellen Erfolg erwarten, und der Industrielle, welcher dank eigener Tätigkeit daran gewöhnt ist, sein Kapital unter seinen Augen arbeiten zu sehen, schreckt zurück vor der gewissen Aussicht langjähriger Rentenlosigkeit desselben...“

Nach einem Hinweis auf das Engagement mancher Industrieller an westafrikanischen bzw. ostindischen Unternehmen vertritt dann Langen folgenden für die damalige Zeit originellen Gedanken:

„Eine industrielle Pairschaft, welche mit weitem Blick große nationale Aufgaben erfaßt, fehlt leider zur Zeit im Reich. Die materiellen Vorbedingungen zu ihrer Bildung sind vorhanden. Sie wäre zu schaffen, wenn man denjenigen hervorragenden Personen, welche Tausenden das tägliche Brot geben und ihr Vermögen in industriellen Anlagen immobilisieren, ähnliche Rechte gewährte, wie dem immobilien Besitz auf anderem Gebiete. Solchen Rechten ständen Pflichten gegenüber, an welche man appellieren könnte, wenn es sich um die Lösung großer nationaler Aufgaben handelt. Heute muß man zu kleinen Mitteln greifen, welche vielleicht genug Zugkraft haben...“

Für den vorliegenden Fall macht dann Langen folgende Vorschläge:

„Trotz dieser im allgemeinen ungünstigen Konstellation würde sich eine genügende Beteiligung finden lassen, wenn für die aufzuwendenden Geldmittel eine auch nur geringe Rente auf eine gewisse Reihe von Jahren könnte gewährleistet werden, und wenn den in erster Linie in Betracht kommenden Personen staatliche Auszeichnungen könnten zu teil werde. Durch die Kombination dieser beiden Mittel sichert man die Zukunft Ostafrikas.“

Der Direktionsrat des Unternehmens würde ein Kollegium von nicht zu unterschätzender nationaler Bedeutung und stärkt im allgemeinen die Kolonialpolitik des Reiches und in dem Parlamente die Freude zur Sache.

Da den Herren Peters und Genossen in der für die Einbringung ihrer Souveränitätsrechte vorgesehenen Beteiligung bereits eine Prämie für ihre Vorleistung zugebilligt werden soll, so würde nur für das neu hinzutretende Kapital eine staatliche Mitwirkung erforderlich sein. Diese Mitwirkung könnte sich gestalten wie folgt:

- 1) Eine hochgestellte Person, z. B. ein kaiserlicher Prinz (Heinrich) übernimmt das Protektorat.
- 2) Der Staat gibt einen Garantiefonds von etwa ½ Million, dessen Verwendung in der Weise gedacht ist, daß aus diesem Fonds den in der Zukunft zur Einzahlung kommenden Beträgen eine Rente bis zur Höhe von 2 oder 2½ Prozent gewährleistet wird, sei es daß diese ½ Million à fonds perdu gegeben oder daß die Bestimmung getroffen wird, daß der bei späterer gewinnbringender Entwicklung etwa sich ergebende Überschuss sofern er eine Rente von 4 Prozent übersteigt, zur Rekonstruktion des Garantiefonds zur Verwendung käme.
- 3) Ein Reichs- oder Preussisches Finanzinstitut zeichnet eine Beteiligung. Es leuchtet ein, daß der erstere Modus ad 2), weil er den Zeichnern von Anteilen direkten materiellen Vorteil verspricht, der weitaus wirkungsvollste sein würde, und Vorschlag 3) nur ausspricht, daß das Reich dauernde Mitwirkung zur Förderung der Interessen der Gesellschaft in Aussicht nimmt.“ —

Schon am Tage darauf schlägt Langen ob seines allzugroßen Freimuts das Gewissen. Er fordert das Pro Memoria von Dr. Kayser mit folgenden Worten zurück:

„Ich nahm in dasselbe nur mit Widerstreben die Bemerkung hinsichtlich der Klagen über den Eisenbahnfiskus auf, und ich kann das Gefühl nicht loswerden, daß solche neben der Sache liegenden Seitenhiebe, welche das was man sagen möchte, doch nicht erschöpfend wiedergeben, immer etwas perfiden Beigeschmack haben und deshalb besser unterlassen würden. Diese Frage verdient von größeren Gesichtspunkten aus angegriffen zu werden, und dahin zielende Schritte sind in Vorbereitung.“

Hinsichtlich meiner freimütigen Erklärung betreffend die Hebung des Standes der Industriellen empfinde ich gern Ihre Meinung. Ich will meine Auslassungen gern zurückhalten, umso mehr, als auch diese Frage im Zusammenhang mit der Reorganisation unserer wirtschaftlichen Vertretung müßte in die Hand genommen werden. Die alten Handelskammern tun es schon lange nicht mehr, und die Unzahl freier Vereinigungen leiden an Dilletantismus, dienen auch vielfach mehr den Einzelinteressen als der Gesamtheit...“

Eugen Langens Gewissensbisse kamen zu spät; am 11. November, also am Tage darauf erhält er schon von Dr. Kayser folgendes Telegramm:

„Sache bereits im Gang, Promemoria, welches sehr gut, schon in Vorlage.“

Und Klönne bestätigt die Vorgänge am 12. durch folgende Telegramme:

„Rücksendung war unzulässig, weil Exposé bereits gestern früh K(anzler) vorgelegt, welcher voraussichtlich heute Vortrag befehlen wird, Geheimrat hält industrielle Hinweise für sehr erwünscht, ich telegraphiere gleich mehr.“

und weiter:

„Soeben Vortrag gehalten. Alter hat Exposé mit vielen Randnotizen versehen, scheint ganz einverstanden, wünscht jetzt energische Handhabung, will definitiven Entscheid ehestens treffen, hoffe Abend mehr zu hören.“

Geheimerat Kaysers Brief vom gleichen Tage gibt dann amtliche Aufklärung:

„Hoffentlich hat Sie mein gestriges Telegramm schon beruhigt. Ihr Pro Memoria war sehr sachlich und ich hatte keine Bedenken getragen, dasselbe sofort dem Fürsten vorzulegen. Derselbe ist im wesentlichen Ihrem Hauptvorschlag geneigt, also es gibt eben noch einige Tage zu verhandeln, bis wir die allgemeine Übereinstimmung auch der anderen Ressorts haben. Bis zu Ihrer freundlichsten in Aussicht gestellten Ankunft hoffe ich die Sache so geregelt zu haben, daß, wie ich annehme, die weiteren Beteiligungen ohne erhebliche Mühe... (unleserlich...) werden.“

Übrigens haben Sie mir Ihre persönlichen Wünsche noch nicht mitgeteilt und darf ich bitten, dies gütigst tun zu wollen. Legen Sie sich keinen Zwang auf, aber erstrecken Sie gefälligst den Kreis nicht allzuweit...“

Gleich nach Erhalt dieses Schreibens (am 14. November) teilt Langen dem Dr. Kayser mit, daß der Ausschuß des „Langen-Namen-Vereins“ demnächst in Köln tagt. Etwa dreißig Herren würden bei ihm zu Gast sein. Er bittet um Anweisung, in wieweit er bei der Werbung um Beiträge hierbei aus sich herausgehen dürfe:

„...Es ist nicht meine Absicht meinen Gästen gleich Zeichnung abzuverlangen, sondern lediglich Stimmung zu machen. Ich hoffe dabei die Hilfe eines hiesigen Herrn zu haben, der mit besonderer Vorliebe die Geschichte der afrikanischen Erwerbungen verfolgt hat und zu einer erklärenden Auseinandersetzung in Form eines kurzen Vortrags bei der Cigarre das Thema schneidend entwickeln wird.“

Sie fragen in Ihrem Brief nach meinen Wünschen. Wenn Sie dabei an meine Person denken, so muß ich Sie bitten, mir zu erlassen, Wünsche zu äußern, sofern Sie aber diejenigen im Auge haben, deren Hilfe wir bedürfen, so bitte ich um Vertagung der Frage, denn ich muß zuerst sehen, wer denn überhaupt uns seine Hilfe leiht...“

Inzwischen hatte Eugen Langen einen weiteren Gewährsmann in der Person seines industriellen Freundes Duttonhofer (Rottweil) gefunden. Durch ihn wollte er in erster Linie erfahren, ob der Kanzler gegen Einbeziehung des Reichstagsabgeordneten Oehlhäuser in die Werbung etwas einzuwenden hätte. Duttonhofer war gerade in diesen Tagen zur Audienz im Sachsenwald. Er drahtete Langen am 1. Dezember:

„Mit Oehlhäuser sehr einverstanden, da er ihn schätze, freut sich über Ihre Absicht, von der er sich viel verspricht.“

Nähere briefliche Auskunft folgte einige Tage darauf:

„Wie ich Ihnen bereits telegraphisch anzeigte, ist Herr Geheimerat Oehlhäuser beim Fürsten in der von Ihnen vorgeschlagenen Organisation sehr erwünscht und hob der Fürst wiederholt hervor, daß er sich durchaus nicht erinnere, daß seitens des Herrn Oehlhäuser im Reichstag eine Bemerkung gefallen sei, die ihn alteriert hätte, und selbst wenn dies der Fall gewesen, würde ihm diese bedeutende Kraft nur erwünscht sein können.“

Auch Ihrer und Ihrer ausgedehnten Tätigkeit erinnert sich der Fürst sehr gut und freut er sich, daß die Absicht bestehe, die ostafrikanische Sache mit Energie und entsprechenden Mitteln anzufassen. Er meint, daß mit etwa 5 Millionen entsprechendes erreicht werden könne; bis jetzt habe es sich immer nur um einige Hunderttausende gehandelt.

Auch bezüglich der Zinsgarantien sprach ich mit dem Fürsten und scheint er auch hier nicht abgeneigt zu sein, auf eine festgesetzte Zeit eine mäßige Zinsgarantie uns zu verschaffen. Als Hauptsache sieht er bei dem Unternehmen an, daß dem deutschen Produkt neue Absatzgebiete gewonnen werden. Er würde es für falsch halten, wenn das Bestreben darauf gerichtet wäre, diejenigen Getreidesorten, die bei uns fortkommen, auch dort heimisch zu machen. Dadurch würde nur unserer Landwirtschaft neue Konkurrenz entstehen. Aus der ganzen Unterredung ging mir hervor, daß der Fürst sich sehr freundlich zu dem neuen Unternehmen stellt und daß ihm Sie, sowohl wie Oehlhäuser, vertrauensvolle, ihm geeignet erscheinende Persönlichkeiten sind. — Er erzählte mir, daß er sich mit England geeinigt habe, um gegen den widerspenstigen Sultan von Sansibar gemeinsam vorzugehen und meinte, er könne sich wohl denken, daß es dem Sultan unangenehm sei, wenn ihm einige Riemen aus der Haut geschnitten werden; wolle er sich nicht gutwillig diese ausschneiden lassen, so müsse er eben eine leichte Beschießung dulden. Auch hier werde, wie bei Österreich anno 1866 das Prinzip festgehalten, das dem Sultan es ermögliche, später sich wieder freundlich zu uns zu stellen. Es werde wohl kaum zu umgehen sein, daß diesem Potentaten ein Teil der Zölle gegeben werde, um seine Unterstützung uns zu sichern.

Meine Mission hoffe ich entsprechend ausgeführt zu haben und wünsche ich nur, daß das neue Unternehmen sich gedeihlich entwickeln möchte...“

Gleich nach Erhalt dieser günstigen Auskunft hatte Eugen Langen eine Aussprache mit Karl von der Heydt. Er dürfte hierbei den Versuch gemacht haben, bei der Partei des Herrn Dr. Peters Verständnis für die Notwendigkeit einer breiteren Grundlage zu gewinnen. Daß ihm dies nicht auf Anhieb gelang, zeigt ein Brief von der Heydts, geschrieben unter dem frischen Eindruck der Unterhaltung vom Vortage. Der Brief ist sechzehn Seiten lang. Er datiert vom 2. Dezember 1886 und beginnt wie folgt:

„Lassen Sie mich auf unsere gestrige Unterhaltung kurz zurückkommen; ich halte es nämlich für selbstverständlich, daß nachdem wir einmal uns über die ostafrikanische Frage ausgesprochen haben, volle Offenheit zwischen uns über alle Seiten der Frage herrschen muß, die nicht etwa das Geheimnis eines dritten sind, und daß es am Platze ist, in der ganzen Sache im gegenseitigen Einverständnis vorzugehen. Wollen Sie mir bitte bestätigen, daß Sie der gleichen Meinung sind, jedenfalls werden Sie mir erlauben, meinerseits vorläufig von der obigen Voraussetzung auszugehen und Ihnen über die Stellung der alten Beteiligten und meiner selbst zu Ihrem Plane Mitteilungen zu machen...“

Des weiteren tritt dann von der Heydt wärmstens für die Belange der bisherigen Zeichner der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ein, besonders auch für die Person von Dr. Peters, dessen Mitarbeit keinesfalls zu entbehren sei und den man nötig habe.

„Andererseits ist ohne oder gegen ihn in der neuen Gesellschaft doch nichts rechtes zu machen, weil seine Partei bei jeder Kombination zu stark bleibt und er in der Ges. für Deutsche Kolonisation noch ein Agitationsmittel außerhalb des Unternehmens hat. Ich besonders bin nicht in der Lage, irgend einer Kombination zuzustimmen, die auf Peters nicht die gebührende Rücksicht nähme. — Im Ausw. Amt hat er sicher manche Feinde und wird Ihnen dort jedenfalls seine Befähigung die Geschäfte zu leiten als Null dargestellt worden sein. Ein Geschäftsmann, was wir darunter verstehen, ist er auch nicht, das ist richtig, deshalb soll ja auch ein kaufmännischer Direktor genommen werden. Was er aber in hervorragendem Maße ist, das ist ein Organisator und seine Befähigung in dieser Richtung liegt in Tatsachen vor Augen. Wer stets knapp mit Geld, mit neuen unerfahrenen Leuten, in einem unerforschten Gebiet innerhalb eines Jahres ein Netz von lebensfähigen Stationen und eine durchgreifende Verwaltung eingeführt hat, muß eben ein Organisationstalent sein. Es würde mich freuen, wenn Sie aus einer persönlichen Bekanntschaft mit Peters die gleiche Überzeugung schöpfen würden und stehe ich Ihnen zur Vermittlung einer solchen Zusammenkunft, was ich doch im weiteren Verlauf der Sache für geradezu unumgänglich halte, gerne zur Verfügung...“

Seine eigne Person betreffend führt von der Heydt das folgende aus:

„Nun gestatten Sie mir ein Wort zu meiner persönlichen Stellung zu Ihrem Plane. Ich habe, wie Sie wissen, die deutsch-ostafrikanische Sache mehr, wie eigentlich rätlich, zu meiner eignen gemacht. Sie steht nicht auf meinem Kolonialkonto, denn ein solches führe ich garnicht, sondern pflege alle für Kolonisation ausgegebenen Summen kurzweg in den Schornstein zu schreiben. Es liegt aber in der Sache für mich, nachdem ich mich solange dafür bemüht habe, eine Frage des berechtigten persönlichen Ehrgeizes vor. Wenn das Unternehmen aufs Trockne gebracht ist, das ist natürlich meine erste Sorge, dann würde ich es gern und mit Stolz sehen, daß die leitende Stellung, die ich in dem Unternehmen, fast solange als es besteht, eingenommen habe, durch das Vertrauen der neuen Teilnehmer bestätigt wird. Mit kurzen Worten ich lege Wert darauf, nicht nur zum Mitglied des Direktionsrates, sondern auch zum Vorsitzenden desselben gewählt zu werden. Es ist nicht meine Art, die Haut zu teilen, ehe der Bär geschossen ist, aber da wir gestern diesen Punkt flüchtig streiften und Sie mir erklärten, selbst keine Zeit für diesen Posten zu haben — so erlaube ich mir Sie ganz offen zu fragen, wie Sie zu diesen Anspruch denken...“

Eugen Langen antwortet mit wendender Post und stellt ungekürzte Abschrift beider Briefe sofort dem Dr. Kayser in Berlin zur Verfügung. Die Antwort lautet:

„Auf Ihre werten gestrigen Zeilen kann ich nur erwidern, daß ich Ihnen mit voller Offenheit begegnet bin und dies stets tun werde. Ich habe nur den Wunsch der Sache zu dienen und stehe jeder Personenfrage, welche in der Zukunft könnte aufgeworfen werden, völlig neutral gegenüber. Da Herr Dr. Peters täglich mit dem Ausw. Amt Berührung hat, so nehme ich an, daß derselbe auch von der Mission, welche mir übertragen, soweit nötig unterrichtet ist; ich werde übrigens dieserhalb heute noch an Herrn Geheimrat Dr. Kayser schreiben. Dabei werde ich dem Wunsche Ausdruck geben, daß baldmöglichst, etwa gegen Mitte nächster Woche eine Zusammenkunft derjenigen Personen herbeigeführt werde, welche bei den nächstliegenden Aufgaben mitwirken sollen. Ich hoffe, daß wir uns dann sehen und glaube es empfiehlt sich, bis dahin jede Agitation zu unterlassen, insbesondere auch die Verbreitung des mir gesandten Projektes...“

Inzwischen hatte Geh.-Rat Uchelhäuser durch Vermittlung des Auswärtigen Amts eine Besprechung mit Dr. Peters gehabt. Als Ergebnis war eine Aussprache mit den Vertretern der alten Gesellschaft für den 9. Dezember vorgesehen, nachdem Langen am Tage vorher eine Beratung im Kreise der neuen Freunde des Unternehmens gehabt haben würde. Dr. Kayser äußert sich bei Bekanntgabe dieser Abreden in einem Brief an Eugen Langen über dessen Briefwechsel mit von der Heydt:

„Auf den Inhalt des Briefes des Herrn von der Heydt gehe ich nicht weiter ein; die Antwort, welche Sie ihm erteilten, hätte nicht besser sein können. Nur soviel möchte ich bemerken, daß seine Ansprüche höher sind, als sie ihm zukommen; vielleicht wird er das Maß herabstimmen, wenn er die Auffassung kennen lernt, welche im Auswärtigen Amt über die Geschäftsleitung der bisherigen Gesellschaft herrscht und welche eine Änderung notwendig macht...“

Über den Verlauf der geplanten Besprechung ist leider nichts in den Akten; doch berichtet Uchelhäuser am 11. Dezember an Eugen Langen das folgende:

„Soeben komme ich aus einer dreistündigen Konferenz mit Delbrück, Peters, Lucas und Gebhardt. Das Resultat ist die vollständige Einigung über alle Personen- und Sachfragen. Delbrück übernimmt den Entwurf des Prospektes und die Auswahl der Unterzeichner. Die von mir vorgeschlagenen Statutenänderungen, sind allseits — trotz Peters anfänglichem Widerstreben — angenommen worden... Die bewußten 500 000 Mark hofft K(ayser) binnen acht Tagen zu verschaffen; der Finanzminister hat gestern unterschrieben...“

Es handelte sich um eine Beteiligung Sr. Majestät des Kaisers in dieser Höhe. Sie war durch Bismarcks Eintreten an höchster Stelle gesichert worden und sollte in diesen Tagen bei der Seehandlung angewiesen werden. Hierzu nachstehender Brief Reuleaux' an Freund Langen vom 13. Dezember:

„Soeben erhalte ich von unserm Kayser die Mitteilung, daß Majestät den ihm vorgelegten Antrag betreffend Ostafrika genehmigt hat... Mit diesem Entschluß bzw. Beschluß des Allernädigsten Herrn ist der Sache die erforderliche Grundlage gegeben, um nun ans Werk gehen zu können. K(ayser) hat mir die Nöte und Schwierigkeiten, wie Erfolge Eurer Konferenz am Donnerstag erzählt... Die Umarbeitung des Statuts wird nun zu erfolgen haben. Nach Allem und alledem möchte ich nun doch sehr wünschen, daß es Dir persönlich gelingen möchte, eine tüchtige Zeichnung schon vor Zusammentritt der Versammlung zu erzielen. Mein ganzes Interesse folgt Dir... Die Schnelligkeit der Erledigung

ist überraschend und erfreulich. Gestern Abend sprachen wir noch über die Schritte — zu Wilmowsky gehen usw. — Heute Morgen ging die Sache ab und Majestät zu und heute Abend langte schon Bestätigung d. i. Unterschrift ein. Kaysers Bericht über die Donnerstagssitzungen nach Varzin (wo nämlich der Antrag an den Allerhöchsten Herrn gezeichnet worden ist) ist mit vielen Bemerkungen, ‚gut‘, ‚sehr gut‘, Unterstreichungen mit dem dicken, langen Blei zurückgekommen, sodaß volles Einverständnis vorliegt.

Nun frohes Weihnachten und herzliche Grüße!...

Diese guten Wünsche des Jugendfreundes gingen leider — jedenfalls, was das Weihnachtsfest anging — nicht in Erfüllung. Eugen Langen hatte seiner Gesundheit in diesen aufregenden Tagen doch etwas zuviel zugemutet. Jetzt wo der große Erfolg gesichert war und die Spannung des Nervensystems nachließ, erlag der sonst so kräftige Körper einer schweren Grippeerkrankung. Nach mehrfachen Rückfällen wagte er Ende Januar die Reise nach Wiesbaden. Dort diktierte er im „Nassauer Hof“ seiner Frau die persönlichen Werbeschreiben, die dann von Köln aus an seine Freunde im ganzen Reich abgefertigt wurden und für die koloniale Sache den schönen Betrag von über einer Million Mark einbrachten.

Am 12. Februar ging der Aufruf zur Neubegründung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, an dessen Abfassung Eugen Langen auch aus der Ferne beratend mitgewirkt hatte, heraus. Karl von der Heydts Wunsch nach dem Präsidentenposten war erfüllt worden; zu Stellvertretern wurden Geh.-Rat Delbrück und Eugen Langen gewählt. Peters wurde zum Vorsitzenden des Direktoriums ernannt, das durch eine tüchtige Kraft von kaufmännischer Erfahrung ergänzt wurde. —

Nach programmäßigem Verlauf der Gründungsversammlung teilte Dr. Kayser seinem energischen Berater und neu gewonnenen Freunde Eugen Langen mit, daß er in Anerkennung seiner erfolgreichen Arbeit zum Geheimen Kommerzienrat ernannt werden würde. Eugen Langen dankt mit Brief vom 11. März und tritt dabei nachdrücklich für diejenigen seiner Freunde ein, denen der Erfolg mit zu verdanken war:

„Sehr verehrter Herr Legationsrat! Heute Morgen überraschte mich Ihr liebenswürdiger Brief und ich beeile mich Ihnen umso herzlicher zu danken, als ich ja Ihrer persönlichen Initiative die mir bevorstehende Auszeichnung zuschreiben habe, ich auch glaube, aus Ihren Zeilen lesen zu dürfen, daß es Ihnen Freude machte, mir diese Nachricht zu schicken. Also nochmals meinen Dank!

Meine Freude würde nun aber wirklich abgeschwächt, sollten meine Freunde, mit deren Hilfe es möglich wurde, trotz der schweren Zeiten die Aufgabe zu lösen, vergessen werden.

Ich verstehe ja vollständig, wenn Sie sagen, daß das Unternehmen in der öffentlichen Meinung leiden könnte und die Leistung meiner Freunde an Wert verlieren würde, wenn dieselben gewissermaßen abgefunden würden durch auffällige Beförderungen. Es würde dies auch dem Geiste, in dem wir alle gehandelt haben, nicht entsprechen.

Ich bitte aber, sehr verehrter Herr Legationsrat, daran erinnern zu dürfen, daß ich autorisiert war, in nicht mißzuverstehender Weise meinen Freunden das Gefühl zu geben, daß das Auswärtige Amt großen Wert auf das Zustandekommen der Gesellschaft in der vorgesehenen Form lege und daß der Staat auch den in erster Linie beteiligten Personen seine Anerkennung nicht versagen werde. Dies geschah in einer Zeit, zu welcher die politischen Verwicklungen noch nicht so drohend waren als später und doch ist die Konstituierung geungen. Von der mir gewordenen Autorisation habe ich nur bescheidenen Gebrauch gemacht und möchte Sie recht dringend bitten, mich nicht im Stiche zu lassen... (es folgen die Namen von sieben Herren, davon vier außerhalb Kölns lebender)... Indem ich diese Namen nenne, habe ich meine Pflicht erfüllt; bedürfen Sie jetzt oder später der Personalien, dann bitte ich um Ihre Nachricht. Auffallen wird eine Auszeichnung dieser Herren nicht, welche abgesehen von der vorliegenden Veranlassung eine Auszeichnung verdienen.

Ich habe leider nach meiner Rückkehr von Berlin einen Rückfall der Bronchitis durchzumachen gehabt und reise morgen für längere Zeit nach dem Süden. Meine nächste Station ist Nervi, Pension anglaise, (bei Genua)...“

Den Vorschlägen dieses Briefes dürfte das Auswärtige Amt durchweg gefolgt sein. Es erfüllte damit auch nur Verpflichtungen, die es bei Beginn der Arbeit Eugen Langens eingegangen war. —

Auch in Italien fand Eugen Langen sobald nicht die lange entbehrte durchgreifende Besserung seiner Gesundheit. Infolge quälender Schlaflosigkeit fehlte ihm noch monatelang der richtige Lebensmut. Ihn fand er erst wieder nach einem sechswöchigen Aufenthalt im geliebten Badenweiler. Hier führte er auch seinem jüngsten Bruder Albert seine zweite Lebensgefährtin zu. —

Eugen Langens Ausscheiden als Teilhaber bei J. J. Langen & Söhne stand in kurzem bevor. In Erwartung dessen wurden Gustav Langens Zwillingssöhne Rudolf und Gerhard im Frühjahr 1885 als neue Teilhaber in die Firma aufgenommen. Bei den Verhandlungen hierüber hatte es sich schon gezeigt, daß Eugen Langens ausgleichende Wirkung in diesem Hause nicht entbehrt werden konnte. Dem wurde dadurch Rechnung getragen, daß Eugen Langen gebeten wurde auch für die Zeit nach seinem Austritt als Gesellschafter als „Interessent“ – so heißt es im Nachtrag des Gesellschaftsvertrages vom Februar 1885 – bei allen Entscheidungen organisatorischer Art mitzuwirken. Damit wurde Eugen Langens führende Stellung als Haupt der Kölner Familie auch juristisch anerkannt. Sie sollte ihm noch reichlich Sorgen in seinen letzten Lebensjahren bringen!

Trotz des verlorenen Viertaktprozesses arbeitete die Gasmotorenfabrik Deutz bis zum Ende der achtziger Jahre noch immer mit recht erfreulichem Nutzen. Hermann Schumm hatte in seiner zähen aber zugleich feinsinnigen Art den inneren Dienst des Unternehmens gut ausgebaut. In diesem Hause fand die Geschlossenheit der Willensbildung ihren sichtbaren Ausdruck in den klaren und abgerundeten Formen seiner leistungsfähigen Erzeugnisse. Es waren meist wegweisende Musterkonstruktionen von klassischer Bedeutung. In Fabrikation und Prüffeld konnte nur erstklassige Ware bestehen. Das Normenwesen, diese stärkste Stütze organisierten Maschinenbaus fand eine – für die damalige Zeit – geradezu richtunggebende Beachtung. – Dem hohen Stand der Arbeit entsprach das hohe Selbstgefühl aller Werksangehörigen. Wer in der Deutzer Schule aufgewachsen war, kehrte ihr nur ungern den Rücken. Die wenigen Fremdgänger kamen meist in kurzem reumütig zur alten Nährmutter zurück. Wer den Vorzug hatte bei „Otto-Langen“ – so hieß die Firma im Volksmund – als Arbeiter schaffen zu können, rechnete zur Elite der rechtsrheinischen Bevölkerung. Sein Einkommen war auch immer um ein kleines höher, als das der benachbarten Belegschaften. Man hielt auch etwas auf das Äußere: In der Sonntagskleidung war der Arbeiter der Gasmotorenfabrik nicht zu unterscheiden von den Angehörigen des Handwerker- und Bürgerstandes. – Dem patriarchalischen Geist des Hauses entsprach auch der Verlauf der Jubelfeier, die in Erinnerung der fünf- und zwanzigjährigen Gemeinschaftsarbeit der beiden Gründer im September 1889 in bester Stimmung begangen wurde. Am Vormittag des Festtages traf man sich in der neuerrichteten großen Montagehalle jenseits der Mülheimer Straße. Während die zahlreichen Festreden ihren vorgeschriebenen Ablauf nahmen, saßen die Herren Langen und Otto in lorbeerbekränzten Stühlen vor der Empore, auf der unter vielen Blumen und Geschenken zwei winzige Modellmaschinen mit ihrem sanft zischenden Betriebe den Lebenswillen des Hauses versinnbildlichten. Der Direktor der Nachbarfabrik, der begeisterungsfähige Freund Eugen Langens, Franz Schulz, hielt eine feurige Festrede. Es folgten die Glückwünsche der Belegschaft, der auswärtigen Vertreter und verschiedener Berufsverbände. Zum Abschluß der wohl gelungenen Feier trug der Gesangsverein der Firma einen schönen Choral vor. – Am Abend waren sämtliche Arbeiter der Firma mit ihren nächsten Angehörigen (zusammen 1200 Personen) bei Braten und Wein zu Gast im großen Gürzenich. Dorthin begaben sich auch die „Prominenten“ nach überstandener Festessen im Zivilkasino. Die Stimmung erreichte ihren Höhepunkt, als Eugen Langen droben am Ehrentisch seinem Freund und Weggenossen Otto unter herzlicher Umarmung das brüderliche „Du“ anbot. In der Erinnerung aller Teilnehmer war es ein gut gelungenes Fest einer fröhlichen Werksgemeinschaft, innerhalb deren kleine Entgleisungen alkoholischen Überschwangs gern übersehen wurden. –

In diesen Jahren erreichte auch der A. Schaaffhausensche Bankverein seine volle Anerkennung als des führenden Bankhauses des Westens. Hier hatte Eugen Langen für rechtzeitige Ergänzung des Vorstandes durch eine tüchtige Kraft gesorgt. Aus der Verwaltung der Badischen Bahnen hatte er den Oberregierungsrat Schroeder als leitenden Direktor für die Bank gewonnen. Gleichzeitig trug man der zunehmenden Bedeutung der Reichshauptstadt dadurch Geltung, daß man dort ein eigenes Haus aufmachte, dessen Leitung

in die bewährten Hände von Karl Klönne gelegt wurde. Man hoffte mit dieser Maßnahme auch den Vorstoßen der Berliner Großbanken in den Westen entgegentreten zu können, eine Maßnahme, die dann allerdings zu stark vermehrtem eignen Kapitalbedarf führte, dem man durch wiederholte Erhöhung des Gesellschaftskapitals gerecht wurde.

Als Mitglied des Direktoriums des Zentralverbandes der Deutschen Industrie hatte Eugen Langen dauernd beste Fühlung mit den stärksten Persönlichkeiten des industriellen Lebens. Er hatte die große Freude und Genugtuung, im Kreise des Direktoriums dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh den Dank aussprechen zu können für seine pflegliche Fürsorge für die deutsche Industrie. Bei dieser Gelegenheit erklärte sich auch der Fürst auf Langens Bitte bereit, für ein Porträt zu sitzen, das dann vom Maler Petersen angefertigt und von Eugen Langen dem Direktorium des Zentralverbandes für sein Sitzungszimmer geschenkt wurde. – Im Jahre 1890 war Eugen Langen infolge seiner erfolgreichen Bemühungen um das Zustandekommen der Ostafrikanischen Gesellschaft in den Kolonialrat berufen worden, an dessen Arbeiten er dann in den nächsten Jahren mit besonderem Interesse teilnahm. Auch förderte er als Vorsitzender der Kölner Abteilung der Deutschen Kolonial-Gesellschaft den kolonialen Gedanken in der engeren Heimat und hielt hierbei besondere Fühlung mit dem katholischen Teil seiner Mitbürger, deren Interesse am Ausbau der kolonialen Missionen durch Begründung des „Antisklaverei-Komités“ zum Ausdruck kam. Hier übernahm Eugen Langen auch den stellvertretenden Vorsitz. –

Die Entlassung des Fürsten Bismarck durch den jungen Kaiser hat Eugen Langen seinerzeit aufs tiefste bedauert. In diesen für Deutschlands Schicksal verhängnisvollen Tagen fühlte er sich von schweren Zukunftssorgen bedrückt. Das hinderte nicht, daß er sich den Männern des neuen Regimes mit Rat und Tat zur Verfügung stellte. Hierzu gab sich im Mai 1890 anläßig des Besuchs des Kaisers in den Rheinlanden gute Gelegenheit. In diesen Tagen nahm der neue Reichskanzler bei seinem Kölner Aufenthalt Wohnung in der „Von Werthstraße“. Die damals angeknüpften Beziehungen haben es Eugen Langen gestattet, Caprivi auch später wiederholt Vortrag in wichtigen kolonialen und wirtschaftspolitischen Fragen halten zu können. Er schätzte an dieser aufrechten Soldatennatur das ehrliche Wollen, ohne sich von seinem Können und seinem Durchsetzungsvermögen allzuviel zu versprechen. –

Gegen Ende der achtziger Jahre hatte sich die Einflußsphäre der engeren Familie und ihre gesellschaftliche Stellung zusehends gehoben. Die frühen Ehen der älteren Söhne hatten liebe Schwiegertöchter ins Haus gebracht und damit auch neue gesellschaftliche Verbindungen. Die drei ältesten Töchter versöhnten mit mit natürlichem Liebreiz die Feste in der „Von Werthstraße“ und waren als eifrige Freundinnen des schönen Reitsports frohe Kameraden ihres im Herzen jung gebliebenen, unternehmungslustigen Vaters. Nach langen vergeblichen Mühen gelang es schließlich im Frühjahr 1890 in nächster Nähe des Sittarders Hofes den langgesuchten Grundbesitz auf dem Lande zu erwerben: Haus Etzweiler, ein Gut von rund vierhundert Morgen mit vielzimmerigem Herrenhaus und großem Park. Das Anwesen wurde nach längeren Verhandlungen erstanden und zu einem herrschaftlichen Sommersitz ausgebaut. Es gab viel zu planen und zu ändern. Das Herrenhaus wurde um einen Anbau erweitert, der Park nach den Vorschlägen eines Gartenarchitekten umgestaltet. Anfang August 1891 war alles soweit, daß der neue Schloßherr an Freund Wacker schreiben konnte:

„... Uns geht es gut, allmählich ist Mutting mit der Einrichtung in Etzweiler fertig und nun will sie weg von da, weiß aber nicht wohin und ich blieb am liebsten daheim in Abwechslung von Arbeit und Jagd...“

Die vom erweiterten Pflichtenkreis bedrückte Hausfrau sehnte sich nach einer Beurlaubung von ihren haushalterischen Aufgaben. Der Hausherr dachte vielleicht schon wieder an die nächste Zuckerkampagne im benachbarten Elsdorf, sicher aber an seine vielgeliebte Hühnerjagd!

Fritz Reuters hübsche Erzählung von dem mecklenburgischen Gutsbesitzer, der jeden Morgen seinen Hofjungenärger haben wollte, wurde am Familientisch häufig herangezogen, wenn es galt, den Vater über Rückschläge zu trösten, die sich gerade in den Jahren des äußeren Ansehens und des gehobenen Wohlstandes immer mehr zu zeigen begannen. Leider war dieser Hofjungenärger häufig von ernsterer Bedeutung als man am Familientisch wahrhaben wollte. Im kunstvollen Gebäude der weitverzweigten Unternehmungen zeigten sich um die Wende der neunziger Jahre kleine aber bedenkliche Risse. Eugen Langen hatte sich in seiner frischen Unternehmungslust auch in früheren Jahren zu weit vorgewagt. Man denke nur an das abenteuerliche Unternehmen auf den Kei-Inseln! Auch im fortgeschrittenen Mannesalter blieb diese Grundeinstellung unverändert. Das Gedeihen der alten Gründungen reizte immer wieder zu neuen Wagnissen. Eines zog das andere nach sich, und das kluge Wort des amerikanischen Geschäftsmanns: „Do all in one basket, and then watch this basket!“ war noch nicht gesprochen. –

Langen & Hundhausen in Grevenbroich konnten infolge des laufenden Bedarfs der Langenschen Zuckerunternehmen mit einer gewissen Grundbeschäftigung rechnen. Für eine gute Ausnutzung der Fabrik reichte dies nicht aus. Eugen Langen war daher daran interessiert, den Bedarf an Zuckermaschinen durch Lizenzvergabe auf seine Erfindungen zu steigern, vor allem aber auch die Errichtung neuer Zuckerfabriken im Ausland zu fördern. Zu dem gescheiterten portugiesischen Projekt kamen bald solche in Mexiko, Rumänien und Persien. Vom Bankhaus Deichmann & vom Rath in Amsterdam erwarb er im Herbst 1888 die Zuckerfabrik Assembagos auf Java und schickte seinen dritten Sohn Hans zur Inbetriebnahme dorthin. Die Geschäfte gingen schlecht. Aus den Verlusten kam man nicht heraus. Auch war nach Rückkehr des Sohnes eine Abrechnung über den Stand der Fabrik nicht zu erhalten. Sohn Hans hatte inzwischen die Leitung einer Milchkuckerfabrik in Leiden (Holland) übernommen, die Eugen Langen erworben und durch Grevenbroich hatte ausrüsten lassen. Der Markt für diesen Artikel war aber bald so übersetzt, daß das Unternehmen schon 1893 mit bösem Verlust liquidiert werden mußte. – Um den wachsenden Geldansprüchen frühzeitig gerecht zu werden, hatte Eugen Langen im Herbst 1890 die Firma Langen & Hundhausen in eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 2 500 000 Mark umgewandelt, das allerdings schon im Jahre 1892 auf 2 000 000 Mark herabgesetzt wurde. Das Unternehmen hat ihm in seinen letzten Lebensjahren manche Sorge gemacht. –

Auch bei der Gasmotorenfabrik gingen die „fetten“ Jahre ihrem Ende entgegen. Der Ausfall bei den Ergebnissen kam auch hier in erster Linie vom Ausland her. Nach Ablauf des englischen Viertaktpatents waren die schönen Lizenzeinnahmen (rund 400 000 Mark jährlich) fortgefallen. In Philadelphia war Adolf Schleicher der neuen Welt überdrüssig geworden und 1889 ausgeschieden. Sein Anteil in Höhe von 400 000 Mark mußte vom Stammhaus übernommen werden. Drei Jahre darauf wurde auch sein Bruder Jakob arbeitsmüde. Lange briefliche Verhandlungen mit seinem Onkel und Schwager führten nicht zum Ziel, und so entschloß sich dieser, die Leitung des schwierigen Unternehmens seinem vierten Sohn Gustav anzuvertrauen. – Die älteste Tochtergesellschaft der Gasmotorenfabrik, das Haus Langen & Wolf in Wien, kam in diesen Jahren mit seiner kleinen Eigenfabrikation und seinem wenig ergiebigen Hinterland aus den Verlusten nicht heraus, zumal nachdem das italienische Verkaufsgebiet durch Gründung einer Tochtergesellschaft in Mailand abgetrennt worden war. – Die wertvolle Bronzefigur, welche die „Compagnie des Moteurs à gas“ in Paris ihrem geistigen Vater als Jubiläumsgeschenk dargebracht hatte, stand in schreiendem Gegensatz zum inneren Gehalt des Unternehmens, das – seit Jahren notleidend – unter den Mehrheits-einfluß Pariser Finanziers geraten war. Zwei Jahre darauf mußte Eugen Langen für das schöne Geschenk insofern noch selbst aufkommen, als er genötigt war, gemeinsam mit seinen Kölner Freunden die Aktienmehrheit der Firma zurückzukaufen. Er hoffte noch immer auf eine Rettung des Unternehmens mit Hilfe einer neuen Direktion. Aber auch dieser Versuch mißglückte, und Eugen Langen mußte zu seiner und

seiner Freunde Entlastung den Besitz an Aktien dieses unheilbaren Sorgenkinde auf das Deutzer Unternehmen übertragen, das dann den Bilanzwert dieser Stücke im Lauf der Jahre aus eignen Fabrikationsgewinnen abschreiben mußte, ein für Eugen Langens Selbstgefühl recht niederdrückender Vorgang! Durch alle diese Aderlasse wurden die Finanzen des Stammhauses fühlbar betroffen. Im Jahre 1890 mußte man zur Verdopplung des Aktienkapitals von 3 auf 6 Millionen schreiten. Damit war aber der Geldbedarf nur vorübergehend gedeckt. Im Sommer 1893 mußten 2 Millionen Mark Obligationen aufgenommen und von Schaaffhausen begeben werden. Im Winter desselben Jahres erging der Beschluß einer nochmaligen Kapitalvermehrung, diesmal von 6 auf 7,2 Millionen; mehr konnte man der Familie nicht zumuten, die ja damals noch durch Namensaktien an das Unternehmen gebunden war. – Entsprechend der Verwässerung des Kapitals sanken die Dividenden: 1890/91 auf 13,5 Prozent, 1891/92 auf 9 Prozent. Im Jahre 1892/93 glaubte man an eine dauernde Besserung der Erträge und erhöhte die Dividende auf 10 Prozent, aber im nächsten Jahre fiel man wieder auf 7½ Prozent zurück. Unter diesen Verhältnissen hielt es Eugen Langen für unbillig, den Aktienbesitz im Kreise der Familien Langen, Otto und Pfeifer gebunden zu halten. Die Aktien wurden auf den Inhaber abgestellt und durch Schaaffhausen zu wenig befriedigenden Bedingungen an der Börse eingeführt. Zu den Sorgen auf der Kapitaleseite kamen nun auch solche auf der Personalseite. Hermann Schumm erkrankte an einem Nierenleiden. Seine Entlastung wurde von Eugen Langen mit liebevoller Sorge und Umsicht betrieben. Ganz konnte sie nur gelingen, wenn eine starke Persönlichkeit von technischer Vorbildung zugezogen werden konnte. Nach langem Suchen hatte man schließlich in Willy Andreae, einem tüchtigen Ingenieur aus befreundeter Familie, die geeignete Person gefunden. Er sollte im Frühjahr 1895 in Deutz eintreten; da wurde er in den Weihnachtstagen 1894 von einer tödlichen Krankheit dahingerafft. –

Um diese Zeit kreuzten sich noch einmal Eugen Langens Wege mit denen seines ehemaligen Mitarbeiters Gottlieb Daimler. Die Daimlermotorenwerke in Cannstatt waren in Geldklemme geraten, und ihre Aktienmehrheit war von Langens Freunde Duttonhofer erworben worden. Dieser bot eine Fusion mit Deutz an. Doch wurde dieser Vorschlag auf den Rat von Hermann Schumm im Aufsichtsrat von Deutz abgelehnt. Vielleicht war die Schwäche der Deutzer Finanzlage mitentscheidend für diesen heute schwer verständlichen Beschluß. –

Der A. Schaaffhausensche Bankverein gab seinem Vorsitzenden in diesen Jahren auch manche aufreibende Arbeit. Hier ist vor allem Eugen Langens undankbare, schließlich aber doch erfolgreiche Arbeit als Vorsitzender des Hoerder Bergwerks- und Hüttenvereins zu nennen. Dies bereits seit den fünfziger Jahren vom Bankverein betreute Unternehmen war schon einmal Mitte der achtziger Jahre durch Ausgabe von Vorzugsaktien saniert worden, wobei den Vertretern der Banken im Aufsichtsrat der Vorwurf der eigensüchtigen Wahrnehmung ihrer Belange zum Schaden der Gesellschaft nicht erspart geblieben war. 1891 war das Unternehmen schon wieder stützungsbedürftig. Das schlimmste aber war, daß auf Anzeige eines Aktionärs der Vorstand entlassen und wegen widerrechtlicher Bereicherung zu Lasten der Firma verklagt werden mußte. Eugen Langen griff mit bekannter Tatkraft durch. Mit einigen Freunden sprang er dem Unternehmen mit persönlichen Krediten bei. Vor allem sorgte er für eine alsbaldige Neubesetzung des Vorstandes mit tüchtigen Kräften. Die Maßnahmen hatten Erfolg. Das große Hüttenwerk war in wenigen Jahren wieder im Verdienen. Schaaffhausen konnte ohne Gefahr seinen Kredit auf 7,5 Millionen erhöhen. Die persönlichen Darlehen konnten sichergestellt, das Gesellschaftskapital im Herbst 1893 durch Zusammenfassung der verschiedenen Aktienaushaben vereinheitlicht werden. Durch Ausgabe von 7 Millionen Obligationen wurde dann schließlich im Herbst 1894 der Geldbedarf des Unternehmens völlig befriedigt. Nach langer, nervenaufreibender Arbeit meldet Eugen Langen das gute Ergebnis stolz dem befreundeten Eisenbahnminister Thielen: „Für diese Tat habe er ihm einstmals den Doktorhut versprochen; er wolle ihn aber jetzt nicht mehr beim Worte nehmen!“

Die gesamte Geschäftspolitik von Schaaffhausen hat Eugen Langen gerade in seinen letzten Lebensjahren

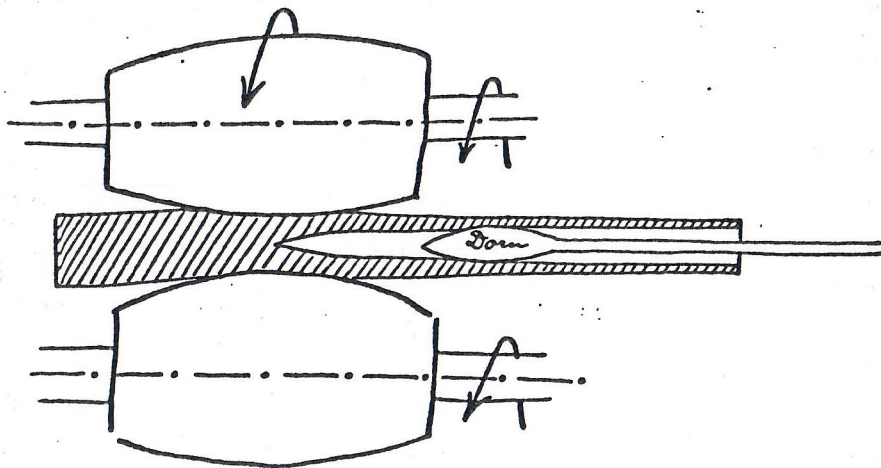
nachhaltig beeinflusst. Die angebotene Einbeziehung der Bergisch-Märkischen Bank in den Interessenkreis von Schaaffhausen lehnte er in Übereinstimmung mit dem Vorstand ab, was die Deutsche Bank ihrerseits veranlaßte, sich dieses Unternehmens anzunehmen. Den Herren der Kölner und Berliner Direktion empfahl er seitdem ein freundschaftliches Zusammengehen mit dem stärksten Gegenspieler der Deutschen Bank, der Diskontogesellschaft. Der Überfremdung des Bankvereins durch die Berliner Großbanken baute er dadurch einen Riegel vor, daß er bei den großen Kapitalvermehrungen des Bankvereins aus dem Kreise des Aufsichtsrats und befreundeter Bankleute ein Aufnahmekonsortium für die Aktien des Bankvereins gründete. Dem Ausschuß dieses Konsortiums gehörten unter anderem die Bankiers Leopold Seligmann und Levi-Hagen an. –

Nachdem durch die Gesetzgebung erleichternde Bestimmungen für den Immobilarkredit geschaffen worden waren, schritt Eugen Langen im Winter 1893 zur Begründung der Rheinisch-Westfälischen Bodenkreditbank, eines Unternehmens das bis heute auf dem einschlägigen Gebiet mit an erster Stelle steht. Auch hier dachte er wieder an das Fortkommen seiner Verwandtschaft. Er schlug seinen Neffen Walter Langen, damals Landrat des Kreises Cochem a. d. Mosel, zum Direktor vor und setzte dessen Anstellung auch kurzfristig durch. –

Das konstruktive Genie, das Eugen Langen in diesen Jahren der wachsenden Wagnisse immer wieder aufbrachte, ist bewundernswert, besonders wenn man bedenkt, daß er in dieser Zeit durch die größte Enttäuschung seines Lebens hindurch mußte. Der nächste Abschnitt läßt dies klar erkennen. –

Die Mannesmann-Röhren-Werke

Ein neuer technischer Effekt von verblüffender Einfachheit, aber durchgreifender Wirkung hatte Eugen Langens Phantasie im Herbst 1886 zur Betätigung auf einem neuen Gebiet gereizt. Durch Reuleaux hatte er Kenntnis von den Arbeiten der Herren Mannesmann in Remscheid erhalten. Ein bewährter Feilenfabrikant Mannesmann (sen.) hatte es in zäher Versuchsarbeit mit seinen Söhnen fertiggebracht, nahtlose Röhren in einem einfachen Walzverfahren aus einem rotglühenden Eisenblock herzustellen. Eugen Langen berichtet hierüber begeistert an seinen Freund Matthiessen in New York, wobei er nachstehende Skizze aufs Papier wirft:



Zwei in gleichem Drehsinn umlaufende Walzen stehen in schräger Stellung zur Mittelachse des Stahlblocks und ziehen dadurch dessen Haut nach einer Seite herunter. So entsteht ein Rohr, dessen lichte Öffnung durch einen eingeschobenen Dorn auf Maß gehalten wird.

Um mit den Erfindern in gute Fühlung zu kommen, läßt Eugen Langen alle Saiten seiner gewinnenden Freundlichkeit erklingen. Am 17. Oktober 1886 schreibt er an Reinhard Mannesmann (sen.) wie folgt:

„... Es hat mich gefreut, Ihren Herrn Sohn kennen zu lernen und zu sehen, wie warm er für seine Sache begeistert ist. Es wird mich jederzeit freuen, Jemanden von Ihrer Familie bei mir zu sehen und bitte mir zu sagen, ob ich einem Besuch entgegensehen darf...“

Der freundlichen Aufforderung des führenden Kölner Industriellen leisten die Remscheider Fabrikanten gern Folge. Anfang November erwidert Eugen Langen deren Besuch und dankt nach Rückkehr für den „überaus herzlichen und gastlichen Empfang“. Die geschäftlichen Fäden beginnen sich anzuspinnen. Für die Ausnutzung des Verfahrens in Österreich interessiert sich ein Herr Haardt in Wien. Er ist Besitzer eines kleinen Werks in Komotau (Böhmen). Die von Langen eingezogenen Auskünfte lauten gut, doch dürften die Mittel des Herrn für das geplante Unternehmen nicht ausreichen. Hier springt nun Eugen Langen mit seinen Verbindungen ein. Ende Dezember schreibt er nach Remscheid:

„... Ich sammle indeß hier meine Freunde und habe etwa 700 000 Mark feste Zusagen, würde auch leicht größere Beteiligung finden, wenn es sich um ein Unternehmen in Deutschland handelte. Indeß zweifle ich nicht auch für Österreich das ganze nötige Kapital hier zu finden, doch kann ich die Schritte dafür nicht in schneller Gangart machen. – Bis ich jedem einzelnen auseinandergesetzt habe, worum es sich handelt und bei Laien Verständnis geweckt habe, geht jedesmal eine halbe Stunde herum. Dafür wird aber auch die Gesellschaft ein ganz anderes Gesicht haben, als wenn es sich um Börsenkapital handelt...“

Auch in den Staaten zeigt sich Interesse. Matthiessen kabelet am 2. Januar 1887:

„Think have party, how about patents and contract?“

Eugen Langen rät, das Eisen zu schmieden, solange es warm ist. Zufällig fährt gerade sein Sohn Fritz mit seiner hübschen jungen Frau Therese mit der „Trave“ hinüber. Einer der jungen Herren Mannesmann (Max) fährt also mit. Inzwischen hatte Matthiessen gemeldet, was seine Freunde anlegen möchten und dabei auch Vermittlerprovision für sich beansprucht. Den Erfindern war das Gebot zu niedrig, auch glaubten sie, ohne Provision auskommen zu können. Eugen Langen rät mit Brief vom 10. Januar zum Maßhalten:

„... Sie kennen meine Ansicht über die Höhe Ihrer Forderung und ich will Ihnen auch meine Ansicht hinsichtlich einer Provision nicht vorenthalten. Dieselbe geht dahin, daß ich ein solches Ansinnen nicht für unangemessen halte. Ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, auch der ehrliche Makler!

Es wäre nun richtiger gewesen, die Frage von vornherein geschäftsmäßig zu behandeln; das ist nicht geschehen und man muß nun sehen, wie sich freundschaftlich arrangieren. – Was mich betrifft, so wissen Sie, daß ich mit Allem einverstanden und nur den Wunsch habe, daß Sie gut beraten seien und das Unternehmen bald flott gestartet werde. In der Folge werde ich aber auch solche Fragen geschäftsmäßig behandeln; es ist ja ein schöner Sport, für eine schneidige Erfindung einzutreten, wenn aber stundenlang Auseinandersetzungen, Korrespondenzen, Telegramme und Reisen dazu kommen, dann wird der Sport zum Geschäft. –

Nun lassen Sie sich ob all diesen Dingen keine grauen Haare wachsen, sondern sorgen Sie, vor allen Dingen, daß Sie das Haus unter Dach bringen...“

Das amerikanische Geschäft kam damals nicht zustande, dagegen verhandelte Eugen Langen weiter wegen des Unternehmens in Böhmen und des dortigen Eintritts seines Sohnes Gustav. Hierzu nachstehendes Schreiben vom Juli 1887:

„... Ich habe demnächst von Ihnen zu hören, ob für die von mir vorgeschlagene neue Grundlage für das österreichische Unternehmen sich einflußreiche Freunde auf österreichischem Boden gefunden haben. Es kam mir der Gedanke, ob es nicht angängig sei, das österreichische Unternehmen als Privatunternehmen Ihres und meines Sohnes aufzufassen, und

für dasselbe dann Kommanditbeteiligung in der eventl. erforderlichen Höhe zu suchen. Ich kann mir kaum denken, daß für einen guten Anfang ein erheblich größeres Kapital erforderlich ist, als welches ich beizutragen beabsichtige; ich glaube aber, daß die Entwicklung des Unternehmens wesentlich gefördert wird, wenn man eine angesehene Finanzkraft Österreichs mit zu interessieren vermag. Nach meiner Idee würden also unsere beiden Söhne die persönlich haftenden Teilhaber, ein Kommanditvertrag wäre zu schließen mit ein oder zwei Österreichern, welcher Vertrag etwa mit zehnjähriger Dauer vorzusehen, nach Ablauf dieser zehn Jahre gekündigt oder fortgesetzt werden könnte. Ist die Sache so gut, wie wir hoffen, dann würden auf solche Weise unsere Söhne mit der Zeit wieder alleinige Inhaber des Geschäftes werden, und die gewiß Ihnen wie mir unsympathische Form der Aktiengesellschaft wäre vermieden...."

Dieser gesunde Gedanke fand leider nicht die Zustimmung der Remscheider Familie. Seine Annahme hätte vielleicht späteres Unglück verhindert. Statt dessen kam es zur Gründung einer Aktiengesellschaft, in der dann die Erfinder und die verschiedenen Gruppen der Geldgeber um den maßgebenden Einfluß rangen, und das zu einer Zeit, wo die Erfindung selbst zur industriellen Nutzung noch gar nicht herangereift war. Durch Reuleaux' eifrige Werbung hatten sich nämlich in diesen Tagen neue Interessenten eingefunden, voran das Haus Siemens. Friedrich Siemens (Dresden) sprang mit einer Beteiligung von 260 000 Gulden bei Komotau ein, wobei er den Syndikus des Berliner Hauses, Herrn Dr. Rosenthal zur Hälfte unterbeteiligte, ohne hiervon Eugen Langen zu verständigen, der mit diesem Herrn aus der Zeit der früheren Tätigkeit als Bürgermeister der Kölner Stadtverwaltung auf recht gespanntem Fuße stand. Den gleichen Betrag hatte Eugen Langen gezeichnet. Das Einbringen des Herrn Haardt war mit 280 000 Gulden bewertet worden. Eine volle Million erhielten die Erfinder in Freiakten, so daß noch 200 000 Gulden für die Abgabe von Aktien an österreichische Kapitalisten (bei einem Gesamtkapital der Gesellschaft von 2 Millionen Gulden) frei blieben. Inzwischen hatte auch Werner Siemens in Berlin Meinung für die Sache bekommen. Am 11. Mai 1887 schreibt er an seinen Bruder Friedrich:

„Reuleaux brachte mir neulich Proben der Mannesmannschen gewalzten Röhren aus Stahl, Messing und Kupfer, die brillant aussehen. Er beschrieb mir auch die Walzmethode, die wirklich sehr genial ist... Es ist eine wahre Revolution des Walzwesens, und wenn Du billigen Stahl auf Deine Methode produzierst, so wird der Stahl künftig vollständig die Welt beherrschen!...“

Reuleaux wird am 18. Mai gebeten, den Herren Siemens die Mannesmann-Lizenz für England zu vermitteln, wo man im Begriff stand, das Stahlwerk Landore aus der Hinterlassenschaft des verstorbenen Bruders William anzusteigern. Am 9. Juni huldigt Werner Siemens dem Erfinder Reinhard Mannesmann (sen.) mit folgenden Worten:

„...Es ist mir ein wahrer Genuß, die geistreiche und großartige Erfindung Ihrer Söhne, welche dem Namen Mannesmann für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der industriellen Entwicklung sichert, näher kennen zu lernen, und es soll mich freuen, wenn dies zu einer dauernden geschäftlichen Verbindung führen wird...“

Diese Verbindung kam dann auch bald in der Form eines Lizenzabkommens für England zustande. Auch rät Werner Siemens seinem Bruder Friedrich, die noch freien Aktien (200 000 Gulden) zu übernehmen. Darüber kam es mit Eugen Langen zu längeren Verhandlungen. Schließlich einigte man sich dahin, daß jeder die Hälfte dieses Pakets übernahm. Es ist recht interessant, daß bei dieser Gelegenheit Eugen Langen den Versuch gemacht hatte, sämtliche Komotauaktien der Siemensgruppe zurückzukaufen, um sie in die Hände des zukünftigen Schwiegervaters seines Sohnes Gustav, des Herrn Kommerzienrat Heye in Düsseldorf, zu bringen.

Mittlerweile hatte man in Komotau mit dem Ausbau des Werkes begonnen. Alfred Mannesmann und Gustav Langen übernahmen die örtliche Leitung. Sie mußten sich recht bald damit abfinden, daß keine Neuheit ohne Kinderkrankheiten zur Lebensfähigkeit heranreift. Das Werk sollte im Frühjahr 1888 betriebsfertig sein. Im Juli des Jahres war es aber noch nicht in regelmäßigem Gang. Eugen Langen schreibt dieserhalb an Reinhard Mannesmann (jun.) wie folgt:

„...Bei dieser Gelegenheit möchte ich nochmals auf meinen Ihnen früher schon geäußerten Gedankengang zurückkommen, ob wir nicht in Komotau uns bemühen sollten, mit irgend einer Straße in regelmäßigen Betrieb zu kommen zur Herstellung von Röhren für gewöhnliche untergeordnete Zwecke, wie Gas- und Wasserleitung... Ich wünsche durchaus nicht, daß die höheren Ziele unserer Arbeit aus dem Auge gelassen werden; es geht mir aber darum, möglichst bald des Segens eines wirklichen Betriebes teilhaftig zu werden, selbst wenn derselbe für den Anfang einen geringen Überschuß ergeben sollte...“

Mit der Bearbeitung der Satzungen hatte man einen Wiener und einen Kölner Juristen beauftragt. Ihre Arbeit wollte gar nicht so recht vom Fleck kommen, denn die Instruktionen der Aktionäre liefen auseinander. Vertraglich stand die Mehrheit im Aufsichtsrat und damit die Stelle des ersten Vorsitzenden den Geldgebern zu. Jetzt suchten die Erfinder den Einfluß des Vorsitzenden durch einen von der Hauptversammlung zu wählenden „Delegierten des Aufsichtsrats“ zu blockieren. Eugen Langen mußte deutlich werden. Er tat dies am 14. Juli 1888 mit nachstehendem Schreiben an Reinhard Mannesmann (jun.):

„...Mein Verlangen geht somit dahin, daß sowohl die Mitglieder des Vorstandes, also die Direktion, ebenso wie der Delegierte des Aufsichtsrats von dem Kollegium des Aufsichtsrats gewählt und deren Funktionen präzisiert werden. Da diese Bestimmung übereinstimmt mit unsern bisherigen mündlichen und schriftlichen Abmachungen, so darf ich wohl hoffen, daß Sie an diesen festhaltend dem Dr. G. in gleichem Sinne bereit sind Anweisung zu erteilen. Dringlich ist aber nun die Angelegenheit in höchstem Maße, denn es ist doch sehr wünschenswert, daß bald geordnete Verhältnisse in unserer Gesellschaft geschaffen werden...“

Das half! Die Juristen brachten die Satzungen in diesem Sinn zustande. Aber noch ehe sie der Hauptversammlung vorgelegt werden konnten, ging schon das Geld zu Ende. Hierzu folgende sorgenvolle Zeilen Eugen Langens vom Ende Dezember 1888 an seinen Sohn Gustav:

„...Was Du mir bezüglich der dortigen Arbeit mitteilst, ist ja ganz erfreulich, soweit daraus hervorgeht, daß viele Hände arbeiten; es wäre mir aber auch sehr angenehm, einmal zu hören, welche Erfolge Ihr mit der Arbeit habt, resp. was Ihr dann eigentlich fertig macht und wann Ihr glaubt, mit dem Walzen in einen regelrechten Betrieb zu kommen. Das Geld ist alle, und die Sache wird brenzlich...“

Bei der konstituierenden Versammlung im Februar 1889 mußte man schon eine Erhöhung des Gesellschaftskapitals auf 3 Millionen Gulden ins Auge fassen. Die Hälfte der Kapitalsvermehrung ging auch diesmal wieder in Freiakten an die Herren Mannesmann, so daß die Mittel der Gesellschaft tatsächlich nur um 500 000 Gulden aufgefrischt wurden.

Im Anschluß an die Hauptversammlung wurde Eugen Langens führende Stellung im Unternehmen durch seine Wahl zum ersten Vorsitzenden anerkannt. Daß sie aber schon damals durch ständige unmittelbare Eingriffe der Erfinder und der übrigen Geldgeber geschwächt war, geht aus nachstehender Anweisung hervor, die er bei Antritt seines Amtes zu erlassen für notwendig hielt:

„Da ich die Stellung als Vorsitzender des Verwaltungsrats angenommen habe, so ersuche ich die Mitglieder der Direktion für die Folge in allen den Verwaltungsrat betreffenden Fragen sich stets und direkt an mich zu wenden...“

Während man sich in Komotau mit der unfertigen Erfindung abmühte, war bei Werner Siemens in Berlin die gute Meinung über die Mannesmannsache in ständigem Steigen. Die Herren Mannesmann hatten gerade ihre Ausführungsrechte für das Saargebiet nach Bous vergeben. Dr. Rosenthal machte nun Anfang März 1889 den Gebrüder Mannesmann den Vorschlag, dieses Röhrenwerk zurückzukaufen. Er bespricht sich dieserhalb mit Eugen Langen und dieser nimmt die Sache, vielleicht in etwas anderem Sinne, als Dr. Rosenthal das gewünscht hatte, in die Hand. Er setzt sich sogleich mit seinem Freund Duttenhofer in Rottweil in Verbindung und unterrichtet Werner Siemens unter dem 9. März 1889:

„...Der Rückkauf des Mannesmannröhrenwalzwerks in Bous scheint zu geingen. Ich habe veranlaßt, daß die mächtige Gruppe (mächtig durch ihren Einfluß in den Kriegsmysterien fast aller europäischen Staaten) der deutschen Pulverfabriken, sich für die Sache interessiert und eine starke Beteiligung nimmt...“

Wenige Wochen darauf sucht er auch seinen Freund Matthiessen in New York wieder für die Sache zu interessieren:

„... Entweder das Verfahren zeigt noch unerwartete Mängel im Produkt, oder es ist zu einer ganz großartigen Entwicklung berufen. Ich habe einen guten Posten meines Vermögens darin stecken und glaube keinen Fehlgriff getan zu haben...“

Die geringen Erfolge des Jahres 1889 haben aber dann seine gute Meinung vom Stand der Sache stark herabgestimmt. Man lese nur seine Antwort auf einen Neujahrsglückwunsch von Reinhard Mannesmann (jun.), geschrieben am 14. Januar 1890:

„... Diesesmal haben Sie meine Erwartungen übertroffen, denn ich habe nicht geglaubt, daß Sie in Landore im alten Jahre noch würden in Betrieb kommen. Auch acceptiere ich mit Freuden Ihr Neujahrsgeschenk, bestehend in der Meldung tatsächlich großen Fortschritts. Als solchen bezeichne ich ganz besonders die Möglichkeit, die gewöhnlichen Röhren zu marktgängigen Preisen gleich vorteilhaft mindestens wie alte Werke fabrizieren zu können. Gelingt dies, dann hat man einen Arbeitsstock und kann mit Ruhe neben der glatten lukrativen Tagesarbeit alle die Sachen machen, welche andere Leute überhaupt nicht herstellen können.

Wenn nun auch in Komotau Fortschritte in der Fabrikation der glatten Rohre gemacht worden sind, so zeigen doch die letzten Monatsausweise, daß wir leider dort noch nicht diesen Stand erreicht haben. Die ganze Situation von Komotau macht mir deshalb recht viel Sorge. Weder Chili-Rohre noch Mantelrohre fabrizieren sich glatt, denn sonst müßte mehr fertig werden. Wir geraten immer tiefer in Schulden und das in letzter Verwaltungsratssitzung vorgestreckte Programm wird allem Anschein nach nicht erfüllt... Es tut mir sehr leid, daß ich auf Ihren frohen Ausblick in das Neue Jahr Ihnen mit Besorgnisbildern antworten muß; solange aber die industrielle Arbeit sich nicht mit Ruhe und der Sicherheit, wenn auch nur ganz bescheidenen Verdienstes sich vollzieht, sind die bis zum Wendepunkt noch zu bringenden Opfer gar nicht zu schätzen... Ich weiß mein werter Herr Reinhard, daß Sie mich nicht mißverstehen; daß meine Worte keine persönliche Spitze gegen Sie oder Ihre Brüder haben, davon sind Sie ja überzeugt, aber anders wie in den nun abgelaufenen beiden Jahren muß es in dem nun begonnenen recht bald werden...“

Diese sorgenvollen Äußerungen stehen im krassen Gegensatz zu dem, was Werner Siemens wenige Tage vorher (am 26. Dezember 1889) an seinen Bruder Karl nach Petersburg schrieb:

„... Die Sache entwickelt sich technisch sehr gut und vielversprechend, und ich möchte England ganz für uns reservieren... In Komotau und Remscheid wird sehr gut gearbeitet. Kurz, die Aussichten sind sehr gut – obschon nur der halbe Gewinn in unsere Tasche geht! Doch die Mannesänner sind nicht nur gute Erfinder, sondern auch ausgezeichnete Techniker und Leiter und verdienen dadurch die Hälfte!...“

Werner Siemens hat über Jahresfrist dann selbst zugeben müssen, daß er mit diesem Urteil die Fähigkeiten der Herren doch weit überschätzt habe. Hier sah der in der Eisenindustrie seit früher Jugend erfahrene Eugen Langen doch wohl klarer. Trotzdem mußte dieser den nun einsetzenden „Gründerboom“ wohl oder übel mitmachen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, daß ihm die Geldanforderungen von Komotau über den Kopf wuchsen. Aus diesem Grunde war er auch in den letzten Monaten dauernd an der Arbeit, um die Inhaber der drei Werke Remscheid, Bous und Komotau unter einen Hut zu bringen. Dieserhalb schreibt er am 17. April 1890 an Werner Siemens:

„Hochgeehrter Herr und Freund! Im Laufe der kommenden Woche wird jedenfalls eine Versammlung der Interessenten von Bous hier stattfinden, in welcher die Herren Mannesmann auch bestimmt formulierte Vorschläge für eine eventl. Fusion, zunächst von Bous und Remscheid, des weiteren auch mit Komotau machen werden. Ich hoffe, daß wir dann die Ehre haben werden, Sie und Ihren Herrn Bruder bei uns zu sehen, oder daß Sie im Fall der Behinderung Ihre Wünsche durch Ihren Vertreter Herrn Rosenthal zum Ausdruck bringen. Die Sachlage ist zu dringlich, um langen Aufschub zu vertragen...“

In diesen Tagen hatte nun gerade Reuleaux in Berlin mit unnachahmlicher Geschicklichkeit die Werbetrommel für die Erfindung geschlagen. Vater Mannesmann weilte in Berlin um dem Triumph der Familie bei der anstehenden Wiederholung des Reuleauxschen Vortrages beizuwohnen. Zur Abendtafel waren sie

bei Werner Siemens eingeladen. Dieser hatte also die Fäden in der Hand und nutzte sie ganz in seinem Sinne. Obigen Brief Eugen Langens schickt er mit folgendem Vermerk an seinen Bruder Friedrich, der gerade an der Lahn sein neues Eisengewinnungsverfahren erprobte:

„... Ich habe geantwortet, daß wir über die Fusionierung mit ihm ganz einverstanden wären, daß ich aber nicht nach Köln kommen würde. Vielleicht gingst Du von Elisenhütte hinüber, und jedenfalls würde Dr. Rosenthal erscheinen. Ich will suchen, mit den Mannesmanns schon eine Grundlage zu gewinnen. Georg ist leider noch nicht von Paris zurück...“

Die Grundlage, die er mit den Erfindern vorbereitete, reifte schnell heran. Sie fand die Zustimmung des inzwischen zurückgekehrten Veters Dr. Georg Siemens, des damaligen ersten Direktors der Deutschen Bank. Nach mehrtägigen Verhandlungen in den Räumen dieser Bank kam dann das große Geschäft zustande: Sämtliche Mannesmannwerke des Kontinents wurden in einer Aktiengesellschaft zusammengefaßt, die mit einem Aktienkapital von 35 Millionen ausgestattet werden sollte. Die Wünsche der Erfinder hatten – sehr zum Schaden der Gesellschaft – volle Berücksichtigung gefunden. Sie erhielten neben 17,5 Millionen Freiakten auch die Generaldirektion des Unternehmens, die alsbald ihren Sitz in Berlin nahm und von den Söhnen Reinhard und Max wahrgenommen wurde. –

Die Teilnehmer dieser entscheidenden Tagung hatten es übernommen, ihre Freunde sofort zu verständigen und ihre Zustimmung zum Fusionsplan zu gewinnen. So schreibt Eugen Langen zum Beispiel unter dem 2. Mai 1890 an Herrn Haardt nach Wien:

„... Wenn auch die Bedingungen für die Herren Mannesmann überaus günstige sind, so habe ich doch dazu ja gesagt, weil ich die Finanzsorgen für Komotau nicht länger empfinden mochte. Ich hätte allerdings lieber noch einige Wochen oder selbst Monate mit der Aktion gewartet, welche nun durch die besonders von Ihnen gewünschten öffentlichen Vorträge schneller herbeigeführt wurde. Regierungs- und Finanzkreise in Berlin sind elektrisiert und wenn auch diese Stimmung unbedingt mußte ausgenutzt werden, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß gerade durch diese Stimmung die Verhandlungen mit den Herrn Erfindern nicht erleichtert wurden...“

Wenige Tage darauf verständigt er auch seinen Sohn Gustav:

„... Ich verkenne nicht, daß Du bei dieser Umgestaltung mit Alfred Mannesmann als Betriebsführer unter die Generaldirektion in Berlin zu stehen kommst, mache Dich auch gleich darauf aufmerksam, hoffe und wünsche indeß, daß dies für Dich kein Hindernis ist, Deinen Posten mit der gleichen Liebe fortzuführen... Bei allen Schattenseiten, welche diese Organisation haben kann, hat sie doch für mich das angenehme, daß ich der finanziellen Sorge zunächst überhoben bin, und das wird für mich und auch für Dich bestimmend sein, um das Projekt nach Kräften fördern zu helfen...“

Die Umgründung hatte Eugen Langens Stellung zu den Mannesmannunternehmen völlig geändert. Werner Siemens übernahm den Vorsitz, Reinhard Mannesmann (sen.) wurde erster, Langen zweiter Stellvertreter. Unmittelbare Einwirkung auf die Geschäftsführung hatte er nur noch in verschwindendem Maße. Dabei war er mit einer Beteiligung von rund einer Million Mark einer der stärksten Geldgeber der neuen Gesellschaft. Mit besonderen Sorgen sah er der Geschäftsführung durch die Herren Mannesmann entgegen. Hier konnte er aber nur helfend eingreifen, wenn er über die Geschäftsvorgänge unterrichtet blieb. Daran ließen es aber die allmächtigen Erfinder nun völlig fehlen. Es kam hinzu, daß auch die Stellung seines Sohnes in Komotau unter den neuen Verhältnissen sehr bald unhaltbar wurde. So stellte er schon nach 1½jährigem Bestand der „Deutsch-Osterreichischen Mannesmannröhren-Werke“ im November 1891 sein Aufsichtsratsmandat zur Verfügung. Werner Siemens erhielt unter anderem folgende Begründung:

„... Vor allem muß ich darauf bedacht sein, solche Posten niederzulegen, bei welchen ich die Tragweite meiner Verantwortlichkeit nicht zu übersehen vermag...“

und den Herren Mannesmann schreibt er tags darauf:

„... Der zunächst liegende Grund ist der, daß ich mit solchen Funktionen, die nicht mit meinen nächsten Pflichten zusammenhängen überhäuft bin und im Interesse meiner Gesundheit mein Arbeitsfeld einschränken muß. Die heutige

weitverzweigte Organisation des dortigen Unternehmens macht mir den Überblick über den Geschäftsgang und damit auch über die Tragweite meiner Pflichten als Mitglied des Aufsichtsrats-Kollegiums unmöglich...

Aufsichtsrat sowohl wie Vorstand glaubten dem Wunsche Eugen Langens keine Folge geben zu können. Durch ein von allen Herren persönlich unterzeichnetes Schriftstück wurde Eugen Langen gebeten, seinen Wunsch fallen zu lassen. Er kam dieser einstimmig geäußerten Bitte, wenn auch widerstrebend, nach. Es sollte sich bald zeigen, daß seine starke Hand unter den völlig verfahrenen Verhältnissen nicht entbehrt werden konnte.

Im Winter 1892 starb Werner Siemens. Wer sollte sein Nachfolger werden? Die Herren Mannesmann waren davon überzeugt, daß sie keinen besseren als Eugen Langen für dieses dornenvolle Amt finden konnten. Sie suchten seine Zustimmung. Das veranlaßte Eugen Langen am 12. Dezember zu folgendem Schreiben:

„Werte Herren! Ich habe mir überlegt, was Sie bezüglich der Übernahme des ersten Vorsitzenden bei unserer Gesellschaft als Ihren dringenden Wunsch äußerten, und ich will durchaus nicht die Stichhaltigkeit Ihrer Gründe bestreiten; ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen schon oft mündlich sagte, daß es für mich ein ungeheures Opfer ist, welches ich der Sache und Ihnen persönlich bringe.

Daß Sie mit Recht großen Wert darauf legen erkenne ich an; ich kann mich aber nicht bestimmt darüber erklären, solange ich nicht weiß, wie die Herren im Aufsichtsrat darüber denken, insbesondere, ob Herr von der Heydt bereit ist, als erster stellvertretender Vorsitzender einzutreten und gewillt ist, bei meinem zweifellos häufigen Nichterscheinen für mich die Mühe und Arbeit und die laufende Kontrolle zu übernehmen. Ich mache dies zur ausdrücklichen Bedingung und wünsche, daß der Antrag der Übernahme des ersten Präsidentenpostens von Herrn von der Heydt ausgehe und von ihm mir ausgesprochen werde; ich kann dann Herrn von der Heydt meine Bedingungen machen.

Des weiteren müßten nicht nur die Statuten die Möglichkeit geben, daß die Aufsichtsratssitzungen auch in Köln abgehalten werden können, sondern es müßte auch das Kollegium des Aufsichtsrats mit einer solchen Disposition sich einverstanden erklären. Begründet wird ja eine solche Maßregel schon durch den Umstand, daß der Schwerpunkt der deutschen Arbeit am Rhein liegt, und mit der Zeit wird das Berliner Büro doch lediglich ein Centralverkaufsbüro werden.

Daß Sie von Ihren Freiaktien für den Fall meines Eintritts ins Präsidium weitere 2 Millionen wollen zur Verfügung stellen, erkenne ich gerne als eine Erleichterung meines Entschlusses an, glaube aber auch, daß in der Folge bei einer ganz realen Aufmachung unserer Bilanz zur absoluten Sanierung unseres Unternehmens eine solche Maßregel gerechtfertigt erscheint.

Herr von der Heydt ist zur Zeit in Elberfeld; Sie können ihn somit leicht erreichen und gegebenen Falles veranlassen, mir einige Zeilen zu schreiben, auf welche ich ihm sofort meine Antwort werde zugehen lassen.

Mit freundschaftlicher Begrüßung

Eugen Langen.“

Wie die Dinge nun weiter verliefen, ist leider aus den Akten nicht zu erkennen. Jedenfalls wissen wir, daß Eugen Langens Wahl zum ersten Vorsitzenden nicht zustande kam. Vielleicht war der Vorsitzende des A. Schaaffhausenschen Bankvereins und der Schuckert-Gesellschaft der Deutschen Bank, wie der Siemensgruppe nicht genehm. Karl von der Heydt wurde statt Langen erster Vorsitzender. Tatsächlich ruhte aber die Arbeit der nächsten Jahre zum größten Teil auf den ohnehin überlasteten Schultern Eugen Langens. Er hatte sich nämlich im Hinblick auf sein ideelles und materielles Interesse an der Mannesmannsache dazu bereit gefunden, die tatsächliche Überwachung der Werke dadurch in die Hand zu nehmen, daß er den Vorsitz einer aus dem Aufsichtsrat berufenen siebenköpfigen „Betriebskommission“ übernahm, die nach seinen Vorschlägen zusammengesetzt wurde und nun durch Werksbesichtigungen vorhandene Schäden aufdeckte und dann durch unmittelbare Anweisungen an die Betriebe den Versuch machte, das notleidende Unternehmen von innen her zu gesunden. Daß auf diesem Wege die von den Herren Mannesmann geführte Generaldirektion in Berlin sehr bald ausgeschaltet sein würde, lag auf der Hand. Im Herbst 1893 war es soweit, daß sich beide Herren Mannesmann von ihrem Amt zurückzogen. Damit war der Kampf

zwischen Erfindern und Geldgebern im besten Zuge. Eugen Langen machte noch einmal Anfang Januar 1894 einen letzten Versuch. Er schreibt unter dem 6. Januar an Max Mannesmann als dem unnachgiebigen Vertreter überspannter Ansprüche das Folgende:

„Ihre freundlichen Wünsche für das neue Jahr erwidere ich bestens und werde mich freuen, wenn dieselben sich bei-
derseits auch in unseren geschäftlichen Unternehmen erfüllen... Wie Sie sich wegen der früheren Hergabe der 2 Millionen Aktien verhalten wollen, muß ich Ihnen anheimgen. Allerdings kann ich nicht verschweigen, daß meine Sympathien für Ihre Person nahe an dem Wendepunkt sind. Die Million, welche ich mit Bewußtsein in Ihrem Unternehmen riskierte, schmerzt mich dabei nicht, wohl aber das andere Bewußtsein, daß ich zur Ehrenrettung der Sache vergeblich gegen geistigen Hochmut kämpfe. Ich wünsche Ihnen bessere Einsicht ehe es zu spät ist eine Katastrophe eintritt, vor welcher ich heute zum letzten Mal warne, Ihnen auch anheimgen, meine heutigen Zeilen Ihrem verehrten Herrn Vater vorzulegen, damit er den Ernst der Situation kennen lerne. Wünscht derselbe persönliche Rücksprache mit mir, so stehe ich zu seiner Verfügung leider ist's bis zur letzten Generalversammlung zu spät...“

Am 17. Januar folgt dann ein Brief an Vater Reinhard Mannesmann:

„Sie wissen mit welcher Wärme und Ausdauer ich unserm gemeinsamen Unternehmen den Deutsch-Oesterreichischen Mannesmannröhren-Werken zur Seite stehe; ich darf deshalb wohl für mich die Berechtigung in Anspruch nehmen, Sie um eine Unterredung über das zukünftige Wohl der Gesellschaft und die damit untrennbar verbundene Ehre Ihres Namens zu bitten.

Ich gebe dieser Bitte auf Wunsch des Herrn Ernst Frohn Ausdruck, welcher mich gebeten hat, in diesem Sinne an Sie zu schreiben, und sich bereit erklärt hat, einer Unterredung beizuwohnen...“

Die Unterredung kam am 29. Januar in Remscheid zustande und verlief ergebnislos.

Eugen Langens tragische Stellung in diesem aufreibenden Abschnitt seines Berufslebens liegt offen zutage. Als überzeugter Freund und guter Kamerad aller Berufskollegen, die das industrielle Ausbringen auf dem Wege über wertvolle Neuschöpfungen zu steigern versuchten, stand er hier bis zu seinem frühen Lebensende einer völlig hoffnungslosen Lage gegenüber. Die Erfinder, denen er selbst das Sprungbrett gelegt, blockierten alle Versuche zur durchgreifenden Gesundung des übergründeten Unternehmens. Das konnte auch nicht ohne Rückwirkung auf seinen eignen industriellen Ruf bleiben. Machtlos gegenüber dem Spiel der Kräfte, zehrten Schmerz und Erbitterung über die erlittene Unbill an seinen gequälten Nerven. Die Mannesmannsache war tatsächlich ein Nagel zu seinem Sarge!

Im Land der Pharaonen

Mitte Januar 1892 dankte Eugen Langen dem leitenden Teilhaber von Schuckert & Co., Alexander Wacker, mit folgenden Worten für seine Neujahrswünsche:

„Für Ihren freundlichen Brief vom 12. d. M... sage ich besten Dank. Auch nicht minder für die darin ausgesprochenen Wünsche. Sie sind trotz aller Plagen und Mühen doch ein beneidenswerter Mensch, denn Sie können und dürfen Ihre ganze Kraft auf ein Unternehmen konzentrieren; daß ich an dem Gegenteil leide, wissen Sie und denken vielleicht, daß sei meine eigene Schuld, ohne dabei den historischen Zusammenhang zu kennen. — Doch wozu solche Betrachtungen — ich weiß, daß unser gemeinsames Unternehmen mir keine Sorgen bereiten wird, auch ohne daß Sie mir's versichern und will mich auch bemühen, so vernünftig zu sein, einzusehen, daß ich überhaupt viel mehr Grund zur Zufriedenheit als zur Unzufriedenheit habe, dann wird auch der unausbleibliche Hoffjungenärger mich auch nicht mehr so anfechten, wie dies leider im letzten Jahre (Hoerde!) der Fall war... (es folgen Mitteilungen über den scharfen Wettbewerb zwischen den Firmen Schuckert und Siemens & Halske) ... gelegentlich mündlich darüber, die Geschichte ist für einen Brief zu lang. Diese Gelegenheit zu mündlicher Unterhaltung dürfte allerdings nicht sobald, wie Sie mir freundlichst in Aussicht stellen, sich bieten, denn ich reise mit 3 Töchtern, Sohn, Schwiegertochter und einem Neffen am Mittwoch früh nach dem Nil! Zwei Monate werden rite verbummelt! Sie sehen, ich fange das Jahr gut an und stärke mich schon auf das Engadin! Wenn es nur wahr würde!

* Alljährlicher Treffpunkt der beiden Herren.

Hat Schuckert im Pharaonenland einen Vertreter, dann bitte teilen Sie mir dessen Namen mit unter der Adresse Shephards Hotel, Cairo.— Nun leben Sie wohl, mein verehrter Freund und raisonnieren Sie nicht zu viel

über Ihren ergebenen
Eugen Langen.

Meinen Gruß an Ihre Frau und an Herrn Schuckert!"

So ganz zweck- und ziellos war diese Ägyptenreise schließlich doch nicht. Eugen Langen nahm vielmehr den Auftrag des „Antisklaverei-Komités“ mit, drunten mit Hermann von Wißmann wegen Überführung eines Dampfbootes auf den Tanganikasee zu verhandeln. Das Boot lag zerlegt und wohlverpackt in Bagamojo an der ostafrikanischen Küste. Wißmann selbst weilte damals nach erfolgreicher Niederwerfung des Sklavenhändleraufstandes zu seiner Erholung in Ägypten. Gelegentlich einer festlichen Kolonialtagung in Köln, bei der Wißmann auch Gast in der „Von Werthstraße“ gewesen war, hatten die beiden Männer sich kennen und schätzen gelernt. Jetzt sollte Eugen Langen mit dem großen Afrikaner die Einzelheiten der geplanten Expedition bereden und im geschäftlichen Teil klären. In Luxor traf man an Bord der von Langen gecharterten Dahabie zusammen und fuhr bis zum ersten Katarakt den Nil hinauf. Das Geschäftliche war bald befriedigend geklärt. In den kühleren Abendstunden fand man sich dann zu behaglicher Geselligkeit zusammen. Hier dürften sich die ersten zarten Fäden zwischen Wißmann und Tochter Hedwig angesponnen haben, die dann auf gemeinsamer Fahrt zu den Königsgräbern zu fester, aber verschwiegener Bindung führten. —

In Cairo im schönen Hotel Shepherd war in diesen Tagen ein junger, lebensfroher Kavallerieoffizier abgestiegen: Brami Andreae, der gleichnamige Sohn von Eugen Langens verstorbenem Freunde, der Ende der sechziger Jahre die ersten Gasmachines für Deutz gebaut und dabei manche Sorgen ausgestanden hatte. Nach Genesung von schwerem Typhus, den sich der junge Leutnant als Militärattaché in Konstantinopel zugezogen hatte, schwang er schon wieder munter das Tanzbein auf dem Parkett des eleganten Hotels. Dabei glitten seine Blicke immer wieder hinüber zu Eugen Langens hübscher Tochter Libeth. Bei Abfahrt der Landsleute zur Heimat warb er sogar um die Gunst der Angebeteten auf dem Bahnhof mit einem schönen Blumenstrauß, doch erst Monate später konnte er sich das ersuchte Jawort in Haus Etzweiler bei gemeinsamem Ausritt in herrlicher Frühlingsnatur holen. — Margret, der ältesten und schlankesten aus dem Kleeblatt der Töchter, wurde dann auch ihr „Ritter“ im Hause der jungen Frau Leutnant Andreae im kleinen oberhessischen Städtchen Butzbach zuteil. Der Zauber des Pharaonenlandes hatte den Bann gebrochen! Drei Hochzeitsfeste wurden in kurzer Aufeinanderfolge in der „Von Werthstraße“ gefeiert.

Für den Hausherrn ergab allerdings der koloniale Teil der Ägyptenreise noch recht unliebsame Auseinandersetzungen. Die Kosten der Expedition waren entsprechend den begrenzten Mitteln des Komitées vorsichtig veranschlagt worden. Sehr bald zeigte es sich, daß man zu knapp gerechnet hatte. Bumiller, Wißmanns eifriger Adjutant, hatte zum Schutz der Expedition ein Maximengeschütz beschafft, das nicht im Anschlag stand. Auch hatte er in Überschätzung der militärischen Aufgabe für dieses Geschütz 300 000 Patronen eingekauft, die nun unbenutzt dalagen. Zwischen dem Geschäftsführer und ersten stellvertretenden Vorsitz einerseits und dem zweiten stellvertretenden Vorsitz, Eugen Langen, andererseits entsprang darob ein harter Federkrieg. Während die beiden Afrikaner sich der schweren Aufgabe unter den mörderischen Strahlen der afrikanischen Sonne unterzogen und den Dampfer auf den Tanganikasee brachten, gingen die Briefe wegen der Kostenfrage schlagartig zwischen Köln und Koblenz hin und her. Zum Schluß handelte es sich darum, Wißmann zur Auflösung der Expedition die erforderlichen Mittel nach Aden zur Verfügung zu stellen. Das gelang, nachdem Langen durch persönliche Verwendung das Reichskolonialamt für die Übernahme der ungedeckten Kosten gewonnen hatte. So blieb dann dem verantwortlichen Leiter der peinliche Nachweis aller Einzelkosten, der Öffentlichkeit unwürdige Auseinandersetzungen erspart. —

Die Schwebebahn

Freundesrat!

*„Sich finden stellt, was man sein“ „Sich finden“!
In Arbeit liegt dein Glück, sonst
wirst du kein Rintaro!“*

*Paris am 28. Januar 1887,
E. L.*

Diesen Sinnspruch schrieb Eugen Langen unter dem frischen Eindruck des verlorenen Motorenprozesses nieder und übergab ihn seiner Frau zur Verwahrung. — Es war mehr als nur ein Freundesrat; es war zugleich der Ausdruck einer geheimen Besorgnis, der Stoßseufzer eines großen Ingenieurs, der in vielgeübtem Verkehr mit Erfindern die Gefahren sehr wohl erkannt hatte, die sich allzu leicht aus der restlosen Hingabe aller Geistes- und Willenskräfte an eine selbstgestellte Aufgabe ergeben. Das „Sichverlieren“ im Grübeln an einer Problemstellung, für deren Lösung und Nutzung die Zeit noch nicht reif war, hatte Eugen Langen oft genug bei andern und bei sich selbst erlebt. Seltsam, daß die meisten der von ihm vorzeitig angeschnittenen Probleme wenige Jahrzehnte später ihre glückliche Lösung in Formen fanden, die den Stand der Technik ganz offensichtlich bereicherten! An der Ausbildung und Einführung seiner „Scheidezentrifuge“ hat Eugen Langen über ein Jahrzehnt gearbeitet, ohne zu einer umfassenden industriellen Nutzung des Gedankens vorzudringen. Heute findet man solche Apparate zu tausenden als „Schleuderseparatoren“ in den Molkereien und vielen andern Stellen in Benutzung. Der heutige Zementschachtofen der Hüttenwerke hat seinen unzweifelhaften Vorläufer in Eugen Langens Kalkofen, den er für die Zwecke der Zuckerfabrikation konstruierte und auch damals schon für die Zementfabrikation empfahl. Dampfkessel mit einer im Druckraum gelegenen Feuerung zu beheizen, erschien Eugen Langen als ein besonders erstrebenswertes Ziel. Unter der Bezeichnung „Herstellung einer Arbeitsflüssigkeit“ ließ er sich ein Verfahren schützen, das heute in dem bekannten „Veloxkessel“ der Firma Brown-Bovery zur Tat geworden ist. Den Übergang von der Kolbendampfmaschine zu: Dampfturbine hat Eugen Langen in bewußter Erkenntnis des kommenden Umschwungs dadurch nachhaltig gefördert, daß er im Jahre 1893 von dem Schweden de Laval dessen deutsche Turbinenpatente für seine Fabriken (Grevenbroich, Deutz und Humboldt) erwarb. — Mit den vorstehend erwähnten Beispielen ist die Zahl der Probleme, mit denen sich Eugen Langen im Lauf der Jahre beschäftigte auch nicht angenähert erschöpft. Die Beseitigung der Abwässer in den Städten, die Lüftung und Heizung von Wohnungen und Arbeitsstätten, die hydraulische Übertragung der Kraft durch Kapselwerke, die Messung von Volumen und spezifischem Gewicht großer Flüssigkeitsmengen, die automatische Wägung von Massengütern, alle diese Probleme sind durch ihn teils persönlich bearbeitet, teils durch geldliche Zuschüsse gefördert worden. Daß ein Mann von solch lebhaften technischen Interessen häufig der Versuchung ausgesetzt war, sich im Uferlosen zu verlieren, beim Begonnenen zu verharren, auch wenn die Hoffnung auf die Lösung zu schwinden begann, ist nur zu verständlich. Auf den von ihm be-

herrschen Fachgebieten, dem des Zuckers und des Verbrennungsmotors, war dies weniger zu befürchten. Doch mußte gerade mit zunehmender Ausreifung dieser Gebiete die Versuchung wachsen, einmal auf einem anderen, noch unverritztem Gebiet einen großen Wurf zu wagen. So entstand die „Schwebebahn“. Sie hat die hochgespannten Erwartungen des Erfinders – um es gleich vorweg zu nehmen – nicht erfüllt. Er hat diesen Fehlschlag gottlob nicht erlebt!

Der städtische Verkehr beruhete gegen Ende der achtziger Jahre in der Hauptsache auf der Pferdebahn. Der elektrische Antrieb setzte sich, da noch manches zu lernen war, erst allmählich durch. Gleichzeitig entstand nun in den Großstädten mit weit hinausgeschobenen Wohnvierteln der Bedarf nach einem Schnellverkehrsmittel mit kurzer Zugfolge. Die Fahrbahn der Straßenzüge reichte für diese Aufgabe nicht mehr aus. Man war, mangels hinreichender Erfahrungen auf dem Gebiet des Tiefbaus, auf Hochbahnen angewiesen. Wo sollte aber in den engbesiedelten Städten die hochgelegenen, sperrigen Fahrbahnen untergebracht werden? In schmalen Straßen hätten sie den Bewohnern der unteren Stockwerke das Licht weggenommen, in breiteren Straßen hätten sie das Stadtbild doch sehr verdorben. Wenn man also mit dem Schnellverkehr über das Straßenniveau gehen wollte, mußte man den sperrigen Unterbau der Standbahnen zu vermeiden suchen und durch räumlich weniger anspruchsvolle Konstruktionen ersetzen. Solche Konstruktionen hatte Eugen Langen in seinen Fabriken für den Transport von Massengütern schon häufiger angewandt. Man mußte diese Bauart – der an einer Laufschiene aufgehängten Wagen – nur für den Personenverkehr umbilden und mit elektrischem Antrieb versehen, der aus dem Wageninnern vom Fahrer zu bedienen war. Es waren also durchaus folgerichtige und baulich beherrschbare Gedanken, die hier zur Tat wurden.

Ende 1892 ist Eugen Langen zum Wagnis entschlossen. Je größer die Sorgen des laufenden Tagesgeschäfts, umso erfrischender die Arbeit im Neuland! Dabei nimmt er von vornherein den technischen Erfolg vorweg und stürzt sich in den Kampf gegen den einzigen ernsthaften Wettbewerber, die Hochbahn mit stehenden Wagen. Im Januar 1893 schreibt er an Alexander Wacker:

„Die Patentzeichnung und Beschreibung (der Schwebebahn) sind zur Absendung bereit. Nun lese ich im Berliner Tageblatt von vorgestern..., daß der Berliner Architektenverein durch seinen Ausschuß die von Siemens & Halske projektierte Hochbahn warm empfiehlt und gut heißt. Da nun nach meinem Dafürhalten mein Projekt ganz entschieden den Vorzug verdient, zumal es mir gelungen ist, verschiedene Details sehr glücklich zu lösen, so gebe ich Ihnen anheim, ob Sie nicht wollen mit einem Konkurrenzprojekt nach meinem Verfahren dazwischen fahren...“

Einige Wochen darauf hat er durch Fürsprache beim Kölner Eisenbahndirektionspräsidenten den Regierungsbaumeister Feldmann für die Arbeit an der Schwebebahn freigemacht. Zunächst handelte es sich um die beschleunigte Ausführung einer kleinen Probestrecke, die in Form eines geschlossenen Umlaufs bei van der Zypen & Charlier in Deutz auf Eugen Langens Kosten errichtet werden sollte. Zur größeren Beschleunigung bestellt Eugen Langen persönlich im Februar 1893 die notwendigen Eisenkonstruktionen beim Generaldirektor der Dortmunder Union. Anfang März schreibt er an Feldmann:

„Schuckert haben die Dynamo für die Schwebebahn in Arbeit; hoffentlich machen van der Zypen & Charlier auch voran; die Union wird prompt liefern; die Herren der Diskontogesellschaft waren sehr erbaut von der Sache...“

Ende März nimmt Langen dann Fühlung mit dem maßgebenden Vertreter des Gegenprojekts, Wilhelm von Siemens, in Berlin:

„Aus den Berliner Zeitungen ersehe ich, daß der Ausführung Ihrer elektrischen Hochbahn aus esthätischen Gründen Schwierigkeiten erwachsen. Da nun nach der Ansicht von mir kompetent erscheinenden Sachverständigen, ich nenne den hiesigen Stadtbaurat Stübben, bei Anwendung meines Systems der hängenden Wagen, ich habe das Ding „Schwebebahn“ getauft, derartige Einwendungen, wie solche dem älteren System gemacht werden, weniger zu gewärtigen sind, auch die Ausführung billiger wird, so erlaube ich mir, Ihnen die Erwägung nahe zu legen, die dortigen Verhandlungen hinzuziehen, bis die hier in Ausführung begriffene Probestrecke fertig gestellt sein wird...“

Wilhelm von Siemens lehnt aus begreiflichen Gründen ab. Langen gibt das betreffende Schreiben an Baurat Stübben weiter, der gerade als Sachverständiger für die Wiener Stadterweiterung für die Schwebebahn gewonnen worden war. Er bittet ihn in Sachen der Berliner Hochbahn

...an maßgebender Stelle einen ganz zarten Riegel einzuschieben, insbesondere unter Hinweis auf den Umstand, daß die hier im Bau befindliche Probestrecke wohl in 6 Wochen betriebsfertig sein wird. Ich will damit durchaus nicht endgültig Siemens & Halske entgegenarbeiten, glaube aber, daß im großen Ganzen der Bau von Hochbahnen weniger Sache der Elektrizitätsgesellschaften als vielmehr ein wichtiges Objekt für eine ad hoc zu gründende große Gesellschaft wäre...“

Hinsichtlich der Verwertung der Patente hatte Eugen Langen zunächst mit van der Zypen & Charlier verhandelt und schickt nun Ende Juli 1893 den Entwurf eines Konsortialvertrages, dem diese Firma zugestimmt hatte, zur Anerkennung an Schuckert nach Nürnberg. In der Nachschrift heißt es:

„Die Probestrecke ist fertig montiert und macht einen sehr guten Eindruck; der Wagen geht der Vollendung entgegen und wartet auf die von Ihnen zu liefernden Teile. Da auf dem Gebiete der Hochbahnen sehr viel geplant wird, so ist die größte Beschleunigung unsrer Probestrecke sehr dringend zu empfehlen... Die Projekte für Elberfeld-Barmen sind in Bearbeitung...“

Bei der Ausführung der Probestrecke gab es noch manches zu überlegen. Die Fahrbahn, die bisher zweigleisig entworfen war, sollte nachträglich auf das Einschienensystem, Langens ursprünglichen Vorschlag, umgebaut werden. Ende Februar 1893 erhält Feldmann die Instruktion:

...Wir sind überhaupt jetzt glücklich erst in dem Beginn des sogenannten zweiten Akts, dem langweiligen Stadium der praktischen Durchführung, und ich möchte so sehr ich selbst ungeduldig bin doch vor jeder Überstürzung warnen...“

In den ersten Dezembertagen kam aber die Probestrecke doch schon in Betrieb und der befreundete Eisenbahnminister Thielen erhält unter gleichzeitiger Mitteilung der erfolgreichen Sanierung von Hoerde, die Nachricht:

...die andere erfreuliche Tatsache ist die Jedermann sehr befriedigende Inbetriebsetzung der Probestrecke meiner „Schwebebahn“... Zwei auseinandergezogene Halbkreise von 10 mtr. Radius mit kurzen geraden Verbindungsstrecken, im Ganzen eine Bahnlänge von 120 mtr., wird mit einem 24 Personen fassenden Wagen durch elektrischen Antrieb befahren. Geschwindigkeit 4 bis 6 mtr., auch durch die Kurven bezw. Halbkreise... Daß die ausführenden Techniker und auch ich das eine oder andere Detail anders sehen möchten, hindert nicht, die Bahn nach allgemeinem Urteil, so wie sie ist brauchbar erscheint. Die Oberbürgermeister und Väter der Städte Elberfeld und Barmen, welche die Strecke befahren, erklären ihre Weiber und Kinder, selbst wenn sie hoch über dem Wupperstrom schweben sollten, dem Instrumente anvertrauen zu wollen. Projekte hierfür sind in der Ausführung...“

Anfang Januar 1894 verstärkt Eugen Langen die Werbung bei den Berliner Verwaltungsstellen durch Besuche bei den Ministern Thielen und Miquel. Direktor Klönne wird mit einem Paket schöner Reklamsachen ausgestattet und erhält die Richtlinie:

...Ich bin jederzeit bereit, mit einer Finanzgruppe bezüglich Ausbeutung meines Systems zu verhandeln, doch muß ich zur Bedingung machen, daß dieselbe, wenn auch ihre Ausgangspunkte in einzelnen dortigen Firmen nehmend, Beteiligte in allerersten Firmen der übrigen europäischen Hauptstädte habe...“

Zur Vorbereitung der Werbung in England erhält auch Freund Croßley in Manchester ein hübsches Schwebebahnalbum, dazu die Mitteilung, daß eine doppelgleisige Anlage für den Kilometer 15 000 bis 20 000 Pfund kosten würde, unter Einrechnung der Wagen und des elektrischen Teils. Bei seinem Aufenthalt in den Staaten hielt Eugen Langen dann im Sommer 1894 im Deutschen Klub in New-York einen volkstümlichen Vortrag über seine Schwebebahn. Es war allerdings nicht mehr als ein Achtungserfolg, denn die smarten Amerikaner hatten auch schon damals die Gepflogenheit, technische Errungenschaften der alten Welt möglichst abgabefrei zu nutzen. —

Daheim gab es bei Rückkehr aussichtsreichere Arbeit: Die Städte Elberfeld und Barmen hatten sich dazu entschlossen, ein konkurrierendes Angebot solange zurückzustellen, bis sich ein dreiköpfiges Sachverständigenkollegium gutachtlich zum Schwebbahnprojekt geäußert hätte. Dieses Gutachten kam Ende September 1894 heraus und war durchweg zustimmend. Tatsächlich wurde dann auch der Auftrag auf die Schwebbahn noch im Dezember des Jahres erteilt. Das Eis war gebrochen! Jetzt konnte Eugen Langen auch mit aller Macht an die übrigen großen Projekte, in erster Linie an den Plan einer Strecke Lindenstraße–Treptow in Berlin herangehen. Es focht ihn dabei bezeichnender Weise wenig an, daß für den Bau der Schwebbahnstrecken eine Unternehmerfirma noch gar nicht gefunden war, denn noch im Februar lehnte Schuckert für die von ihr gegründete Kontinentale Gesellschaft für elektrische Unternehmungen die Übernahme der Schwebbahn in ihr Arbeitsprogramm ausdrücklich ab. Zuvor wünschte sie die Vertagung der vorliegenden Projekte um ein volles Jahr. Eugen Langen, der sich gerade von einer mehrwöchigen Krankheit erholt hatte, lehnt das aufs entschiedenste ab. In diesen Tagen hatten zwei Berliner Hochschulprofessoren die Schwebbahn in etwas geänderter Form „nacherfunden“. Infolge ihrer guten Beziehungen hatten sie Eugen Langens Kreise am Berliner Platze gestört. Freund Reuleaux erhält wieder einmal einen temperamentvollen Brief:

„... Den Herren möchte ich einmal Einblick geben in dieses Konto (der Patent- und Entwurfskosten) und sie fragen, ob sie es jetzt vielleicht billiger könnten, nachdem ich Ihnen die Sache einmal vorgemacht. Es ist eine elende Wirtschaft, daß, nachdem ich das Ei mit Mühe gelegt und im Begriffe stehe, das Küchlein ausschlüpfen zu sehen, nun gleich ein Marder in den Hühnerstall kommt...“

An Alexander Wacker schreibt Langen kurz darauf:

„... Zunächst was die Vertagung der Propaganda anbetrifft, so ist eine solche absolut unmöglich ohne den Apparat, welcher zur Zeit hier arbeitet, auseinanderzureißen und mißmutig zu machen. Ich kann eine solche Vertagung nicht als in meinem Interesse liegend erachten, würde darin vielmehr eine schwere Schädigung desselben erblicken angesichts des Erfolges, den wir heute dank unseres systematischen Vorgehens errungen haben, und der uns geradezu das Prestige für Stadthodbahnen sichert. Ich lehne also den Gedanken einer Stockung in der bisherigen Art des Vorgehens eintreten zu lassen, rundweg ab, muß vielmehr darauf bedacht sein, den heutigen Arbeitsapparat den von Tag zu Tag wachsenden Anforderungen entsprechend auszustatten. Dies übersteigt meine Arbeitskraft. Meine letzte Krankheit muß für mich eine Warnung sein, und ich muß andere selbstständige Kräfte suchen, die mir die Arbeit abzunehmen oder doch sehr zu erleichtern vermögen... Sollte deshalb der von mir mit besonderer Wärme aufgenommene Gedanke der Übertragung meiner Tätigkeit auf die zu gründende ‚Kontinentale‘ nicht durchführbar sein, so würde ich in selbstständiger Weise vorgehen müssen. Ich betone übrigens daß es sich bei den Ansprüchen, die seitens der Schwebbahn an die ‚Kontinentale‘ gestellt würden, zur Zeit lediglich um ein Studien- und Propagandabüro handelt, und bin mir bewußt, daß ich durch Übertragung an die ‚Kontinentale‘ das Band, welches mich mit Schuckert & Co. verbindet, nur noch fester schließen würde. Ich weiß diesen Vorzug wohl zu schätzen, und es ist mir mindestens zweifelhaft, ob ich durch selbstständiges Vorgehen werde Ersatz finden.“

Auf Wunsch des Herrn Schroeder sende ich Ihnen anliegend Verzeichnis der nachgesuchten Patente. Ich weiß ja wohl, daß ein Patent ein zweifelhafter Besitztitel ist, habe aber andererseits genügend Erfahrung im Patentwesen, um auch zu wissen, daß, wenn dem Patente mustergültige Ausführungen zur Seite stehen, und die nötige Initiative vorhanden ist, man mit Patenten ein großes Geschäft machen kann. Wer diese Erfahrung nicht hat, kann keine richtige Vorstellung von der Sache haben, und es ist nur zu natürlich, daß solche Leute mit einer gewissen Geringschätzung über derartige Besitztitel urteilen. Ich hoffe, daß die von mir genommenen Patente lang genug halten, um aus denselben eine gute Rente zu erzielen, an welcher Ihre Firma ja nach wie vor beteiligt bleiben wird...“

Wir sehen, auch diesmal blieb sich der „Patent-Langen“ selbst getreu! Sein Glaube an den lohnenden Erfolg geschützter geistiger Urheberschaft war allen Widerwärtigkeiten zum Trotz nicht im geringsten erschüttert. Wenige Tage darauf erschien er mit Herrn Schroeder in Nürnberg, verhandelte mit Schuckert und setzte sich dabei restlos durch: Die „Kontinentale“ übernahm gegen Erstattung der Vorauslagen und Zusicherung laufender Lizenzentnahmen vom Schwebbahnkonsortium (Langen, van der Zypen & Charlier, Schuckert) das Ausführungsrecht für die Schwebbahn. Sie finanzierte den Bau der Elberfelder

Schwebbahn und verfolgte durch ihr Studienbüro die vielen anderen Projekte, hauptsächlich die Berliner Strecke: Lindenstraße–Treptow, für die im Februar 1895 der Auftrag vom Magistrat mit der unannehmbaren Bedingung erteilt wurde, daß die Strecke wieder abgerissen werden müsse, wenn der Unternehmer nicht bis zum 31. Dezember 1898 zu einem endgültigen Abkommen mit der Stadt gelangt sei. Diese echt Berlinerische Entscheidung veranlaßte übrigens die „Lustigen Blätter“ in ihrer Aprilnummer (1895) zu einer humoristischen Darstellung des zukünftigen Berliner Luftverkehrs unter der Überschrift: „Hangen, Bangen, Langen!“ und mit der prophetischen Voraussage:

„Die Schwebbahn liegt in der Luft,
Wenn das Projekt nur nicht verpufft,
Und nicht zerrinnt der holde Wahn
Die hoherhabene Schwebbahn!“

Der Humorist behielt leider Recht. Einige Zeit darauf schrieb Majestät an den Rand einer Vorlage, die die Schwebbahn für Berlin empfahl:

„Drunter nicht drüber!“

Das Zeitalter der Untergrundbahnen zog herauf. Die Schwebbahn hatte – abgesehen vom Wuppertal und einigen kleineren Bergbahnen – ausgespielt. Eugen Langen hat dieses enttäuschende Ende nicht mehr erlebt. –

Ein verpaßter Zugriff

Im April 1892 hatte Eugen Langen eine seltsame Ausarbeitung eines Erfinders erhalten. Der Ingenieur Rudolf Diesel hatte seine Gedanken über mögliche Verbesserungen von Kraftmaschinen schriftlich niedergelegt und ersten Fachleuten zugeleitet. Nach Anhörung seiner Deutzer Berater antwortet Langen dem Erfinder Ende April wie folgt:

„Nachdem ich von Ihren werten Zeilen vom 13. ds. nebst Patentanmeldung Kenntnis genommen, stehe ich nicht an, mich dem Urteil des Herrn Linde und anderer anzuschließen, daß die von Ihnen entwickelten Gesichtspunkte theoretisch richtige Erwägungen sind, doch will ich nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß dieselben wesentlich Neues nicht enthalten, da sie als physikalische Betrachtungen bekannt sind und sich sogar in verschiedenen ebenfalls bekannten Konstruktionen – insbesondere die fortgesetzte Zuführung von Brennstoff während der Verbrennungsmethode – wiederfinden.“

Ihre ausländischen Patente, sofern dieselben ohne Vorprüfung erteilt sind, haben deshalb nur einen beschränkten Wert, und ich vermute, daß Ihre Anmeldung in Deutschland nicht zur Erteilung eines Patentes führen wird, es sei denn, daß es sich um eine Spezialkonstruktion handelt. In einer solchen liegt in der Tat, wie in so vielen Fällen, die Schwierigkeit der Durchführung an und für sich guter Theorien.

Sie werden es von mir nur für ehrlich halten, daß ich Ihnen so rückhaltlos meine Ansicht äußere; es schließt dies nicht aus, daß wenn Sie ein deutsches Patent, vor allem ein Konstruktionspatent, sollten erhalten haben, ich bereit bin, wieder mit Ihnen in Verhandlungen einzutreten...“

Eugen Langen hatte die Lage richtig erkannt. Die geschäftliche Bedeutung der Erfindung hing davon ab, ob es dem spekulativ wie verhandlungstechnisch sehr begabten Erfinder gelang, einen wirksamen Patentschutz für seine weitgesteckten Ziele zu erhalten. Das Unerwartete trat ein. Diesel schreibt am 2. Januar 1893, also nach langem Kampf mit dem Patentamt, das Folgende:

„In Ihrem geehrten vom 19. April vorigen Jahres äußerten Sie, daß Sie bereit seien mit mir in Verhandlungen einzutreten, falls meine Patentanmeldung auf ein neues Arbeitsverfahren für Verbrennungsmotoren zur Erteilung eines Patents führen würde. Letzteres ist nun der Fall. Zu meiner früheren Patentanmeldung wurden seitens des Patentamts Zeichnungen eingefordert; da bereits vollkommen durchgearbeitete Zeichnungen vorhanden waren, so war es ein leichtes dieser Forderung nachzukommen... Nunmehr ist die Patenterteilung erfolgt unter folgender Bezeichnung: „Arbeitsverfahren und Ausführungsart für Verbrennungskraftmaschinen“.“

Es ist also nicht nur das Verfahren geschützt, sondern auch, was Sie als zweckmäßig bezeichneten, die Konstruktion. Da die Anmeldung zu ganz besonders umständlichen und langwierigen Verhandlungen Anlaß gegeben hat, so liegt in der Erteilung schon von vornherein eine erhöhte Gewähr...

Diesel hatte inzwischen seine Erfindung in einem wissenschaftlich gehaltenen Buche beschrieben. Langen soll ein Exemplar erhalten. Dazu gibt Diesel die Ankündigung:

„Das Resumé darüber ist folgendes: Mein neuer Motor läßt einen Brennstoffkonsum von $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{10}$ der besten heutigen Dampfmaschinen erwarten; seine Dimensionen sind weit kleiner als die der Dampfmaschinen; Dampfkessel und Feuerungen fallen ganz weg; alle Arten von Brennstoffen, fest, flüssig und gasförmig (die flüssigen in rohem Naturzustand) sind verwendbar. Meine Maschine ist also nicht als ein neues System von Gas- oder Petroleummotoren zu betrachten, sondern als ein Motor, welcher die Dampfmaschine vollständig ersetzen soll. In diesem Sinne bitte ich die Angelegenheit freundlichst betrachten zu wollen...“

Eugen Langen antwortet am 13. Januar 1893 unter anderem wie folgt:

„... Der Gegenstand hat meine ganze Aufmerksamkeit gefunden, und ich bin mit meinen Kollegen in der Direktion der Deutzer Gasmotorenfabrik völlig einig darüber, daß das, was Sie erstreben, ganz gewiß theoretisch richtig ist; Sie werden es mir aber nicht verargen, wenn ich als erfahrener Praktiker erhebliche Bedenken bezüglich der Ausführungs- und Durchführungsfähigkeit dieser Anschauungen habe.

Erfahrungen mit Maschinen, welche 300 Touren machen, über 200 Atmosphären Spannung heherbergen, dabei in kaum meßbar kurzer Zeit festes Brennmaterial aufnehmen und konsumieren sollen, sind überhaupt noch nicht gemacht, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß diese Erfahrungen mit einer ganz gewaltigen Enttäuschung verknüpft sein werden. So hoch daher meine Anerkennung für Ihre theoretische Arbeit ist, so groß sind meine Bedenken hinsichtlich der Durchführbarkeit.

Ich werde noch vermutlich im Laufe dieses Monats nach Berlin kommen und Sie von meiner Anwesenheit rechtzeitig unterrichten, sodaß wir Gelegenheit zu einer Besprechung haben, wenn eine solche Ihnen genehm sein sollte...“

Schon am 14. Januar bestätigt Diesel dieses Schreiben. Er hebt noch einmal die vielen Vorteile seiner Erfindung hervor und empfiehlt dabei ein in seiner Patentschrift und in seinem Buch erwähntes vereinfachtes Verfahren. Es heißt dann weiter:

„Dazu kommt, daß meine Cylinder ohne Wasserkühlung arbeiten, und sich daher den theoretischen Rechnungen mehr nähern werden als irgend einer der bisher konstruierten Verbrennungsmotoren...“

Was den festen Brennstoff betrifft, so bin ich mit Ihnen der Ansicht, daß die Erfahrungen erst zu machen sind. Fast keine neue Erfahrung ist dagegen zu machen bei Anwendung gasförmiger und flüssiger Brennstoffe. Wenn man bedenkt, daß der Motor das Petroleum im rohen Zustand direkt verwerten kann, so liegt hierin allein ein so gewaltiges Anwendungsfeld, daß es allein die größten Opfer zur Durchführung der Versuche rechtfertigen würde. Aber selbst wenn man dieses Gebiet außer acht läßt, bleibt noch dasjenige der Gasmotoren, und für diese kann die Ausführbarkeit in den oben geschilderten Grenzen gar keinem Zweifel unterliegen; dabei ist ein Gaskonsum zu erwarten, der selbst bei den schlechtesten Ausführungen auf $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{3}$ des heutigen sinken wird.

Wenn ich Sie also nicht zu meinen Anschauungen bezügl. der festen Brennstoffe bekehren kann, so will ich den Versuch als verfrüht aufgeben, bitte Sie aber, sehr geehrter Herr Geheimerat, die zuletzt geschilderte Anwendung meines Verfahrens auf Gasmotoren Ihrer freundlichen Prüfung in dem Sinne obiger Zeilen unterwerfen zu wollen.

... Eine mündliche Unterredung mit Ihnen wäre mir sehr erwünscht, ich bitte Sie nur, mir frdl. Zeit und Ort für eine solche mitteilen zu wollen...“

Dieses eindringliche Werbeschilderung enthält eine Fülle von Erfindungsgedanken, von denen man heute weiß, daß sie fehl gingen. Ein Motor ohne Kühlung ist und bleibt eine Utopie. Eine Gasmaschine dürfte nur in ganz verschwindenden Fällen nach dem Dieselvefahren betrieben werden. Auch der mit Kohlenstaub gefeuerte Dieselmotor wird nur in ganz beschränktem Umfang lebensfähig sein. Geblieben ist der Schwerdieselmotor, dazu in einer Form, von der man durchaus im Zweifel sein kann, ob sie durch die damals von Diesel genommenen Patente geschützt war. Es war also auch rückschauend gesehen für Eugen Langen und seine Mitarbeiter ein schwerer Entschluß. Sie werden sich nicht zweifelhaft darüber gewesen sein, daß die Gedanken Diesels in ihrer Gesamtrichtung fortschrittlichen Charakter trugen und daß es viel-

leicht möglich war, durch tastende Versuchsarbeit diese Gedanken auf ihren realen Kern zurückzuführen. Damit wäre aber dem vorwärtsstürmenden Erfinder auf keinen Fall gedient gewesen. Hier mußte man sich mutig zur Übernahme eines großen Wagnisses bekennen oder zurückstehen. Zu einer solchen Entscheidung war es aber schon zu spät; denn als Eugen Langen in Verfolg des obigen Briefwechsels Ende Januar in Berlin mit Diesel zusammen traf, waren die Würfel schon nach anderer Richtung gefallen. Die Maschinenfabrik Augsburg verhandelte bereits ernsthaft mit Rudolf Diesel. Für ein Abkommen mit Deutz war es zu spät! Diesel gibt dies in einem Schreiben, in dem er Ende Mai 1893 den Verkauf der deutschen Patente an Augsburg und Krupp an Eugen Langen bekannt gibt, selbst zu:

„Es hat mir seinerzeit außerordentlich leid getan, daß ich die von mir selbst erbetenen Verhandlungen mit Ihrer wertigen Firma wegen anderweitiger Offerten wieder unterbrechen mußte und die Verlegenheit, in welche mich dieser Umstand setzte, verhinderte eine gründliche Aussprache meinerseits bei der Unterredung, welche Sie mir freundlichst gewährt haben.

Es wäre mir heute nicht weniger als damals eine große Ehre, wenn Ihre Firma sich daran beteiligen wollte, zu untersuchen, was aus den von mir aufgestellten Verbrennungs- und Konstruktionsprinzipien praktisch zu gewinnen ist und eventuell dieselben zu exploitierten. Da für Deutschland meine Patente vergeben sind, so kam mir der Gedanke, ob Sie nicht geneigt wären, für Ihre Pariser Filiale (Sté. des Constr. spéciales) die Sache zu erwerben. Bejahenden Falles ersuche ich um frdl. Mitteilung des Standpunktes, den Sie hierbei einnehmen würden; Sie sagten mir ja schon seinerzeit, daß Sie nicht abgeneigt wären, sich mit der Angelegenheit zu beschäftigen...“

Die Antwort konnte nur eine ablehnende sein, darüber dürfte sich Herr Diesel bei Abfassung seines Briefes wohl selbst klar gewesen sein. Eugen Langen vermerkt hierzu am Rande:

„Dankend ablehnen, Paris macht nur, was wir selbst in Deutz machen.“

Ein Jahr nach Eugen Langens Tode hat sich dann Hermann Schumm nach den durchschlagenden Erfolgen der Augsburger Versuche bemüht, das Versäumnis durch den Abschluß eines Lizenzvertrages mit Augsburg und Krupp wieder gutzumachen. Völlig vergebliche Mühe! Diese Firmen hatten durch einengende und kostspielige Lizenzbedingungen dafür gesorgt, daß Deutz auf dieser Grundlage keine Seide spinnen konnte. Erst nach dem Ablauf der Dieselpatente (1908) konnte Deutz damit beginnen, den in langen Jahren verlorenen Boden in kräftigem Anlauf wiederzugewinnen. —

Ausklang und Ende

Betrachtet man die letzten Lebensjahre Eugen Langens in der Nähe, so hat man unwillkürlich das Bild eines mutigen Kämpfers vor sich, der sich nach immer erneutem Vorstürmen längere Pausen gönnen muß, um die Spannkraft des Körpers und des Geistes wieder zu gewinnen. Die Arbeit, die er sich zeitlebens zugemutet hatte, ging über die Kraft auch des Stärksten hinaus. Ein Kopf, der sich die Probleme der verschiedensten Art stets aus dem Überblick heraus vor Augen halten, dabei gleichzeitig die Entwicklung seiner zahlreichen eignen Betriebe zielweisend beeinflussen wollte, mußte auf die Dauer ermüden, auch dann, wenn er im Schoß seiner engeren Familie vor größeren Sorgen bewahrt blieb. Leider traf auch dies in seinen letzten Lebensjahren durchaus nicht zu. So war er zum Beispiel im Jahre 1894 gezwungen, bei der Leitung der Elsdorfer Zuckerfabrik durchgreifende Änderungen vorzunehmen. Um die gleiche Zeit kamen auch recht enttäuschende Nachrichten aus Philadelphia. Es wollte der dortigen Leitung durchaus nicht gelingen, sich den harten Geschäftsbedingungen des dortigen Marktes anzupassen. — Aber auch in der weiteren Familie gab es in diesen Jahren mancherlei Betrübliches. Im Dezember 1891 wurde der jüngste der Brüder und Teilhaber von J. J. Langen & Söhne, Albert, von einem schweren Nierenleiden durch den Tod erlöst. Da seine Erben in den nächsten Jahren ausbezahlt werden mußten, wurden die Finanzen des alten Familienhauses um etwa 30 Prozent geschwächt. Gleichzeitig stiegen die beiden älteren Brüder Gustav und

Jakob – ganz entgegen dem Rat ihres Bruders Eugen – in ein Unternehmen ein, das nach einigen Jahren hoffungsloser Arbeit dem alten Familienhause einen Verlust von rund 1½ Millionen Mark brachte. Es handelte sich um die Beteiligung an einer Schweizer Zuckerfabrik (Monthey). Man hatte gehofft, dort unter dem Schutz des schweizerischen Einfuhrzolles eine bodenständige Rübenzuckerfabrik nutzbringend betreiben zu können. Eugen Langen hatte sich, nachdem das Wagnis einmal eingegangen war, redlich bemüht, den verlorenen Posten zu retten; leider ohne Erfolg!

Im Kreise seiner Freunde und Mitarbeiter wurde Eugen Langen in seinen letzten Lebensjahren von besondern herben Verlusten betroffen. Ende Januar 1891 war Nikolaus August Otto nach kurzer Krankheit einem Leberleiden erlegen. Wenige Monate vorher war auch Albert Schmidt, Eugen Langens alter Freund, der Generaldirektor des Humboldt, dahingegangen. Im Januar 1893 verlor Eugen Langen in der Person von Philipp Karcher (Frankenthal) seinen zuverlässigen Berufskameraden und Stellvertreter im Vorsitz des Raffinerievereins. Dies war umso schmerzlicher, als sich die organisatorischen Verhältnisse innerhalb der deutschen Zuckerindustrie unter dem Druck eines starken Überangebots immer mehr zugespitzt hatten. Eugen Langen zog die Folgerungen, als er die Nutzlosigkeit seiner vermittelnden Arbeit erkannt hatte. Schweren Herzens legte er im Winter 1894 den Vorsitz im Raffinerieverein nieder. –

Unerwartet für alle, die ihn kannten und nahe standen, überraschend zugleich für seine nähere und weitere Familie, kam im Herbst 1895 das Ende. Man wußte wohl, daß Eugen Langens Gesundheit durch die stetig sich wiederholenden Überanstrengungen gelitten hatte, man wußte auch, daß unter diesen Einflüssen seine Nervenkraft so stark geschwächt war, daß kurze Zeiten frohen Überschwangs häufig durch Tage schwerer seelischer Depression abgelöst wurden; daß aber die Lebenskraft dieses in allen Organen gesunden Mannes durch einen Anlaß minderer Größe in wenigen Tagen so untergraben werden konnte, daß das Herz am Ende nach wenigen Stunden den Dienst versagte, konnte niemand voraussehen.

Ende September war Eugen Langen zur Sitzung des Ständigen Tarifausschusses der Deutschen Eisenbahnen nach Kiel gefahren. Hier hatte er an der Einweihung des Nord-Ostsee-Kanals teilgenommen und eine Fischvergiftung mitgebracht, deren Folgen er auch bei völliger Ruhe in Haus Etzweiler nicht überwinden konnte. – Wer die letzten Stunden dieses großen Mannes mitgemacht hat, wird sie zeitlebens nicht vergessen. Am Vormittag des 2. Oktober begannen die ersten Anzeichen akuter Herzschwäche. Geheimrat Dr. Lent, der alte Freund und langjährige Hausarzt wurde fernmündlich herbeigerufen. Inzwischen häuften sich die Anfälle von Stunde zu Stunde. Als der Wagen, der den sehnlichst erwarteten Arzt von der Station bringen sollte, noch immer ausblieb, warf sich Kutscher Wild aufs Pferd, jagte über die kahlen Herbststoppeln dem Wagen entgegen, um ihn zu größerer Eile anzuspornen. So gelang es den alten Freund noch in letzter Stunde ans Krankenlager zu bringen. Doch war hier bereits jede menschliche Hilfe vergebens. In den Nachmittagsstunden des zweiten Oktober tat Eugen Langen seinen letzten Atemzug.

Zur Abrundung des Bildes bleibt wenig mehr zu sagen. Wer seiner Umwelt mit Liebe und aufrichtiger Ehrfurcht vor allem Geschaffenen begegnet, ist wahrhaft fromm, auch wenn er sich nicht mit einem kirchlichen Bekenntnis wortwörtlich verbunden fühlt. Keiner wird einem solchen zu innerst religiösen Manne den Vorwurf der Heuchelei machen wollen, wenn er sich trotz seiner freieren Auffassung der Kirche mit Rat und Tat zur Verfügung stellt, in deren Gemeinschaft er aufgewachsen und erzogen ist. Die evangelische Kirche Kölns hat Eugen Langen unendlich viel zu verdanken. Trotz seiner unerhört starken Inanspruchnahme hat er die seelsorgerischen Maßnahmen und vor allem auch die Grundstücks- und Kirchenpläne der Gemeinde mit wachem Auge verfolgt und in entscheidenden Momenten beeinflusst. Er war über zwei Jahrzehnte Mitglied der Gemeindevertretung. –

Wohltätigkeit zu üben, da wo die Gabe einer wirklichen Hilfe gleichkam, war für Eugen Langen eine selbstverständliche Pflicht. Streng hielt er darauf, daß diese Hilfe niemals den Eindruck des kleinlichen oder entwürdigenden für den Empfänger hatte. In Not geratenen Mitmenschen Geschenke zu geben, hielt er für bedenklich. Zahllos waren daher die Schuldscheine, die sich in seinen hinterlassenen Papieren fanden. Ein jeder, auch der vom Schicksal zu tiefst betroffene, durfte nicht daran verzweifeln, daß ihm der Wiederaufbau seiner Existenz aus eigener Kraft gelingen könne. Die Mannesehre des Bedürftigen durfte daher durch den beisporgenden Helfer nie mißachtet werden. Daran hielt er bei allen Akten der Wohltätigkeit fest, unberührt davon, ob die Schuldscheine des Empfängers als wertlos angesehen werden konnten oder nicht.

Seine Heimatstadt Köln hat Eugen Langen mehr zu danken, als irgendeinem anderen Bürger seiner Zeit. Er hat die alte Vormachtstellung der manchmal etwas schläfrigen Metropole des Westens dadurch erhalten und gesichert, daß er ihr industrielles Leben in ungeahnter Weise beschwingte und erweiterte. Selbst allem kleinlichem Krämertum abhold, hat er den Spieß- und Kastengeist dieser seiner Heimatstadt immer bedauert und bekämpft. Über fünfundzwanzig Jahre gehörte er der Stadtverordnetenversammlung an, hielt sich aber in diesem Gremium mit der Behandlung von Einzelfragen minderer Bedeutung niemals auf. Seinem tatkräftigen Eintreten sind die ersten Grundstückskäufe der Stadt für den heutigen Stadtwald mit zu verdanken.

Der Parteipolitik hat sich Eugen Langen trotz immer wieder an ihn herantretender Aufforderungen verweigert. Das Getriebe der innerpolitischen Taktik widerte ihn an. Als die Parteien des Reichstags in ihrer Mehrheit wiederholt gegen die dringend notwendige Verstärkung der deutschen Wehrmacht auftraten, lud er die Wirtschaft des Westens zu einer machtvollen Gegenkundgebung in den großen Gürzenichsaal nach Köln. Der Kölner Zentrumsparlei soll der große Erfolg der Versammlung keine reine Freude bereitet haben.

Patriarch bis in die Knochen ließ er die soziale Frage in der damals aufkommenden ideologischen Betrachtung in keiner Weise gelten. Als Mann der sozialen Praxis verurteilte er ehrkränkendes Verhalten seiner Mitarbeiter und Berufsgenossen ebenso scharf wie kollektive Maßnahmen der im Brot stehenden Menschen. Der Streik unter Vertragsbruch war für ihn „eine verbrecherische Betätigung irregeleiteter Menschen“. Die Gefahren der drohenden Klassenverhetzung erfüllten ihn mit tiefer Besorgnis. Doch hoffte er durch den Einfluß kirchlicher Erneuerung, die Massen von dem gefährlichen Abweg zurückhalten zu können. Es war ein vielverbreiteter Irrtum seiner Zeit.

Eugen Langen war ein eifriger Vorkämpfer für die Belange seines Berufszweiges und seiner beruflichen Arbeit. Niemals ist ihm dabei der Gedanke gekommen, daß er durch diese Einstellung die Gesamtbelange der Volksgemeinschaft nachteilig beeinflussen könne. Wenn sein Berufsstand und die ihm nahestehenden Unternehmen gediehen, hatte ja die Gesamtheit auch nur ihren Nutzen davon. Je mehr Arbeit, je mehr Leben und Wohlstand! Daß er aber im Grunde seines Denkens auch stark volkswirtschaftlich ausgerichtet war, zeigt sein unentwegtes Eintreten für den deutschen Außenhandel und die deutschen Kolonien. –

Nie hat Eugen Langen Geist und Schule seines gediegenen Elternhauses verleugnet. Johann Jakob Langens Gewissenhaftigkeit, seine wohlhabende Verteilung von Gunst und Gabe gerade im Kreise der Familie war seinem größten Sohne wegweisendes Beispiel geblieben, auch gegenüber der nun gewaltig ins Breite strebenden Sippe. Wenn es sich um das Wohl und Wehe eines Nachkommen des Vaterhauses handelte, mußte alles andere zurücktreten; erst mußte geholfen werden, auch dem „verlorenen Sohn“ und diesem noch mehr als dem „Gerechten“. Hier nahm er bewußt geschäftliche Nachteile in Kauf, wenn nur dem notleidenden Verwandten Arbeitsplatz und Lebensmöglichkeit zurückgegeben werden konnte. Einem Neffen, der unter Hinweis auf die offensichtliche Überzahl eingestellter Familienschützlinge die Aufnahme eines weiteren Vetters hinauszögerte, gab er einst die drastische Antwort: „Was willst du? Ich kann ihn

doch nicht totschiagen!", und der Vetter, eine ausgesprochene geschäftliche Niete, wurde prompt eingestellt. Diese unbegrenzte Hilfsbereitschaft hat Eugen Langen viel Liebe und Verehrung eingebracht. Die Familie fühlte den großen Aufschwung, den sie ihm verdankte und an dem sie zu dauerndem Nutzen Anteil nehmen durfte. Hatte doch der Name „Langen“ durch ihren größten und rühmlichsten Vertreter weit über die Heimat hinaus Klang und Ansehen erworben. Das wollten nur die nicht immer wahrhaben, die seiner unmittelbaren Führung als Mitarbeiter unterstanden. Sie bekamen ja doch, mehr als die Fernstehenden, gelegentlich das Quäntchen Dämonie zu spüren, das jedem – auch dem wohlwollendsten – Genie im Grunde eigen ist. –

Eugen Langens Erscheinung war von einzigartiger Wirkung, vor allem auf die heranwachsende Jugend. Aus seinen dunklen Augen leuchtete ein warmschlagendes Herz. Sie gewannen zusammen mit einer lebhaften Dialektik die bald begeisterten Hörer. Dem Eindruck seiner starken Persönlichkeit konnten sich die wenigsten entziehen. Dabei kam der wohlwollend scherzende Humor häufig zu seinem Recht. Sein prachtvolles Temperament spricht ja auch aus vielen Briefen dieses Lebensbildes. Noch mehr wäre es in den vertraulichen Briefen zu erkennen, die aus Rücksichtnahme gegen die Empfänger nicht wiedergegeben werden können. Hier berät er zum Beispiel in liebevoll, feinfühler Weise eine Dame, die ihn in der Not eines Ehezerwürfnisses um Rat angegangen hatte, dort spricht er in aufmunternden Worten seinem zukünftigen Schwiegersohn Wißmann frischen Mut zu, dort schreibt er seinem bald dreißigjährigen Sohn am Sonntagvormittag nach der Morgenandacht zur Festigung seiner Entschlußkraft eine Auslegung seines Konfirmationsspruchs, der gerade in der Morgenandacht erwähnt worden war. Am Grab des Dahingeshiedenen sprach der beste Kanzelredner Kölns über den Spruch des Alten Testaments:

„Er starb voll Lebens, Reichtums und Ehre. –“

Wäre es nicht eher am Platze gewesen, die herrlichen Worte des Korintherbriefes über die Liebe zum Gegenstand einer dankbaren Betrachtung zu machen? Dem Menschen Eugen Langen wäre man jedenfalls damit gerechter geworden!

Die „Frau Geheimerat“

(eine ersprießliche Nachlese)

Eines großen Mannes willensstarke aber auch grundgütige Frau blieb den verwaisten dreizehn Kindern als treue Hüterin der Überlieferung und als Mittelpunkt einer in ihren Belangen auseinanderstrebenden neuen Generation. Beim Ableben ihres geliebten Mannes stand sie selbst erst im sechsundvierzigsten, der älteste der Söhne im siebenunddreißigsten, der jüngste im elften Lebensjahr. Acht der Kinder lebten schon verheiratet in eigener Häuslichkeit. Zwei weitere Söhne waren bereits zum Studium in die Ferne gezogen. Es wurde still im Hause an der von Werthstraße. Seine Gastlichkeit beschränkte sich jetzt immer mehr auf die engere Familie, hier aber gab die Hausfrau, was nur zu geben war, denn die „Frau Geheimerat“ kannte und beherzigte die Wahrheit des Spruchs: „Die Hündlein laufen wohl einmal von des Herren Hof, aber vom Troge laufen sie nie!“ So suchte sie in ungezwungener Gebereitschaft das zu ersetzen, was die Natur ihrer Erscheinungsform leider versagt hatte: die Gabe der leichten und unverbindlich dahinplätschernden Unterhaltung, eine Gabe, die gerade in den Jahren wilhelminischer Oberflächlichkeit am Kölner Platz besonders in Gunst stand. Hart und wenig verbindlich brachte sie ihre stets klaren Gedanken zutage, mit einer Herbitheit, welche die auf eine andere Tonart eingestellten Mitspieler nicht selten schockierte. War es die Scheu von der Offenbarung ihres eignen feinfühlerigen und stets warm empfindenden Herzens? War es ein, auch in der Form, vom Vater überkommenes Erbe, der wohl aus ähnlichen Gründen eine be-

sondere Vorliebe für tarnende Aphorismen hatte? War es nicht vielleicht letzten Endes der in ihren Willens- und Meinungsäußerungen unbewußt zutage tretende Zwiespalt zwischen einem unerbittlich folgerichtigen Denken und einem in seiner Ursprünglichkeit kindlich starken Gottesglauben? Und gerade hier setzte nun der Verlust des Liebsten, was sie auf Erden besessen, mit seiner umgestaltenden und neubildenden Kraft ein. Was der Verblichene im Seelischen gewesen, wurde ihr nun jetzt, wo sie ihn täglich und stündlich entbehren mußte, erst im letzten Grunde klar. Die Freiheit und Duldsamkeit seines tief religiösen Wesens übertrug sich nun auch auf sie. Sie lernte die Menschlichkeiten ihrer gewiß nicht immer vorbildlichen Umgebung begreifen und ertragen. Sie sah diese Menschlichkeiten mit scharfem Blick, ließ sich aber um keinen Preis anmerken, daß sie diese erkannt hatte. So gewannen auch die hartgesotteneren Sünder in ihrer Umgebung das Gefühl eines freundlichen Geborgenseins, das sie immer wieder hinführte zur Matrone des Hauses. So hat die „Frau Geheimerat“ im Kreise ihrer Familie mehr Einfluß besessen, als gemeinhin angenommen wurde. Sie „führte“, aber sie „herrschte“ nicht! Dabei hat keines ihrer Kinder berechtigten Anlaß zu dem Gefühl gehabt, daß die starken Bande des mütterlichen Blutes die fein abgewogene Gerechtigkeit gegenüber allen Kindern ihres Mannes beeinträchtigt hätten. Es waren ohnehin keine leichten Aufgaben, die auch in materieller Hinsicht gleich nach dem Ableben des Mannes zu regeln waren. Die testamentarischen Bestimmungen waren nicht in jeder Richtung eindeutig. Ihr Ziel war allerdings klar: die unbeschränkte Gleichstellung der Kinder erster und zweiter Ehe. Dieses Ziel ist auch von der Witwe bis an ihr Lebensende mit unerbittlicher Folgerichtigkeit hochgehalten worden, was sie jedoch nicht hinderte, das Los der vom Schicksal weniger begünstigten Kinder im Lauf der Jahre mit ihren schwachen Mitteln zu mildern.

Der Lebensstil der „Frau Geheimerat“, die zu Lebzeiten ihres Mannes in den beiden Haushaltungen über sechsstelligen Ziffern verfügen konnte, wurde in kluger Voraussicht nur allmählich aber zielbewußt herabgesetzt. Die beiden Häuser waren nunmehr niemals gleichzeitig in Benutzung. Das große Haus in der von Werthstraße, das sie zur Stärkung der Einkünfte der Kinder aus der Erbschaft übernahm, wurde nach einigen Jahren an einen Kölner Industriellen verkauft. Nun wohnte sie im Winter im kleinen, aber behaglichen Hause in der Herwarthstraße, das sie von Sohn Hans übernommen hatte. Den weitaus größeren Teil des Jahres verbrachte sie auf Haus Eitzweiler, das jetzt allerdings weniger der größeren Geselligkeit als den Kindern und zahlreich heranwachsenden Enkeln zum schönen Sommeraufenthalt diente. –

Als nun auch ihre jüngsten Kinder ins Weite zogen, um ihren Lebensweg auf eignen Bahnen zu suchen, machte sich die rüstige und unternehmungslustige Fünfigerin auf die Reise, um noch etwas von der Welt zu sehen. Im Jahre 1909 besuchte sie gemeinsam mit ihrer Tochter Emma Vorderindien. Im Jahre 1907 fuhr sie zusammen mit ihrem Pflegesohn Oskar vom Scheidt über Australien nach Samoa, um ihren jüngsten Sohn auf seiner dortigen Pflanzung zu besuchen. Hier stimmte sie kurz entschlossen dessen Plan zu, sich eine daheimgelassene Liebe zur Lebensgefährtin in die Tropen zu holen. Während der Sohn auf schnellster Brautfahrt der Heimat zueilte, folgte sie mit ihrem Pflegesohn in ruhigerer aber um so erlebnisreicherer Fahrt über Honolulu nach New York. Hier traf sie sich mit dem inzwischen vermählten Paare und schloß die neue Schwiegertochter in ihre Arme, jedoch nicht eher, als diese ihre Aufnahmeprüfung auf dem Dachgarten des Hotels – unter ausdrücklichem Ausschuß des jungen Ehemanns – bestanden hatte.

Der große Krieg traf sie in einem Alter, in dem die Tragkraft gemeinhin nachzulassen pflegt. Sie aber überstand die Erregungen und traurigen Verluste mit einer seelischen Widerstandskraft, die nur selten zu finden sein dürfte. Fünf Söhne standen unter den Fahnen. Der jüngste wurde in Samoa verhaftet und monatelang in Neuseeland widerrechtlich in Einzelhaft gehalten. Zwei der Söhne wurden verwundet. Drei Enkel blieben auf dem Felde der Ehre. In der Besatzungszeit wurde Haus Eitzweiler das Quartier eines englischen Stabes, mit dem sie sich unter Beibehaltung ihrer Wohnung im Hause mit Festigkeit und Geschick auseinanderzusetzen versand. – Die schweren Sorgen der Inflation und auch deren materiellen Verluste blieben ihr leider nicht erspart, so daß sie, die einst vor Jahren ganz aus dem Vollen arbeiten

^{x)} Bruder von Johanna vom Scheidt, deren ältester Sohn Dieter Langen war.

konnte, inzwischen aber selbst einigen ihrer Kinder mit Zuwendungen beigesprungen war, in bescheidenen Verhältnissen ihren Lebensabend meist auf dem Lande verbrachte. Es nahten die siebziger, es nahten die achtziger Jahre und doch vermochte kaum jemand die Last der Jahre an ihr zu erkennen. Die zunehmende Steifigkeit der Glieder bekämpfte sie ganz systematisch durch alltägliche Freiübungen. Wurde sie von starker Schlaflosigkeit geplagt, dann ging sie wohl ab und zu vor Morgengrauen in den Kohlenkeller an ermüdende Schaufelarbeit. Denn: „Arbeiten und nicht verzagen!“, das war ihr Motto. Sie ist ihm bis zum Ende ihrer Tage treu geblieben. –

Die lebensbejahende Einstellung dieser einzigartigen Frau wurzelte in ihrer tiefreligiösen Natur. Lutheranerin bis in die Knochen vertrat sie die seelische Kraft dieses großen Deutschen auch in gelegentlichen Aussprachen mit einer beachtlichen Schärfe der Begriffsbildung, die sie durch die vielgeübte Lektüre guter kirchlicher Schriften vertieft hatte. – Daneben war ihr die Musik in ihrer klassischen Form eine unversieglige Quelle ständiger Erfrischung. Noch in den letzten Lebensjahren übte sie täglich ein bis zwei Stunden am großen Flügel; meist war es das „Wohltemperierte Klavier“ oder die Beethovenschen Sonaten. Noch im Alter von vierundachtzig Jahren trug sie dessen D-moll-Sonate auswendig mit starkem Ausdruck und beachtlicher Fertigkeit vor. –

Da die Schicksale der Generation der Kinder mit fortschreitenden Jahren von diesen selbst gemeistert werden mußten und sie auch selbst die geringe Ergiebigkeit eigener Hilfsmaßnahmen immer mehr erkannte, wandte sich ihre ganze Sorge und Liebe immer mehr der Generation der Enkel zu. Auf diese vielversprechende Schar und ihre gute Entwicklung unter den neuen beengteren Verhältnissen sah sie mit Stolz und Freude, denn sie lebte des Glaubens, daß starke Begabungen sich eher in der zweiten als in der ersten Generation vererben. Da sie nun Wert darauf legte, gemeinsam mit ihren Enkeln das Weltbild zu erleben, das sich unter dem Eindruck neuer grundlegender Entdeckungen zu verschieben begann, studierte sie neben ihren religiösen Schriften besonders eifrig volkstümliche Darstellungen der neuesten naturwissenschaftlichen Forschungen. So war sie auf dem Gebiet der Radiumforschung und der Atomtheorie bis in die letzten Lebensjahre gut unterrichtet und freute sich stets von ihren studierenden Enkeln neue Aufklärung zu erhalten. –

Die Festigkeit ihres Charakters kam in den kristallklaren Zügen einer prachtvollen Handschrift zum Ausdruck, die auch bis in die achtziger Jahre keinerlei Zeichen der Altersschäche verriet. Ihre Unternehmungslust ließ auch in diesen Jahren wenig zu wünschen übrig. So legte sie zum Beispiel die Reise zu ihrem in Breslau wohnenden Sohne meist ohne jede Begleitung im Flugzeug zurück. –

Der Abschied aus diesem Leben wurde dieser starken Natur gottlob nicht zu schwer gemacht. Auf der Heimreise aus Oberbayern, wo sie zu Besuch bei ihrer Tochter gewesen war, ereilte sie in einem Münchener Gasthof ein Schlaganfall, der sich bald darauf im dortigen Krankenhaus wiederholte und nach wenigen Tagen des Dahindämmerns zu einem schmerzlosen Ende führte. –

Die älteste Enkelin Johann Jakob Langens hatte in ihren Erdentagen den starken Geist des Hauses Langen wahrgelassen:

Stark im Wollen, gewissenhaft bei der Arbeit, bescheidenen Sinnes auch auf Lebenshöhen,
nicht minder aufrecht und klar in bösen Tagen, die uns nicht gefallen!

Karl Eugen Langen wurde am 9. Oktober 1833 zu Köln geboren. Er ist am 2. Oktober 1895 auf Haus Etzweiler bei Elsdorf gestorben. Er vermählte sich am 4. März 1856 in Basel mit Henriette Thurneysen, geboren am 6. Januar 1834 in Basel, gestorben am 28. April 1872 in Köln. Sie ist die Tochter von Ludwig Andreas Thurneysen, * 17. April 1800 in Basel, † 18. Oktober 1863 daselbst, und von Dorothea Faesch, * 18. Juli 1806, † 6. Juni 1882 in Basel.

Kinder:

Eugen Langen

* 27. Februar 1857 in Köln, † 10. Oktober 1857 in Köln

Johann Gottlieb Langen

* 25. Oktober 1858 in Köln, † 20. März 1940 in Köln

Jakob Fritz Langen

* 25. Juli 1860 in Köln, † 23. Februar 1929 auf Haus Tanneck bei Elsdorf (Rhld.)

Eugen Langen

* 25. Juli 1861 in Köln, † 20. März 1868 in Köln

Hans Rudolf Langen

* 26. Januar 1863 in Köln, † 19. März 1935 in Köln

Ludwig Gustav Langen

* 23. August 1864 in Köln, † 7. August 1936 in Bad Godesberg

Johanna Dorothea Margarete Langen

* 28. Oktober 1866 in Köln, † 20. Juli 1940 in Bad Neuenahr

Katharina Hedwig Langen

* 8. Dezember 1867 in Köln

Elisabeth Susanne (Libeth) Langen

* 12. November 1870 in Köln

Karl Eugen Langen heiratete in zweiter Ehe am 22. Mai 1873 in Antwerpen Henriette Johanna Hermine Schleicher, geboren am 17. Juni 1849 in Antwerpen, gestorben am 18. April 1935 in München. Sie ist die Tochter von Theodor Leonhard Adolf Schleicher, * 20. Januar 1823 zu Stolberg, † 14. April 1902 zu Antwerpen, und von Emma Johanna Langen (I), * 9. März 1818 zu Solingen, † 6. November 1903 zu Antwerpen.

Kinder:

Emma Henriette (Jetti) Langen

* 13. August 1874 zu Köln

Siegfried Adolf Langen

* 29. Juli 1875 in Köln

Hermann Arnold Langen

* 20. Juli 1876 in Köln

Wilhelmine Emma Langen

* 14. April 1878 in Köln

Eugen Victor Langen

* 17. März 1879 in Köln

August Erich Langen

* 27. Mai 1882 in Köln

Gottlieb von Langen

geboren 1858, gestorben 1940

Gottlieb von Langen besuchte das Gymnasium zu Köln bis Prima und ging dann zur dortigen Provinzial-Gewerbeschule über, an welcher er sein Abgangszeugnis ablegte. Er besuchte anschließend die Universität Bonn, wo er seiner Dienstpflicht beim Husaren-Regiment genügte und ein eifriges Mitglied seines geliebten Korps Hansea wurde. Nach mehrjähriger kaufmännischer Ausbildung, die ihn unter anderem auch nach den Vereinigten Staaten von Amerika führte, übernahm er als Teilhaber der Firma Pfeifer & Langen die

VIII

a

b

c

d

e

f

g

h

i

k

l

m

n

o

p

VIIIb

Leitung des in Köln neu errichteten Verkaufsbüros dieser Firma, deren Geschicke er nach dem Ableben seines Vaters mit Erfolg zu meistern verstand. Daneben stellte er seine allzeit hilfsbereite Persönlichkeit den Verwaltungen zahlreicher Wirtschaftsunternehmen zur Verfügung; so war er zum Beispiel lange Jahre hindurch Vorsitzender des Aufsichtsrats der Gasmotorenfabrik Deutz und des A. Schaaffhausenschen Bankvereins, bis zu dessen Überführung in die Diskontogesellschaft. In den Gemeinschaftsorganen der Zuckerindustrie wirkte er an führender Stelle mit; auch gehörte er der Kölner Industrie- und Handelskammer und dem Verein der Industriellen als beliebtes Mitglied an. — Im Jahre 1907 wurde ihm aus Anlaß der Begründung eines Fideikommisses in Anerkennung seiner umfassenden öffentlichen Verdienste der erbliche Adel verliehen. — Auf seinem schönen Landsitz in Zieverich an der Erft pflegte er die Zucht hochwertiger Rassepferde. Seine und seiner Frau liebenswürdige Gastfreundschaft hat dort vielen Verwandten und Freunden schöne Stunden bereitet.

Johann Gottlieb von Langen wurde am 25. Oktober 1858 zu Köln geboren und ist daselbst am 20. März 1940 gestorben. Er vermählte sich am 2. Oktober 1884 zu Mehlem a. Rh. mit Minna vom Rath. Sie ist am 11. März 1863 zu Amsterdam geboren als Tochter von Wilhelm vom Rath, * 26. Oktober 1824 in Duisburg, † 22. April 1885 in Köln, und von Henriette vom Rath, * 11. März 1828 in Würzburg, † 16. Dezember 1903 in Köln.

Kinder:

- 1) Eugenie Henriette Therese Anna gen. Henny von Langen
* 21. Oktober 1887 zu Köln
∞ 27. August 1907 auf Burg Zieverich bei Bergheim mit
Richard Hermann Berg
(siehe VII a)

2) Hans Eugen von Langen

- * 8. Februar 1891 zu Köln
∞ 16. Juli 1919 zu Köln mit
Reta von Mallinkrodt
* 12. Mai 1894 zu Köln

Die Ehe wurde geschieden

- ∞ 28. April 1926 zu Köln mit
Anna Louisa Scheibler
* 30. Januar 1896 in Krefeld

3) Hedwig von Langen

- * 9. Juli 1894 in Köln
∞ mit Karl Frhr. von Schade

Die Ehe wurde geschieden

- ∞ mit Walter Le Tanneux von Saint Paul
* 3. Januar 1893 in Otten (Ostpreußen)

Enkel:

- 1) Annemarie Julie Eugenie Berg
* 24. Dezember 1908 zu Hackhäuserhof bei Solingen-Ohligs
- 2) Hedwig Wilhelmine Eugenie gen. Hety Berg
* 17. April 1911 zu Hackhäuserhof
∞ 3. Juli 1937 in Solingen mit
Kurt Hans Berthold Glauert
* 6. August 1905 zu Düsseldorf
- 3) Robert Fritz Gottlieb Berg
* 8. Januar 1913 zu Hackhäuserhof
- 4) Johann Peter Berg
* 5. Juli 1919 zu Hackhäuserhof
- 5) Reinhard Gottlieb Berg
* 1. Mai 1921 zu Hackhäuserhof
- 1) Ingeborg Elisabeth Erika Bertha von Langen
* 31. August 1919 zu Köln
- 2) Reta Wilhelmine Gustava Ilse von Langen
* 1. Juni 1921 zu Köln

- 3) Erika Anna Louisa Eugenie von Langen
* 16. Mai 1930 zu Köln

1) Margot von Schade

- * 21. März 1923 auf Burg Zieverich

2) Gisela von Schade

- * 4. Juli 1924 auf Burg Zieverich

Kinder:

- 4) Gottlieb Eugen Walter Hermann von Langen
* 9. Mai 1896 in Köln
∞ 16. April 1935 auf Burg Zieverich bei Bergheim mit
Anna-Louise Ferdinande Julie von Kleinsorgen
* 9. Juli 1910 in Münster i. W.

Enkel:

- 1) Jürgen Gottlieb Fritz Hans von Langen
* 4. Januar 1936 zu Köln
- 2) Renate Hedwig Lilly von Langen
* 26. Oktober 1937 zu Köln

Zu VIII b 1:

Berthold Glauert ist der Sohn von Wilhelm Glauert, * 4. August 1869, und Elisabeth Lentz, * 13. Mai 1878. Tochter: Andrea Elisabeth, geboren am 22. August 1938 zu Düsseldorf.

Zu VIII b 2:

Hans Eugen von Langen besuchte nach häuslicher Vorbereitung ab Obersekunda das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium zu Köln, das er 1909 mit dem Reifezeugnis verließ. Seiner Dienstpflicht genügte er beim Husaren-Regiment in Bonn, wo er zugleich beim Korps „Hansea“ aktiv war. Nach kaufmännischer Ausbildung in verschiedenen Unternehmen des In- und Auslandes studierte er ab Herbst 1913 in Heidelberg Jura. Beim Kriegsausbruch zum Dienst einberufen, war er bis zu dessen Ende als Führer einer leichten Munitionskolonnie durchweg an der Westfront. Er wurde zum Leutnant der Reserve befördert und erhielt das E. K. II und verschiedene Kriegsauszeichnungen. Nach dem Kriege arbeitete er zu weiterer kaufmännischer Ausbildung bei verschiedenen Großunternehmen und trat am 1. August 1919 als Prokurist bei der Firma Pfeifer & Langen in Köln ein, wo er seit 1922 als Teilhaber tätig ist.

Zu VIII b 3:

Walter Le Tanneux von Saint Paul war nach Abschluß auf dem Gymnasium aktiv beim Gardeschützenbataillon bis 1919 und betätigte sich dann in der Landwirtschaft und im kaufmännischen Beruf. Er ist Inhaber des E. K. I und II, des Hohenzollern-Hausordens mit Schwertern und sonstiger Kriegssorden.

Zu VIII b 3:

Gottlieb Eugen von Langen begann Ostern 1914 nach Ablegung seines Reifezeugnisses auf dem Realgymnasium zu Köln seine praktische Lehrzeit auf der Zuckerfabrik Elsdorf. Bei Kriegsausbruch meldete er sich beim Königsulanen-Regiment in Hannover und avancierte dort im Oktober 1915 zum Leutnant der Reserve. — Als Kompanieführer wurde er im August 1917 bei Langemark schwer und nach seiner Wiederherstellung im August 1918 bei St. Quentin nochmals verwundet. Er erhielt E. K. I und II, sowie das Ritterkreuz des Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern. Nach Rückkehr aus dem Felde setzte er seine praktische Tätigkeit fort und studierte auf den Technischen Hochschulen zu Hannover und München. Nach weiterer Ausbildung auf einer schlesischen Zuckerfabrik und in einem rumänischen Erdölunternehmen trat er 1922 als Prokurist in die Firma Pfeifer & Langen, wo er zur Zeit als Teilhaber tätig ist. —

Fritz von Langen

geboren 1860, gestorben 1929

VIIIc

Jakob Fritz von Langen studierte an den Technischen Hochschulen in Stuttgart und München, trat dann als Einjähriger beim Husaren-Regiment in Bonn ein und wurde ein eifriges Mitglied des dortigen Korps Hansea. Nach Abschluß der fröhlich genossenen Studentenzeit arbeitete er zu seiner Ausbildung auf verschiedenen Werken der deutschen Zuckerindustrie und trat dann als junger Ehemann als Teilhaber in die Firma Pfeifer & Langen ein, wo er die Leitung des Betriebes in Elsdorf übernahm. — Da ihm der Kindersegen versagt blieb, galt seine ganze Liebe dem Aufbau einer schönen Häuslichkeit für seine Freunde und Verwandten. Haus Tanneck, aus einem einfachen Bauernhof zu einem schönen Herrensitz umgewandelt, war der beliebte Treffpunkt eines vergnügten Freundeskreises, unter denen die Anhänger des edlen

Waidwerks, dem Vorbild des Hausherrn folgend, nicht fehlten. — In Vertretung der Belange seiner Firma war er lange Jahre Mitglied der Industrie und Handelskammer zu Bonn, in den letzten Jahren deren Vorsitzender. Er erhielt vor dem Kriege den Titel Kommerzienrat und wurde gleich seinen Brüdern Gottlieb und Hans in den erblichen Adelstand erhoben. —

Jakob Fritz von Langen wurde am 25. Juli 1860 in Köln geboren. Er ist am 22. Februar 1929 auf Haus Tanneck bei Elsdorf (Rhld.) verstorben. Er vermählte sich am 21. Januar 1885 in Köln mit Therese Tillmann, geboren am 2. Oktober 1862 zu Köln, gestorben am 6. Dezember 1933 auf Haus Tanneck bei Elsdorf (Rhld.). Sie ist die Tochter von Karl Tillmann, * 16. März 1822 zu Köln, † 27. Februar 1893 daselbst, und von Therese Guillaume, * 10. Juli 1837 zu Köln, † 28. März 1931 daselbst.

Hans von Langen

VIII e

geboren 1863, gestorben 1935

Hans Rudolf von Langen verließ im Jahre 1884 das Realgymnasium in der Kreuzgasse zu Köln mit dem Abitur und studierte anschließend in Bonn und Freiburg i. Br. Chemie. Seiner Dienstpflicht genügte er beim Husaren-Regiment in Bonn und wurde später Reserveoffizier beim Trierer (später Straßburger) Husaren-Regiment. In Freiburg promovierte er auf Grund einer Arbeit aus dem Gebiet der organischen Chemie zum Dr. phil. — Er widmete sich der Zuckerindustrie zunächst in mehrjähriger Arbeit in Java und anschließend in Leiden in Holland. Als junger Ehemann übernahm er dann 1893 die Leitung der Pfeifer & Langenschen Zuckerfabrik in Euskirchen. Als Teilhaber dieser Firma hat er deren Belange nach dem frühen Ableben seines Vaters gemeinsam mit seinen älteren Brüdern mit anerkanntem Erfolge wahrgenommen. — Seit dem Jahre 1914 gehörte er dem Verwaltungsrat der Waggonfabrik van der Zypen & Charlier m. b. H. und nach deren Umwandlung in die Vereinigten Westdeutschen Waggonfabriken A.-G. dem Aufsichtsrat dieser Gesellschaft an. — Als Vorsitzender des Aufsichtsrats des Gerling-Konzerns hat er sich nennenswerte Verdienste um die Entwicklung des Versicherungswesens erworben. —

Hans R. von Langen schuf sich am oberen Lauf der Ahr hauptsächlich durch Ankauf forstlich verwahrloster Ländereien ein schönes Waldgut mit kleinem Sommersitz. Im Jahre 1917 wurde ihm wegen seiner Verdienste um den Kreis Adenau, für den er sich über ein Jahrzehnt als erster Kreisdeputierter eingesetzt und dessen Landrat er während des Krieges vertreten hatte, der erbliche Adel verliehen. In seinen letzten Lebensjahren hat er sich mit besonderer Hingabe der deutschen Hühnerzucht gewidmet, der er durch seine vorbildliche Euskirchener Zuchtanstalt neue Wege gewiesen hat. —

Hans R. von Langen war Mitglied des Presbyteriums der evangelischen Kirchengemeinden von Köln und Adenau. —

Hans Rudolf von Langen wurde am 26. Januar 1863 zu Köln geboren. Er ist daselbst am 19. März 1915 gestorben. Er vermählte sich am 13. Juni 1893 zu Köln mit Juliette van der Zypen, geboren am 6. August 1873 zu Köln-Deutz. Sie ist die Tochter von Hans Heinrich Ferdinand van der Zypen, * 26. März 1842 in Lüttich, † 9. August 1907 in Berlin, und von Henriette van der Zypen, * 19. August 1852 in Lüttich, † 14. Februar 1929 in Köln.

Söhne:

1) Hans Rudolf (Rolf) von Langen
* 13. Juni 1896 zu Euskirchen

2) Henriette Hermine Hertha von Langen
* 23. September 1897 zu Euskirchen
∞ 31. August 1920 zu Köln mit
Karl Egon Bernhard Buschmann
* 7. Juli 1892 zu Berlin-Schöneberg

Enkel:

1) Anne Margret Soupire Henriette Buschmann
* 2. November 1921 in Köln

2) Hans Bernhard Arnold Buschmann
* 16. September 1922 zu Köln

Zu VIII e 2:

Karl Egon Bernhard Buschmann studierte nach Ablegung des Abiturs am Reform-Gymnasium zu Charlottenburg Jurisprudenz in Heidelberg, trat 1914 als Fahnenjunker beim Füsilier-Regiment Nr. 35 in Brandenburg ein, wurde 1915 zum Leutnant befördert und nahm 1919 seinen Abschied. Während des Krieges stand Bernhard Buschmann an der Westfront. Er erhielt das E. K. II. — Nach Fortsetzung der Studien in Heidelberg promovierte er an letzterem Ort 1920 zum Dr. jur. und betätigte sich hieran anschließend in Köln und Hannover auf verschiedenen Wirtschafts- und Verwaltungsgebieten. Seit 1933 lebt Bernhard Buschmann im Ruhestand in Köln.

Gustav Langen

VIII f

geboren 1864, gestorben 1936

Gustav Langen besuchte die Universität Bonn und genügte dort als aktiver Korpsstudent der „Hansea“ seiner Dienstpflicht im Husaren-Regiment. Nach technischer Ausbildung trat er in die Direktion der Österreichischen Mannesmann-Röhrenwerke in Komotau (Böhmen) ein und übernahm dann 1892 die Leitung der Otto-Gas-Engine-Works in Philadelphia Pa., einer Tochtergesellschaft der Gasmotorenfabrik Deutz. Nach dem Tode seines Vaters nach Deutschland zurückgekehrt, war er zunächst bei der Firma Weyersberg, Kirschbaum & Co. in Ohligs und später als Teilhaber bei der Automobilfabrik Utermöhle in Köln tätig. Im Jahre 1928 erwarb er das Obstgut Johannisberg bei Bad Neuenahr und nahm nach Verkauf desselben 1935 seinen Wohnsitz in Bad Godesberg. — Gustav Langen hat die Entwicklung des deutschen Motorenfahrzeugbaus als einer der ersten Herrenfahrer erfolgreich gefördert. Am Weltkrieg nahm er als Rittmeister der Reserve im Kaiserlichen Automobilkorps teil. Er erhielt das E. K. I und II und verschiedene Kriegssorden, auch avancierte er zum Major. —

Alle, die Gustav Langen kannten, werden sich seiner lebensfrohen, stets hilfsbereiten und liebenswürdigen Persönlichkeit gern erinnern.

Ludwig Gustav Langen ist am 23. August 1864 zu Köln geboren. Er ist am 7. August 1936 in Godesberg gestorben. Er vermählte sich am 22. Mai 1889 zu Düsseldorf mit Elly Heye, geboren am 29. Dezember 1867 zu Düsseldorf, gestorben daselbst am 12. März 1892. Die Ehe war kinderlos. Elly Heye war die Tochter von Ferdinand Heye, * 13. Juli 1838 in Bremen, † 26. Juli 1889 in Düsseldorf, und von Emma Friederike Pauline Heye, * 22. November 1840 in Bremen, † 13. September 1928 in Düsseldorf. — Gustav Langen heiratete in zweiter Ehe Helene Weyersberg, geboren am 16. März 1871 in Solingen. Sie ist die Tochter von Friedrich Albert Weyersberg, * 30. Oktober 1832 in Solingen, † 1. Dezember 1881 in Bonn, und von Auguste von Recklinghausen, * 2. Februar 1834 in Solingen, † 27. Juli 1916 in Bonn.

Kinder:

- 1) Elly Margarete Helene Langen
* 18. November 1894 in Philadelphia Pa. USA.
∞ 22. August 1918 zu Bad Neuenahr mit
Erich Eugen Schlieper
* 16. September 1881 in Berlin-Schöneberg
- 2) Fritz Gustav Eugen Langen
* 17. Januar 1900 in Wald bei Ohligs
† 15. Juli 1918 gefallen als Fähnrich bei Moronvilliers vor Rheims
- 3) Klaus Erich Eugen Langen
* 6. Oktober 1903 in Wald bei Ohligs
∞ 5. Juli 1929 in Breitbrunn am Chiemsee mit
Annemarie Lohmann-Hölken
* 22. März 1909 in Berlin
- 4) Hans Gustav Langen
* 4. Januar 1908 in Köln

Enkel:

- 1) Erich Ello Oskar Schlieper
* 26. Januar 1933 in Berlin
- 1) Fritz Gustav Klaus Langen
* 25. Oktober 1930 in Magdeburg
- 2) Ursula Elly Langen
* 17. Oktober 1935 in Düsseldorf
- 3) Eugen Joachim Langen
* 26. April 1940

Zu VIII f 1:

Erich Eugen Schlieper machte sein Examen als Dipl.-Ing. und Regierungsbaumeister, wurde Rittmeister der Reserve im hessischen Leibdragoner-Regiment Nr. 24 in Darmstadt, nahm am Weltkrieg teil und erhielt den Hausorden von Hohenzollern mit Schwertern, das E. K. I und II und andere Kriegsauszeichnungen.

Zu VIII f 3:

Klaus Langen besuchte nach Absolvierung des Realgymnasiums die Technische Hochschule zu München, trat nach beendetem Studium als Konstrukteur bei der Maschinenfabrik Buckau ein, wurde 1931 Betriebsingenieur bei der Zuckerfabrik von Pfeifer & Langen in Urdingen. Er ist zur Zeit Betriebsleiter der dieser Firma gehörigen Zuckerfabrik in Dormagen.

Zu VIII f 4:

Hans Gustav Langen ist zur Zeit in kaufmännischer Stellung in Düsseldorf tätig. —

Margarete von Loeßl geb. Langen**VIII g**

Johanna Dorothea Margarete gen. Margret Langen wurde am 28. November 1866 in Köln geboren. Sie ist am 20. Juli 1940 zu Bad Neuenahr gestorben. Sie heiratete am 18. Mai 1893 zu Köln Ernst Ritter und Edlen von Loeßl, geboren am 12. Juni 1886 in Brasilien, gestorben am 6. Oktober 1931 in Bad Neuenahr. Er ist der Sohn von Ludwig Johann Baptist Ritter und Edler von Loeßl, * 20. März 1827 in Nürnberg, † 28. Juli 1907 in Innsbruck, und von Agnes Syltemayer, * im November 1837 in Dannenberg (Hannover), † 14. Februar 1877 in Hamburg. — Ernst von Loeßl war im Jahre 1883 als Fahnenjunker bei den Wandsbecker Husaren eingetreten und kam als Leutnant zum hessischen Leibgarde-Dragoner-Regiment Nr. 23 nach Darmstadt, wurde 1913 Major und Stabsoffizier bei diesem Regiment und 1913 Kommandeur des Königs-Ulanen-Regiments in Hannover. Er führte dieses Regiment im Kriege an der West- und Ostfront und nahm nach der Demobilisierung als Oberst seinen Abschied. —

Kinder:

- 1) Ernst Ludwig von Loeßl
* 14. April 1894 in Darmstadt
† 25. Mai 1917 auf dem Felde der Ehre

Kinder:

- 2) Eugen Richard (Budi) von Loeßl
* 18. Juli 1895 in Darmstadt
† 9. August 1920 auf der Wasserkuppe (Rhön)
∞ 22. November 1919 in Stuttgart mit
Margarete Anna Pauline Mohn
- 3) Ottmar Hans Julius von Loeßl
* 20. August 1897 in Darmstadt
∞ 18. Oktober 1924 in Darmstadt mit
Annaliese Elisabeth Adelheid Strack
* 5. Januar 1903 in Metz
- 4) Ullrich Adolf Bernhard von Loeßl
* 17. September 1910 in Darmstadt
∞ 18. September 1937 mit
Lini Diener
* 18. Dezember 1908 in Wald, Kanton Zürich

Enkel:

- 1) Ernst Eugen von Loeßl
* 17. November 1925 zu Springfield Ohio USA.
- 2) Elisabeth Christa Elane von Loeßl
* 24. August 1930 in Berlin
- 3) Edla Margarete Louise von Loeßl
* 16. März 1936 zu Kassel
- 1) Christiane Margarete von Loeßl
* 11. Januar 1939 zu Köln

Zu VIII g 1:

Ernst von Loeßl der Jüngere ist als Leutnant der Reserve und Kampfflieger vor Ypern gefallen.

Zu VIII g 2:

Budi von Loeßl verunglückte bei einem Versuchsfluge gelegentlich der ersten Segelflugwettbewerbe, die er mit ins Leben gerufen hatte.

Zu VIII g 3:

Ottmar von Loeßl trat 1914 beim Königsulenen-Regiment in Hannover als Fahnenjunker ein, nahm seit März 1915 bei diesem Regiment am Kriege teil und wurde nach Demobilisierung als Leutnant der Reserve verabschiedet. — Er studierte auf den Technischen Hochschulen zu Darmstadt und Dresden, machte 1923 sein Diplomexamen und arbeitete bei verschiedenen Industrieunternehmen, darunter auch vier Jahre in den Vereinigten Staaten. Im Jahre 1932 wurde er Vorstandsmitglied bei den Garbe-Lahmeyer-Werken in Aachen, 1934 Direktor bei Henschel & Sohn in Kassel. Seit 1937 ist er Geschäftsführer der Magdeburger Werkzeugmaschinenfabrik und Direktor des Magdeburger Zweigwerks der Junkers Flugzeug- und Motorenwerke A.-G. — Er ist Inhaber der Rettungsmedaille am Bande, des E. K. I und II und verschiedener Kriegssorden.

Zu VIII g 4:

Ullrich von Loeßl besuchte nach Absolvierung des Gymnasiums zu Ahrweiler die Universitäten in Freiburg i. Br., Berlin und Bonn. Im Oktober 1936 machte er sein Referendarexamen. Er ist zur Zeit beim Oberlandesgericht in Köln tätig. —

Hedwig von Wißmann geb. Langen**VIII h**

Katharina Hedwig Langen wurde am 7. Dezember 1867 in Köln geboren. Sie heiratete am 20. November 1894 in Köln den Afrikaforscher Hermann von Wißmann, geboren am 4. September 1853 in Frankfurt a. d. Oder, gestorben am 15. Juli 1905 auf Gut Langpolten bei Liezen (Obersteiermark). Er ist der Sohn des Regierungsrats Hermann Wißmann, * 28. Dezember 1820 zu Stettin, † 21. Februar 1829 zu Domnitz (Elbe), und von Elise Schach von Wittenau, * 13. Februar 1829 in Domnitz, † 20. November 1910 in Bad Lauterburg (Harz).

Das Leben des großen Afrikaners Hermann von Wißmann und seine Verdienste um die deutschen Kolonien können im Rahmen dieser Chronik nicht erschöpfend behandelt werden. Innerem Drange folgend schied Hermann von Wißmann als junger Offizier aus seinem mecklenburgischen Infanterie-Regiment aus,

um sich ganz der Erforschung des dunkeln Erdteils zu widmen. Nach wiederholten Durchquerungen desselben wurde er durch Bismarcks Vertrauen mit der Niederwerfung des ostafrikanischen Sklavenhändleraufstandes betraut. Seine entscheidenden Erfolge wurden durch Verleihung des erblichen Adelsstandes anerkannt. Wenige Jahre darauf konnte er seine großen Erfahrungen kolonialer Art als Gouverneur von Deutsch-Ostafrika zugunsten seines Vaterlandes einsetzen. Seinen Lebensabend genöß Hermann von Wißmann auf seinem Gut in der schönen Steiermark. Hier setzte ein Jagdunfall seinem Leben ein vorzeitiges Ende.

Kinder:

- 1) Hermann Sedan von Wißmann
* 2. September 1895 auf Haus Etzweiler bei Elsdorf
∞ 16. Mai 1937 in Shanghai mit
Bettina Freiin von Rinaldini
* 30. November 1896 in Wien
- 2) Hildegard Henriette Elisabeth Marie
gen. Hilla von Wißmann
* 20. Mai 1900 auf Gut Langpolten bei Liezen
(Steiermark)
∞ 8. November 1919 mit
Brami Eugen Valentin Andreae (VIII i)
* 11. August 1894 zu Darmstadt
Die Ehe wurde geschieden.
∞ mit Günther Pauli
* 15. November 1910 in Sonderburg
- 3) Hedwig Elise Emma gen. Bumm von Wißmann
* 3. September 1901 auf Gut Langpolten
∞ 31. Januar 1925 mit Fritz Berg (VII a)
† 18. August 1933 in Hackhausen bei Ohligs
- 4) Hertha Margarete von Wißmann
* 20. November 1903 auf Gut Langpolten

Zu VIII h 1:

Hermann von Wißmann d. J. studierte in Jena Geographie und Botanik, trat Anfang 1915 bei den Königsulanen ein, ging im Herbst dieses Jahres zur Fliegertruppe über, bei der er als Maschinengewehrschütze und Beobachtungsoffizier im März 1916 im Westen schwer verwundet wurde. Nach Wiederherstellung seiner Gesundheit setzte er 1919 sein Studium in Gießen und München fort, promovierte 1924 zum Dr. phil., arbeitete dann 1926 bis 1929 am kolonialgeographischen Institut der Universität Leipzig und unternahm größere Forschungsreisen in verschiedenen Ländern, u. a. in Arabien. Von 1929 bis 1931 war Hermann von Wißmann als Assistent am geographischen Institut in Wien tätig und setzte im Sommer 1931 seine Forschungsarbeiten in Südarabien fort. In den Jahren 1932 bis 1937 lehrte Hermann von Wißmann als Professor der Geographie an der chinesischen Nationalen Zentral-Universität in Nanking. Während eines Heimaturlaubs habilitierte er sich 1936 an der Universität Wien für das Gesamtgebiet der Geographie. Der Ausbruch der Feindseligkeiten mit Japan, sowie schwere Erkrankung zwangen ihn im Oktober 1937 zur Rückkehr, wo er im Tropengenesungsheim in Tübingen Aufnahme fand. Am 1. März 1938 wurde Hermann von Wißmann zum ordentlichen Professor für Geographie an die Universität Tübingen berufen. —

Zu VIII h 4:

Hertha von Wißmann studierte Musik an den Hochschulen zu Köln und Basel, an welch letzterem Ort sie dann als Violinlehrerin wirkte. Zur Zeit lebt sie bei ihrer Mutter auf Gut Langpolten bei Liezen in der Steiermark. —

Enkel:

- 1) Brami Halim Andreae
* 4. Juli 1921 auf Rinschwaighof bei Liezen
(Steiermark)
- 1) Hedwig Elke Pauli
* 13. Mai 1935 auf Rinschwaighof bei Liezen
- 2) Günther Hermann Edmund Pauli
* 2. März 1937 daselbst

Libeth Andreae geb. Langen

VIII i

Elisabeth Susanne gen. Libeth Langen wurde am 12. November 1870 in Köln geboren. Sie heiratete am 8. Oktober 1892 zu Köln Brami Julius Andreae, geboren am 5. Oktober 1866 zu Magdeburg-Neustadt, gestorben am 30. Juli 1917 in Wilna. Er ist der Sohn von Abraham Maria (Brami) Andreae, * 9. November 1819 in Frankfurt a. M., † 6. Mai 1875 in Magdeburg-Buckau, und von Emilie Marianne Hennige, * 28. August 1834 in Magdeburg, † 12. Januar 1907 in Darmstadt. — Brami Andreae trat am 4. Oktober 1886 als Fahnenjunker beim Hessischen Leibdragoner-Regiment Nr. 24 in Darmstadt ein, wurde zum Offizier befördert und im Jahre 1890 als Militärattaché zur Botschaft nach Konstantinopel kommandiert. Er avancierte in Darmstadt zum Major und Schwadronschef und wurde dann im Frühjahr 1913 als Stabsoffizier zum Husaren-Regiment Nr. 5 nach Stolp versetzt, bekam bei Kriegsausbruch das Reserve-Ulanen-Regiment Nr. 6, wurde im September 1916 Kommandeur des Hessischen Infanterie-Leibregiments Nr. 117, in welcher Stellung er die erste Sommeschlacht mitmachte. Im Frühjahr 1917 kam er als Kommandeur des Jäger-Regiments zu Pferde Nr. 7 nach dem Osten, wo er der Ruhr erlag. —

Kinder:

- 1) Brami Eugen Valentin Andreae
* 11. August 1894 in Darmstadt
† 13. Juni 1936 in Windhuk (Südwestafrika)
∞ 8. November 1919 in Liezen mit
Hildegard Henriette Elisabeth
gen. Hilla von Wißmann (VIII h)
* 20. Mai 1900 auf Gut Langpolten
Die Ehe wurde geschieden.
∞ im Jahre 1927 zu Windhuk (Südwestafrika) mit
Hilda Wiessel
* 22. Juli 1898 in Darmstadt
- 2) Alexandra Marianne gen. Alex Andreae
* 10. Oktober 1896 in Darmstadt
∞ 6. August 1924 zu Bad Neuenahr mit
Friedrich (Fritz) Ludwig Emanuel Merck
* 3. April 1889 in Darmstadt
- 3) Hans Joachim Andreae
* 12. August 1898 in Darmstadt
∞ 14. November 1929 in Hannover mit
Cläre Wulf
* 8. April 1900
- 4) Brami Jürgen Andreae
* 7. Februar 1909 in Darmstadt
∞ 17. November 1934 in Darmstadt mit
Marka Koban
* 9. Januar 1910 in Darmstadt

Enkel:

- 1) Brami Halim Andreae
* 4. Juli 1921 auf Rinschwaighof bei Liezen
(Steiermark)
- 1) Friedrich-Emanuel Brami Werner Willy (Fritz)
Merck
* 6. Juni 1925 in Darmstadt
- 2) Vera Zerelda Merck
* 2. Januar 1927 in Darmstadt
- 1) Maha Andreae
* 2. September 1939 in Breslau

Zu VIII i 1:

Brami Andreae d. J. machte den Weltkrieg als Marineoffizier u. a. auf dem Kreuzer „Goeben“ im Mittelmeer mit. Er erhielt das E. K. I und II und andere Kriegsauszeichnungen. Nach beendetem Kriege wurde er zunächst Landwirt in der Steiermark und nach seiner Scheidung Pflanzer in Südwest. Hier starb er nach einer Handverletzung im Krankenhause in Windhuk an einer Tropenkrankheit.

Zu VIII i 2:

Nach Ablegung der Reifeprüfung genügte Fritz Merck seiner Dienstpflicht beim Dragoner-Regiment Nr. 14 in Kolmar und wurde im Mai 1913 zum Reserveoffizier in diesem Regiment ernannt. Er studierte an den Technischen Hochschulen zu Dresden und München, sowie an der Universität Freiburg i. Br., wo er nach beendeter Kriege zum Dr. phil. nat. promovierte. Den Weltkrieg machte Fritz Merck beim Fußartillerie-Regiment 13 meist im Westen mit. Ab April 1917 war er Ballonbeobachter, später Ballonführer. Er erhielt das E. K. I und II und verschiedene Kriegsorden. — Nach beendetem Studium trat Fritz Merck in Darmstadt in die väterliche Firma E. Merck, Chemische Fabrik ein und wurde 1922 dort Teilhaber. Der neuen Wehrmacht gehört er seit 1937 an. 1938 wurde er zum Rittmeister der Reserve befördert.

Zu VIII i 3:

Hans Andrae war aktiver Kavallerieoffizier bei der Reichswehr, nahm als Rittmeister seinen Abschied. Im polnischen Feldzug erhielt er im Jahre 1939 das E. K. I in Anerkennung besonderer Leistungen bei einer Panzerwagentruppe.

Zu VIII i 4:

Jürgen Andrae ist als Kaufmann für die Firma Merck (Darmstadt) in Breslau tätig. —

Jettli von Recklinghausen geb. Langen

VIII k

Emma Henriette (Jettli) Langen wurde am 13. August 1874 in Köln geboren. Am 23. Mai 1895 heiratete sie zu Köln ihren Vetter Johann Daniel August von Recklinghausen (siehe VII b). Die Ehe wurde 1916 geschieden.

Kinder:

- 1) Johann Daniel August von Recklinghausen
* 3. Mai 1896 auf Schloß Hackhausen bei Ohligs
† 22. August 1915 auf dem Felde der Ehre
- 2) Klara Hermine Elisabeth von Recklinghausen
* 2. Juni 1897 auf Schloß Hackhausen
† 26. Februar 1918 in Köln
- 3) Eleonore (Lore) Friederike Helene von Recklinghausen
* 6. Oktober 1898 auf Schloß Hackhausen
- 4) Johann (Hans) Jakob Eugen von Recklinghausen
* 6. Februar 1903 in Köln
∞ mit
Annemarie Schäfer
* 20. Dezember 1910 zu Berlin-Lichtenrade
- 5) Fritz Adolf Matthias Leonhard von Recklinghausen
* 27. August 1904 auf Schloß Hackhausen
∞ 18. März 1936 in Köln-Deutz mit
Ellinor Maria Thekla Luise Osborne
* 28. November 1909 in Alexandrien

Enkel:

- 1) Johann (Hans) Jakob Eugen von Recklinghausen
* 31. März 1935 in Dessau
- 2) Maria Elisabeth Hermine von Recklinghausen
* 28. Juni 1937 in Dessau
- 1) Emma Henriette Helene Ulrike von Recklinghausen
* 17. Dezember 1936 in Köln-Kalk
- 2) Johann Daniel August von Recklinghausen
* 16. Juli 1938 in Köln-Kalk
- 3) Annette Beatrice Isabella von Recklinghausen
* 9. Dezember 1939 in München

Kinder:

- 6) Heidi von Recklinghausen
* 28. Februar 1906 in Köln
∞ 26. November 1927 in Köln mit
Kurt Schneider
* 7. Januar 1887 in Crailsheim

Zu VIII k 1:

Daniel von Recklinghausen trat nach Besuch des Gymnasiums als Kriegsfreiwilliger beim 7. Regiment Jäger zu Pferde ein. Er fiel bei Kowno auf einem Patrouillenritt.

Zu VIII k 3:

Lore von Recklinghausen lebt in Berlin und betätigt sich schriftstellerisch unter anderem auch für den Rundfunk.

Zu VIII k 4:

Hans von Recklinghausen besuchte nach abgelegtem Abgangszeugnis (auf der Realschule) die Universitäten von Köln, Freiburg und Berlin, wo er 1931 zum Dr. phil. promovierte und ab da im Kaiser-Wilhelm-Institut für physikalische Chemie tätig war. Er arbeitet zur Zeit als Chemiker bei der I. G. (Agfa) in Wolfen.

Annemarie Schäfer ist die Tochter von Hermann Schäfer, * 1872, † 1915, und von Marie Auguste Henriette Körner, * 30. März 1882.

Zu VIII k 5:

Fritz von Recklinghausen besuchte die Schule in Wickersdorf, machte nach dreijähriger Banklehre in Köln volkswirtschaftliche Studien an den Universitäten zu Köln und Zürich. 1926 legte er das Examen eines Dipl.-Kaufmanns ab und war ab da bei den Bankfirmen Rhodius, Königs H. Mj. in Amsterdam und bei der Deutschen Orientbank in Alexandrien tätig. 1931 übernahm er eine kaufmännische Stelle bei der Kölnischen Gummiwarenfabrik und rückte dort zum Prokuristen auf.

Elinor Osborne ist die Tochter von Dr. med. Alfred Osborne, * 17. Oktober 1865 in Prag, † 15. November 1933 in Alexandrien, und von Helene Mors, * 26. Februar 1876, zur Zeit wohnhaft zu München.

Zu VIII k 6:

Heidi von Recklinghausen studierte nach abgelegtem Abiturientenexamen in Würzburg Medizin.

Kurt Schneider ist Professor Dr. med. und Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Gehirnforschung in München. Er ist der Sohn von Paul Alexander von Schneider, Landgerichtspräsident, * 16. Oktober 1855 in Stuttgart, † 30. Oktober 1918 in Ulm, und von Julie Mathilde Theodora Weitbrecht, * 17. Januar 1860 in Notzingen (Oberamt Kirchheim, Wrttg).

Adolf Langen

VIII l

Siegfried Adolf Langen wurde am 29. Juli 1875 in Köln geboren. Er besuchte nach Abschlußprüfung auf dem Realgymnasium zu Köln und kurzem Aufenthalt in Neufchâtel die Universität Bonn, wo er beim Korps Hansea eintrat und seiner Dienstpflicht beim Husaren-Regiment Nr. 7 genügte. Von diesem Regiment trat er später als Reserveoffizier zum Leibdragoner-Regiment Nr. 24 in Darmstadt über. — Nach Studium an der Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg und längerer Ausbildung in verschiedenen industriellen Betrieben u. a. in den Vereinigten Staaten, trat er im Herbst 1900 bei der Gasmotorenfabrik Deutz ein, wurde Leiter der Versuchsanstalt und 1902 in den Vorstand des Unternehmens berufen, dem er bis zum Herbst 1908 angehörte. — Er beteiligte sich nach seinem Übertritt in den Deutzer Aufsichtsrat an der Krefelder Schraubenfabrik. Nach Übernahme der Anteile seines Mitteilhabers führte er das Unternehmen ab 1920 allein und wandelte es 1936 nach Eintritt seines Sohnes Victor in eine Kommanditgesellschaft.

schaft unter der Firma „A. Langen & Sohn“ um. – Adolf Langen gehört seit 1928 dem Präsidialbeirat, bzw. dem Präsidium der Krefelder Industrie- und Handelskammer an. – Den Weltkrieg hat Adolf Langen von dessen Beginn an bis zu seiner Verwundung in der Tankschlacht bei Cambrai mitgemacht, zunächst als Führer einer Kraftwagenkolonne im Westen, dann als Kommandeur der Kraftwagentruppen der zweiten Armee. Er wurde mit dem E. K. I und II und verschiedenen Kriegssorden ausgezeichnet. –

Adolf Langen vermählte sich am 6. Juni 1903 in Köln mit Anna Johanna Pfeifer, geboren am 15. März 1882 zu Köln. Sie ist die Tochter von Eugen Pfeifer, * 27. September 1848 in Köln, † 18. August 1915 auf Haus Annaberg bei Godesberg, und von Pauline Schnitzler, * 1. Mai 1855 in Köln. –

Kinder:

- 1) Eugen Langen
* 14. Juni 1904 in Köln
∞ 7. November 1931 in Hamburg mit
Erika Röltgen
* 7. November 1907 in Hamburg
- 2) Ilse Paula Maria Langen
* 19. Dezember 1905 in Köln
∞ 5. September 1927 in Krefeld mit
Reinhard Johann Christian Klöpfer
* 15. Mai 1901 in München
- 3) Victor Max Langen
* 22. März 1909 in Köln
∞ August 1940 zu Düsseldorf mit
Marianne Heimann
* 7. Dezember 1911 zu Düsseldorf
- 4) Liselotte Martha Hildegard Langen
* 9. März 1918 in Köln
∞ 5. Juni 1937 in Krefeld mit
Werner Leendertz
* 29. Juli 1909 in Krefeld

Zu VIII 1 1:

Eugen Langen machte in Krefeld das Abitur, absolvierte Banklehre und Studium in Köln, Innsbruck, Berlin, Frankfurt a. M. und Paris, wurde 1931 Assessor, war von 1932 bis 36 beim Bankhaus Dellbrück, Schickler & Co. in Berlin und dann als Rechtsanwalt tätig, welche Praxis er auch heute nach vorübergehender Tätigkeit in einem kleineren Bankhaus wieder ausübt. –

Zu VIII 1 2:

Reinhard Klöpfer verließ 1920 das Realgymnasium München mit dem Abgangszeugnis, arbeitete zur Ausbildung im Kaufmannsberuf in Hannover, Hamburg und auf einer Großbankfiliale in Oberbayern. Im Jahre 1922 trat er in die väterliche Firma Klöpfer & Königer als Teilhaber ein. – Im Jahre 1919 tat Reinhard Klöpfer Dienst im Freikorps Bamberg. Im Jahre 1920 war er als Zeitfreiwilliger Mitglied des Freikorps Epp und nahm an den Kämpfen im Ruhrgebiet teil. –

Zu VIII 1 3:

Victor Langen legte nach Studium auf der Technischen Hochschule sein Diplomexamen ab und wurde nach Einarbeitung in verschiedenen industriellen Betrieben als Teilhaber in die väterliche Schraubenfabrik aufgenommen.

Enkel:

- 1) Johann Jakob (Jan) Langen
* 17. Dezember 1932 in Berlin
- 2) Roland Adolf Langen
* 30. Januar 1935 in Berlin
- 3) Renate Langen
* 21. Februar 1938 in Berlin
- 1) Christian Hermann Adolf Klöpfer
* 4. August 1928 in München
- 2) Manfred Eugen Klöpfer
* 5. Oktober 1928 in München
- 3) Arnold Victor Otto Klöpfer
* 30. März 1933 in München
- 4) Gertrud Gerda Lieselotte Klöpfer
* 2. November 1936 in München

- 1) Beatrix Leendertz
* 9. Juli 1938 in Krefeld

Zu VIII 1 4:

Werner Leendertz studierte nach abgelegter Reifeprüfung auf dem Realgymnasium zu Krefeld in Lausanne Volkswirtschaft. Er machte dort das Examen als Diplom-Kaufmann und trat nach weiteren volkswirtschaftlichen Studien in das väterliche Unternehmen, Mottau & Leendertz, in Krefeld ein, wo er als Teilhaber tätig ist. –

Arnold Langen

VIII m

Hermann Arnold Langen wurde am 20. Juli 1876 in Köln geboren. Er besuchte nach der Abschlußprüfung auf dem Realgymnasium zu Köln und kurzem Aufenthalt in Neufchâtel die Universität in Bonn und die Technischen Hochschulen in Berlin-Charlottenburg und Dresden. Als Assistent am dortigen Maschinenbau-Laboratorium promovierte er an der Universität Rostock zum Dr. phil. – Er genügte seiner Dienstpflicht beim Husaren-Regiment in Bonn, dem er bei Ausbruch des Weltkrieges als Rittmeister der Reserve angehörte. – Seit 1903 war er bei der Gasmotorenfabrik Deutz, der jetzigen Klöckner-Humboldt-Deutz A.-G., zunächst als Versuchsingenieur, dann als technischer Direktor und nach Rückkehr aus dem Felde als Generaldirektor tätig. Am Kriege nahm er als Kraftwagenoffizier im Westen, in Serbien und vor Verdun teil. – Im Jahre 1919 übernahm er den Vorsitz des von seinem Vater gegründeten Vereins der Industriellen des Regierungsbezirks Köln. Als stellvertretender Vorsitzender des Wirtschaftsausschusses für die besetzten Gebiete war er in den Jahren nach dem verlorenen Kriege an der Abwehr der Übergriffe der Feindmächte besonders beteiligt. Dem vorläufigen Reichswirtschaftsrat gehörte er seit dessen Begründung an. Von der Technischen Hochschule zu Aachen wurde er mit der Würde eines Dr. ing. e. h. und von der Universität Köln mit der eines Dr. jur. h. c. ausgezeichnet. Der Industrie- und Handelskammer zu Köln gehörte er bis 1936 als stellvertretender Vorsitzender an. – Im Herbst 1937 trat Dr. Arnold Langen in den Ruhestand, um sich seinen vielseitigen allgemeinen Interessen zu widmen. –

Arnold Langen vermählte sich am 29. Juli 1901 in Darmstadt mit Wilhelmine (Mimi) Karoline Luise Pistor, geboren in Darmstadt am 12. September 1881, gestorben zu Köln am 26. Oktober 1920. Sie ist die Tochter des Oberlandesgerichtsrat Otto Pistor, * 2. September 1824 in Zwingenberg a. d. Bergstraße, † 19. August 1901 in Darmstadt, und von Lina Helmreich, * 4. April 1842 in Mannheim, † 6. Juli 1929 in Schlangenbad.

Arnold Langen vermählte sich am 10. Dezember 1921 in zweiter Ehe mit Marianne (Anne Marie) Johanna Auguste Andreae, geboren am 14. Juli 1885 in Magdeburg-Neustadt. Sie ist die Tochter von August Wilhelm (Willy) Andreae, * 10. April 1858 in Frankfurt a. M., † 29. Dezember 1894 in Offenbach a. M., und von Anna Emilie Marianne Andreae, * 30. Dezember 1861 in Magdeburg-Buckau.

Kinder:

- (erster Ehe)
- 1) Hermine Karoline Hedwig Henriette gen. Tutta
Langen
* 18. Mai 1902 in Dresden
∞ 22. Juli 1924 in Köln mit
Robert August Franz Helmreich
* 2. Mai 1890 in Mannheim

Enkel:

- 1) Karl-Arnold Wilhelm Helmreich
* 13. Juni 1925 in Heidelberg
- 2) Gisela Paula Anita Helmreich
* 28. August 1927 in Heidelberg

Kinder:

- 2) Anita (Nita) Helene Minna Elisabeth Langen
* 3. Januar 1904 in Köln
∞ 18. Oktober 1928 in New-York mit
Udo Richard Colsman
* 7. November 1903 in Langenberg (Rhld.)

(zweiter Ehe)

- 3) Annemarie Emma Gertrud Langen
* 29. August 1923 in Köln
- 4) Arnold Eugen Erich Langen
* 7. April 1925 in Köln.

Zu VIII m 1:

Robert Helmreich besuchte das Gymnasium zu Mannheim, machte seine kaufmännische Lehre dort, in Paris und New York, kam von dort während des Krieges über Norwegen zurück und tat im Feld Dienst als Leutnant der Reserve im Feldartillerie-Regiment Nr. 31. — Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1916 reklamiert, übernahm er die Leitung der Firma Helmreich & Cie. in Heidelberg-Wieblingen. Er ist Inhaber des E. K. II. —

Zu VIII m 2:

Udo Colsman ist Teilhaber von Gebr. Colsman, Seidenweberei in Kupferdreh, und der Firma Barthels, Feldhoff in Wuppertal-Barmen. —

Emma Langen**VIII n**

Wilhelmine Emma Langen wurde am 14. April 1878 in Köln geboren. Sie studierte in Düsseldorf und Dresden Malerei. Im Weltkrieg pflegte sie als Schwester. Durch ihre Begabung für Bildhauerei wurden der Familie schöne Büsten der Eltern geschenkt. In ihrem kleinen Sommerhaus in Oberbayern haben Verwandte und Freunde oft gastliche Aufnahme und gute Erholung gefunden.

Victor Langen**VIII o**

Eugen Victor Langen wurde am 17. März 1879 in Köln geboren. Er besuchte nach Abschlußprüfung auf dem Realgymnasium zu Köln die Universität Bonn und die Technische Hochschule zu Dresden. Nach Tätigkeit in verschiedenen industriellen Betrieben arbeitete er für ein Konsortium, das sich für die Einführung der von seinem Vater erfundenen Schwebebahn gebildet hatte. Die diesbezüglichen Bemühungen mußten jedoch infolge der zunehmenden Verwendung der Untergrundbahnen und der Entscheidung der Großstädte für diese Verkehrsart eingestellt werden. Seine Neigungen zum Rennsport veranlaßten ihn zum Erwerb eines auf diesem Gebiet führenden Verlages, den er dann im Jahre 1922 verkaufte, um sich fortan der Landwirtschaft auf einem von ihm erworbenen schlesischen Gut zu widmen. — Victor Langen, der seiner Dienstpflcht beim Husaren-Regiment Nr. 7 in Bonn genügt hatte, machte den Krieg als Rittmeister

Enkel:

- 1) Margret Anita Colsman
* 15. September 1929 in Langenberg
- 2) Ursula Bertha Colsman
* 11. Januar 1931 in Langenberg
- 3) Anna-Gertrud Colsman
* 19. April 1932 in Langenberg
- 4) Irmhild Colsman
* 27. August 1935 in Langenberg
- 5) Wilhelm Adolf Colsman
* 16. September 1938 in Langenberg

bei den Jägern zu Pferde mit, wurde beim ersten Vormarsch auf Lille schwer verwundet und tat nach seiner Wiederherstellung erneut Dienst an der russischen Front. Er wurde mit dem E. K. I und II und verschiedenen Kriegsorden ausgezeichnet.

Victor Langen ist vermählt mit Margarete Fischer, geboren am 27. September 1879 in Dresden. Sie ist die Tochter von Karl Heinrich Fischer, * 30. August 1840, † 15. Januar 1886, und von Wilhelmine Braune, * 8. April 1849, † 11. Juni 1921. —

Kinder:

- 1) Gerhard Langen
* 7. Juli 1905 in Dresden
∞ 2. Juli 1937 in Breslau mit
Erna Johanna Erika Karge
* 29. Dezember 1913 in Breslau
- 2) Walter Langen
* 1. November 1908 in Dresden
- 3) Günther Johann Langen
* 17. Juli 1921 in Berlin

Zu VIII o 1:

Gerhard Langen studierte nach Ablegung der Reifeprüfung auf dem Gymnasium zu Görlitz auf den Universitäten Breslau und Berlin die Rechts- und Staatswissenschaften, legte 1928 das Referendarexamen ab und promovierte anschließend zum Dr. jur. — 1933 wurde er Gerichtsassessor, bald darauf Rechtsanwalt und neuerdings auch Notar in Schmiedeberg im Riesengebirge.

Enkel:

- 1) Matthias Leonhardt Langen
* 19. April 1938 in Schmiedeberg
- 2) Jürgen Langen
* 1. Juni 1939 in Schmiedeberg

Erich Langen**VIII p**

August Erich Langen besuchte nach Ablegung der Reifeprüfung auf dem Realgymnasium zu Köln die Technische Hochschule zu Berlin-Charlottenburg und begründete nach Auswanderung auf den Samoa-Inseln Tuwao und Sawai Plantagen. Als Vorsitzender des dortigen Pflanzervereins wurde er zu Beginn des Weltkrieges wegen angeblicher Verletzung erlassener Ordnungsvorschriften verhaftet und in Neuseeland monatelang im Gefängnis in Einzelhaft gehalten. Nach erfolgreichem Einspruch aus dem Gefängnis entlassen, kehrte er nach Kriegsschluß auf seine Pflanzungen zurück, die ihm nach erfolgtem Friedensschluß von den Neuseeländern durch Enteignung genommen wurden. Nach Europa zurückgekehrt, wurde er Leiter der Firma Langen & Wolf in Wien, einer Tochtergesellschaft der Gasmotorenfabrik Deutz. Bei Abschluß der Interessengemeinschaft dieser Firma mit dem Humboldt schied Erich Langen aus der Wiener Stellung aus und wurde Vorstandsmitglied der Zuckerfabrik vom Rath, Schöller & Skene in Klettendorf bei Breslau. Erich Langen leitet ab 1934 als alleiniges Vorstandsmitglied die Zuckerraffinerie Frelstadt in Braunschweig. — Bei Rückkehr aus der Südsee erhielt er das E. K. II am weiß-schwarzen Bande.

August Erich Langen vermählte sich am 9. August 1907 in Berlin-Charlottenburg mit Dora Amalie Rönisch, geboren am 28. Februar 1886 in Gülzow in Pommern, gestorben am 25. Dezember 1911 auf Samoa. Sie ist die Tochter von Hermann August Rönisch, * 20. Februar 1849 in Klein-Golnisch bei Bunzlau, † 7. April 1930 in Hinterbrühl bei Wien, und von Friederike Auguste Luise Freygang, * 5. August 1846 in

Gülzow (Pommern), † 5. Juni 1919 in Charlottenburg. – Erich Langen heiratete in zweiter Ehe am 1. Februar 1913 in Esch (Kr. Bergheim, Erfst) Johanna Margarete vom Scheidt, geboren am 27. Mai 1887 in Euskirchen. Sie ist die Tochter von Karl vom Scheidt, * 7. November 1851 zu Mülheim (Ruhr), † 3. August 1912 in Elsdorf (Rhld.), und von Hulda Emma Weyerstall, * 14. November 1853 zu Elberfeld, † 25. Mai 1920 in Elsdorf (Rhld.).

Kinder:

(erster Ehe)

- 1) Eugen Hermann Langen
* 23. Juni 1908 in Apia (Samoa)
∞ 20. April 1936 in Wernigerode mit
Waldtraut Blancke
† 21. Juni 1915 in Breslau

(zweiter Ehe)

- 2) Dieter Karl Langen
* 16. November 1913 in Apia (Samoa)
∞ 29. Dezember 1939 zu Breslau mit
Leni (Maria Magdalena) Hudlett
* 3. September 1912 in Contwig (Rheinpfalz)
- 3) Erika Lata Langen
* 28. April 1915 in Apia (Samoa)
∞ 8. September 1936 in München mit
Hans Peter Leskien
* 22. November 1912 in Leipzig
Die Ehe wurde geschieden
- 4) Frieda Langen
* 23. August 1916 auf Neu-Seeland
- 5) Johanna Langen
* 18. September 1920 in Köln

Zu VIII p 1:

Eugen Langen verbrachte die Kriegsjahre mit den Eltern auf Neuseeland, bezog 1921 das Gymnasium zu Kreuznach, wo er im Hause von Albert Rosenkranz (If 2) Aufnahme fand. Nach bestandenen Examen studierte er Maschinenbau auf den Technischen Hochschulen von München und Charlottenburg, wo er das Ingenieurdiplom erwarb. Im Jahre 1933 übernahm er die Leitung der Maschinenfabrik Heckmann G. m. b. H. in Breslau, die jetzt den Namen Heckmann & Langen führt. –

Zu VIII p 2:

Dieter Langen machte sein Abitur auf dem Heiligen Geist-Realgymnasium zu Breslau, studierte Medizin in Freiburg, München, Breslau und Kiel, wo er 1938 das Staatsexamen mit Auszeichnung und ebenfalls den Dr. med. ablegte. Er ist zur Zeit Assistent bei Professor Förster auf der Neurologischen Abteilung des Allerheiligen-Krankenhauses in Breslau.

Leni Hudlett machte in Bensheim (Bergstraße) das Abitur, studierte in München, Breslau, Freiburg i. Br. und Kiel Medizin und legte an letzterem Platz 1938 ihr Staatsexamen ab.

Enkel:

- 1) Heidrun Langen
* 5. Februar 1937 in Breslau
- 2) Hans-Jörg Langen
* 24. Mai 1938 in Breslau
- 3) Helga Langen
* 8. November 1939 in Breslau
- 1) Amai Langen
* 20. September 1940
- 1) Jutta Leskien
* 27. Mai 1937 in München

Albert Langen

(der Ältere)

geboren 1836, gestorben 1891

X

Der kleine Albert kam mit einem schwach arbeitenden Herzen zur Welt. Man gab ihm die Nottaufe. Aber das Kind erholte sich bald und wuchs dann unverzärtelt zu dem tüchtigen, lieben und feinen Menschen heran, der er von allen, die ihn kannten, betrauert wurde, als das übermäßig beanspruchte Herz nach fünfundfünfzig Jahren wieder und endgültig versagte.

Und irgendwie, in der Stille zwischen Geburt und Tod, hat dieses Herz gewiß auch anders geschlagen, als das der meisten Menschen. Vielleicht entstanden dadurch bei Albert gewisse, zwar nur schwach ausgesprochene, aber bisher in der Familie noch unbekannte Neigungen, die auf dem Kölner Gymnasium lebhaft begrüßte Unterstützung fanden.

Da aber der Vater für seine Unternehmungen noch einen technisch vorgebildeten Sohn brauchte, wurde Albert vom Gymnasium auf die Höhere Gewerbeschule verpflanzt. Von dort aus zog er zum Studium der Chemie nach Berlin. Hier befreundete er sich eng mit dem später in Laienkreisen hochgeschätzten Kunsthistoriker Wilhelm Lübke – und immer deutlicher zeigt sich bei diesem Jüngsten aus einem nunmehr vermögenden Hause jene Wandlung der Geisteshaltung an, die in der folgenden Generation zur Gründung der „Welt am Montag“ und des „Simplizissimus“ führte.

Möglich, daß Vater Johann Jakob etwas von dieser Wandlung gespürt hat, als er aus Zweckmäßigkeitsgründen seinen stets gutwilligen Jüngsten mitten aus dem Studium heraus auf das Kontor der Johannisstraße berief. Für die sehr bald darauf erfolgte Beteiligung des vierundzwanzigjährigen jungen Mannes an dem Agentur- und Kommissionsgeschäft von Adolf Schleicher in Antwerpen, das nunmehr als Schleicher & Langen weitergeführt wird, haben wir heute keine Erklärung mehr. Wie wir aber bestimmt wissen, hat der kaufmännisch ziemlich unerfahrene, ehemalige, bisher in goldener Freiheit lebende Student der Chemie sich in einer seinen Wünschen und Neigungen scharf entgegengesetzten Welt nur sehr langsam zurechtfinden können – und wenn es im Laufe von fast zehn Jahren doch noch zu einem Ausgleich der Gegensätze kam, so ist der Erfolg nicht nur dem Gerechtigkeitssinn des um achtzehn Jahre älteren Seniorchefs, sondern auch der lebenswürdigen Beharrlichkeit des in der Fremde zu einer klaren Persönlichkeit Heranreifenden zuzuschreiben, der ja nie offen von den ererbten Werten abgefallen war und dessen Gemütswärme allein das Herz des nur nach außen oft so schroffen Schwagers erobern mußte.

Alberts Verheiratung mit der gleichaltrigen, geistig lebhaften Ida Goeters aus Rheydt im Jahre 1864 gab seinem Leben aber erst endgültig Ziel und Richtung. Auch Ida hatte es anfänglich nicht leicht, sich unter das gutgemeinte, aber immerhin etwas niederbeugende moralische Joch der Antwerpener Verwandten zu beugen, und das schloß die jungen Eheleute gleich fest aneinander. Aber sie genoß in jugendlicher Aufnahmefähigkeit die auch schon in die Scheldestadt gedrungene größere Lebendigkeit der äußeren Lebenshaltung, bis sie, nach der Geburt des ersten Kindes für ihr ganzes weiteres Leben durch ein damals unerklärbares Frauenleiden an das Haus gefesselt blieb. Ein harter Schlag für ein von Haus aus fröhliches